Richard Suchenwirth

Das tausendjährige Österreich

Das Tausendjährige Österreich

Das Tausendjährige Österreich

von

Richard Suchenwirth

Mit 16 Bildtafeln
und 2 Karten

Verlag F. Bruckmann AG. München

Gesamtherstellung F. Bruckmann AG.
München 1936
Printed in Germany

Inhaltsangabe

Für meine Heimat, ihren ragenden Bergen, ihren Tälern und Menschen, ihren Städten und Dörfern zuliebe, habe ich dieses Buch geschrieben. Jedem meiner Landsleute, der fernweg von Österreich weilt, aber auch allen Getreuen in der Heimat soll es das stolze Bewußtsein uralter deutscher Geschichte Österreichs und einer unveräußerlichen deutschen Zukunft dieses herrlichen Landes geben. Ich hörte die Donau rauschen, ich sah die ewigen Berge Tirols, ich sah das schimmernde Wien, als ich die Zeilen fügte. Ich sah die österreichischen Kameraden mit ihrem heißen Herzen und ihrer großen Hingabe vor mir. Ich sah aber auch das ganze deutsche Volk, das vielfach noch zu wenig von Österreich weiß, und wollte ihm von der Schönheit des Landes, seinen treuen deutschen Menschen und ihren geschichtlichen Taten erzählen. Und das sollte mein Dank sein für Aufnahme, Erleben und Wirken, die mir im Dritten Reiche zuteil wurden, für die Möglichkeit des Mitschaffens an der Gestaltung der neuen Zeit! Von meinen vielen hundert Reden und Vorträgen, die ich im Reiche wie in Österreich je gehalten habe, ist wohl eine jede irgendwie ein Preislied auf meine schöne, kerndeutsche Heimat gewesen. Ich glaube an ihre Auferstehung und ihre große, unahnbar schöne Zukunft. So sei denn dieses Buch denen geweiht, die des gleichen Glaubens sind wie ich und denen, die als Reichsdeutsche für Österreich ein offenes Herz und tatkräftige Anteilnahme gezeigt haben!

Deutschösterreichische Heimat

Deutschösterreichische Heimat

Kernzelle von Österreich ist das Tal der Donau, und zwar eigentlich nur in seiner Ausdehnung als Ostmark Bayerns, beginnend bei der Einmündung der reißenden Enns und endend an den alten Grenzflüssen March im Norden und Leitha im Süden des Stromes, der Linie, vor welcher durch die Ungunst der Verhältnisse der deutsche Vorstoß gegen die Magyaren im elften Jahrhundert zum Stillstande kam. Später ist es dann der ganze Donaulauf von Engelhartszell im Westen bis Hainburg im Osten, grob gesehen von Passau bis Preßburg, wobei beide Städte außerhalb bleiben. An diesen Altraum schloß sich in den folgenden Jahrhunderten allmählich der Ostalpenbereich und sein istrisches Vorland an der Adria mit der wichtigen Handelsstadt Triest an. Westlich von den Gewässern des Bodensees waren dann noch die sogenannten Vorlande am östlichen Vogesenrande und am westlichen Abfall des Schwarzwalds durch sehr lange Zeit mit Österreich verbunden. Sie sind endgültig erst 1815 auf dem Wiener Kongreß aufgegeben worden. Ostalpen- und Donauland mit Ausnahme des nach über fünfhundertjährigem Besitz verlorengegangenen Triest und des teilweise noch länger mit Österreich verbunden gewesenen Südhanges des Gebirgsbereiches bilden das heutige Österreich.

Dieser historische Kern einer der merkwürdigsten und bedeutendsten Großmachtbildungen der europäischen Geschichte ist seiner Lage nach für den gesamtdeutschen Raum ebensosehr Schild und Deckung, wie ausgreifender Wegweiser und Bezwinger einer fremden Welt gewesen. Das österreichische Donautal war durch lange Zeit sperrender Riegel und die nach der Tiefebene Ungarns hin sich senkenden Ost-

alpenhänge waren der langgestreckte Schild von Süddeutschland. Aber ebenso war das gesamte Österreich durch seine Lage die nach Südosten tastende Länderhand. Als dann im sechzehnten Jahrhundert durch einen unerhörten Glücksfall diesem Machtgebilde die böhmischen und ein Teil der — später die ganzen — ungarischen Länder eingegliedert werden konnten, tauchte vor den Donaudeutschen ein neuer gewaltiger Schicksalsraum auf, der von ihnen in einer Arbeit von mehreren Jahrhunderten ehrenvoll bemeistert worden ist.

Die Donau wendet sich aus dem österreichischen Kernlande zielweisend nach dem Osten, muß aber vor ihrem Eintritt in die Ungarische Tiefebene eine Enge passieren, da von Norden her die Kleinen Karpaten, von Süden das Leithagebirge und die Hainburger Berge an sie herantreten. Durch diese Klammer wird der Raum in sich geschlossen, eine bedeutungsvolle Gestaltung der Natur, weil sogleich hinter diesen Höhen die Weite der ungarischen Ebenen beginnt.

Die Ostalpentäler wieder öffnen sich nach Südosten und Osten. Die Raab und ihre Nebenflüsse, die Mur und die mit der Donau lange Zeit wetteifernde Drau, geben hier die Richtung an. Dennoch ist aber in der Geschichte die Rolle dieses Gebirgsgrenzsaumes mehr die der Verteidigung als des Angriffs gewesen, da der Druck eher talaufwärts aus dem Tieflande und seinem sanften Vorgelände her als von den Bergen herab erfolgte. Denn es waren ja vorweg Reiterscharen, die sich hier angreifend bewegten, während der deutschen Bevölkerung der Ostalpentäler ein richtiges Hinterland zur Entfaltung mangelte. Sie war zum Teil sogar, auf der Abfallseite wohnend, zur Randlage und damit zu einem echten Grenzerschicksal bestimmt. Ihr konnte erst die Entscheidung im Donautale, der Durchstoß im Norden als Erschließung der ungarischen Ebenen, eines Tages Luft machen und die Weite eröffnen.

Ist so die Rolle Österreichs nach dem Osten hin, geopolitisch betrachtet, sowohl Schild als Schwert und später dann, als Großösterreich, bindende Klammer, so kommt ihr gegen den Norden, gegen Böhmen und Mähren zu, besonders aber gegen den für Österreich geradezu offen daliegenden mährischen Raum hin noch bestimmendere Bedeutung zu. Anders als für Österreichs Gegenländer, Sachsen und Schlesien sind hier die Wege unschwer gangbar. Über die Thaya hinweg und auch der March entlang erschließt sich Mähren ohne weiteres, und

das ist der verwundbare Rücken des tschechischen Siedlungsraumes. Hier ist die Achillesferse der tschechoslowakischen Staatsherrlichkeit.

Soweit die großen Bedingnisse, die aus der Lage her für Österreich bestehen, an deren Bewältigung und Auswertung das Südostdeutschtum seit dem Beginn seines geschichtlichen Daseins gearbeitet hat. Sie haben ihm ebensowohl Erfüllungsmöglichkeiten der reichsten Art geboten, wie auch Quellen unsäglichen Leides erschlossen. Niemand aber wird die Geschichte Österreichs richtig verstehen, der über diese gegebene Grenz- und Marklage hinwegsieht, die ebenso bestimmend auch für das Schicksal von Wien, seiner Hauptstadt, gewesen ist.

Nun aber soll das Land selbst sprechen, sein Wesen offenbaren und seine Schönheit verkünden! Denn unbekannt für so viele Millionen unseres Volkes, besonders im Norden und Westen, liegt hier eine herrliche deutsche Welt.

Österreich! Nicht sogleich will ich euch auf seine Hochwarten führen, dorthin, wo in der Bergwelt alles Gemeine und Alltägliche verstummt, wo Himmel und Erde zu einer Unendlichkeit von Höhe und Tiefe verschmelzen, daß euer Herz zerspringen möchte vor dem unendlichen Jubel, der sich in ihm zusammenpreßt.

Ich leite euch erst durch das Tal der Donau, des schweigenden Nibelungenstroms, wie er rauscht durch stille Auwälder oder offenes Uferland, an behäbigen alten Orten vorbei. Wie er auf seinem ganzen Wege von Passau an, wo er, zunächst als Grenzfluß, Österreich betritt, bis nach Hainburg, der österreichischen Grenzstadt gegen die Tschechoslowakei, nur zweimal mit seinen Fluten Großstädte berührt, Linz und Wien. Und von diesen wird die erste, Oberösterreichs Hauptstadt, die eigentlich eine echte Mittelstadt ist, sehr oft mit Spott und Behagen ein Dorf genannt. Trotz ihres mächtigen neugotischen Domes, trotz ihrer alten Barockhäuser und trotz ihrer wichtigen Brückenlage, weil es in ihr noch so gemütlich ruhig und wohllebig, gar nicht großstädtisch, zugeht. Sie liegt mit ihrem Vororte Urfahr beidseits der Donau mitten in fruchtbarem Lande, unfern einer wahren Getreidekammer, und alle vier Viertel von Oberösterreich sind auf sie ausgerichtet. Bei solcher soliden Daseinsberechtigung hat Linz, eine echte Stifterstadt, wo alles Leben noch geradezu bäuerlich verankert ist, mit moderner Hast wahrhaftig nichts zu schaffen.

Am Donaustrom weilen wir mitten im zwanzigsten Jahrhundert

in einer Stille, als wäre noch die alte Zeit, da er Grenze war zwischen dem römischen Weltreiche und der freien unbezwungenen Macht der Germanen Marbods. Es kann dir hier an Tagen geschehen, daß du in weitestem Rund kein Lebewesen und keine Spur von Menschen erblickst, daß du träumen könntest, es trete der grimme Hagen auf der Suche nach einem Fergen zu dir aus den Wäldern der Ufer. Immer wieder mutet es seltsam an, daß der Rhein so voll ist von lauter Geschäftigkeit und wachestem Tag, daß er drängt vor Lebenshunger, während die Donau wie vergessen schweigt und still ihren uralten Weg geht. Wir möchten fast an die Mosel denken, um zu vergleichen, denn auch sie ruht fast unberührt in sich und ist tief verschwiegen, aber sie bleibt ein versonnener Bergfluß, während die Donau wie in den Tagen der Völkerwanderung ein Heerweg und eine ernste Schicksalsbahn ist. Der gewaltige Strom, der als Regent der östlichen Alpenflüsse ein Stück Tirol und ein Stück der Salzburger und der Steirer Berge mit sich führt, sodaß er nirgends seine Gebirgswässer verleugnen kann, fließt zumeist durch erwartende Ebene, dreimal aber, im Sauwald, im romantischen, einsamen Strudengau und in der Wachau, muß er sich in kampfvollem Lauf durch schweres Hügelland hindurchwinden, das ihm mit hartem Granit den Weg in die Ebene versperren möchte. Am bekanntesten unter diesen Durchbruchstälern der Donau ist die Wachau. Wir treten in diesen schönsten Teil des Flußlaufes bei dem alten Benediktinerkloster und Städtchen Melk ein. Auf steilem Uferfelsen ragt mit Kuppel und Türmen und langer Fensterfront das mächtige Stift empor, ein wie zufällig in der Zeitlichkeit vor Anker gegangenes Himmelsschiff, das nun schweigend der Ewigkeit harrt. Dann steigen zu beiden Seiten des Stromes mit dunklem Wald oder kahlem Fels die Hänge auf. Kühne Raubnester, wie das trotzige, einem Habicht gleichende Aggstein und das starke, weitläufig befestigte Dürnstein, haben sich über den Felsabstürzen als Herrscher eingenistet und schauen auch heute noch verwegen und lauernd auf die gleitenden Wasser, wie damals in der Ritterzeit, als sich von ihren Zinnen herab Verderben auf die des Weges ziehenden Kaufleute herabstürzte. Selbst ein englischer König, der tapfere Richard Löwenherz, hat hier die bangsten Stunden seines Lebens verbracht. Doch nahe diesen Stätten eines wilden Daseins, das im Schwert und raschen Zugriff seinen Inhalt erblickte, schmiegt sich barockes Gemäuer mit schmucker Kirche wie bau-

gewordenen Melodie an die knappe Uferböschung und, wo das Tal sich nur ein wenig weitet, klettert die unverzagte Rebe den sanfter gewordenen Hang empor. Wachauer Wein!

Wer in den Frühlingstagen kommt, wo um die Ufer das zärtliche Weiß der Kirschblüte, der fröhliche Duft der blühenden Birnen, das Rosa der Pfirsiche und etwas später die kraftvollen Farben des Apfelblusts aufleuchten, schmeichelndste Farbtöne rings um schindelgedeckte, ursprüngliche Dörfer und burggekrönte Hügel, der nimmt von der gerühmten Talenge ein unvergängliches Bild der Lieblichkeit nach Hause.

Bei den alten Häusern, Toren und Kirchen der enggassigen und winkeligen Schwesterstädte Stein und Krems, die einst bedeutende Handelsplätze waren, haben wir die Wachau bereits verlassen. Von stattlichem Hügel des südlichen Ufers her grüßt noch das alte Kloster Göttweih, wo Frau Ava im elften Jahrhundert ihre frommen Legenden schrieb, die erste Dichterin deutscher Sprache. Nun aber sind wir bald in der Ebene des Tullner Feldes und grüßen in dem verschlafenen Landstädtchen Tulln die alte Hauptstadt von Österreich, die auch das Nibelungenlied kennt. Das Nibelungenlied! Der ganze Donaulauf Niederösterreichs ist durch den Namen Nibelungenweg geheiligt, und in Pöchlarn, das etwas oberhalb von Melk gelegen, hat der milde Markgraf Rüdeger seinen gastfreundlichen Sitz gehabt, die edelste und ergreifendste Gestalt inmitten der wilden Kämpfe, die uns der zweite Teil des alten Heldengedichtes von der Nibelunge Not berichtet. Rüdeger, eine wahre Verkörperung der vielberufenen deutschen Treue, ist zugleich der edelste Vertreter des Österreichertums.

So geht es auf uraltem Wege der Stadt Wien entgegen. Noch aber muß sich die Donau, ehe sie in die stille Gelöstheit des Wiener Beckens eintreten kann, erneut den Durchbruch erzwingen. Der Wiener Wald, der letzte Ausläufer der Alpen, tritt mit dem breiten Kamm des Kahlenberges und dem steil abfallenden Leopoldsberg hart an den Strom heran und vom andern Ufer her leistet ihm der mächtige Rücken des Bisamberges Hilfe. Über Auwäldern am rechten Ufer erhebt sich das alte Chorherrenstift Klosterneuburg, das vorübergehend als Palast und Begräbnisstätte der habsburgischen Kaiser gedacht war, über dem gleichnamigen Städtchen, während von einem Föhrenhügel der anderen Stromseite her, weiter aufwärts gelegen, die aus Trümmern der Schwedenzeit mit unendlicher Liebe und Sammel-

freude wieder aufgebaute Burg Kreuzenstein herübergrüßt. Und dann sind wir in Wien.

Hier trifft auch die Hauptlinie aus dem Westen ein, die sich nicht der Furche des Donautales bedient. Sie nimmt von Salzburg ihren Ausgang und eilt durch leicht hügeliges Voralpenland, das zur Rechten immer die Berge begleiten. Es sind unter ihnen stolze Namen, wie der Untersberg und Schafberg, der vergletscherte Dachstein, der noch an dreitausend Meter Höhe heranragt, der kühne Traunstein, das Höllengebirge, die Felswüsten des Toten Gebirges, das Sengsengebirge, der Dürnstein, der Oetscher und die Reisalpe. Dieses Alpenvorland ist eine eigentümliche Landschaft, die überall von Mittag her durch die lange Reihe der Berge ewig lautlos beobachtet wird. Über ihr aber, ihren Obstangern und Getreidefeldern, ihren Äckern und Wiesen, Waldhügeln und Kuppen, ihren Winkeln und Weiten scheint der große Name Adalbert Stifter zu schweben. Die Bahnstrecke leitet entlang schollenverwurzelten oberösterreichischen Landstädtchen, wie dem schmucken Frankenmarkt, Vöcklamarkt, Vöcklabruck und dem stattlichen Wels, nach Linz. Hier aber läßt sie — kaum begrüßt — den Donaulauf bald wieder zur Seite, um ihn nur noch bei dem eng an die Stromböschung geschmiegten alten Ybbs, bei Pöchlarn und Melk kurz zu berühren. Dann eilt sie durch fruchtbare niederösterreichische Erde nach dem industriereichen St. Pölten, das der Ausgangspunkt mehrerer kleiner Bahnlinien ist, unter denen die Mariazeller Bahn zu den reizvollsten Bergbahnen Österreichs gehört. In der alten Bischofsstadt St. Pölten zeigt noch manch stilles Haus in enger Gasse oder auf schön gedachtem Platze edelste Baukunst aus der Zeit des Barock und Rokoko.

Nun steigt die Westbahn allmählich dem Wiener Wald entgegen und in ihm aufwärts zur Paßhöhe von Rekawinkel. Dann eilt sie bergab zwischen Buchenhügeln an bescheidenen Orten vorbei, dem schmalen Wienfluß folgend, und trifft im Westen der Großstadt ein.

Wien wird eigentlich zu Unrecht die Stadt „am Donaustrand" genannt. Die Donau fließt durch die Alte Stadt nur mit einem Arm, dem Donaukanal und lediglich der industriereiche Bezirk Floridsdorf liegt jenseits des Hauptstromes. Das heutige Wien ist der Donau eher abgekehrt. Es wendet sich den Schotterterrassen und letzten Hängen des Wiener Waldes entgegen und hat sich mit seinen äußersten



Wachau, Ruine Aggstein



Stift Melk a. d. Donau



Wien, Stefansdom

Vororten und Villensiedlungen in die Winkel des Bergabfalls eingenistet. Nußdorf, Grinzing und Sievering, Pötzleinsdorf, Währing, Hernals und Ottakring sind so entstanden. Die Stadt selbst führt ihren Namen nach dem kleinen Flüßchen Wien, das von den Waldbergen im Westen herströmt.

So recht übersichtlich übersehen wir das graue Häusermeer von den Höhen des Kahlenberges, der von der Vorstellung Wien untrennbar und den Wienern wie geheiligt ist, da von hier und seinen benachbarten Bergen am großen Entscheidungstage der zweiten Türkenbelagerung die Scharen der Befreier zur Stadt hinunterstiegen. Der Blick vom Kahlenberge ist mit Recht berühmt. Weite der Ferne, die uns die Donau erschließt, und gebändigte Masse der einundzwanzig Bezirke der Stadt! Das alte Wien ist dicht um den Stephansdom zusammengeballt, der sich mit seiner edel und kühn wie eine Himmelsflamme aufsteigenden Turmspitze, der schönsten, die von der deutschen Gotik geschaffen wurde, hoch über seine Umgebung erhebt. Ein Abgesandter Bosniens hat einmal im Mittelalter die Herrlichkeit dieses Bauwerkes gerühmt, indem er es in der überschwenglichen Art, die gerade der naive Sinn so oft Werken der höchsten Kunst gegenüber zeigt, als wertvoller erklärte, als das ganze Königreich Bosnien. Vor diesem uralten Wahrzeichen der Stadt müssen all ihre anderen Türme weichen, der von Maria am Gestade, der des Rathauses mit dem eisernen Ritter, die durchbrochenen Pyramiden der Votivkirche, ganz zu schweigen von dem zierlichen Turmhelm der Michaelerkirche und dem seit der Türkenzeit her verstümmelten der Minoriten.

Wien! Von vielen Schicksalen ergriffen und geführt und selbst wieder Schicksale lenkend, Römerkastell, Herzogssitz, Kaiserstadt und endlich Bundeshauptstadt eines bedrängten kleinen Freistaates, oft wie im Kern getroffen, verloren gegeben und immer wieder erneuert, hat sich diese wahrhaft ewige Stadt zu behaupten gewußt als die schönste aller deutschen Städte, die bezauberndste und am meisten besungene, bei deren bloßer Nennung sich bereits ein Menschenantlitz verklärt. Da stehen alte gotische Kirchen trotz bisweilen barocken Umbaus immer noch in ihrer herben Schöne, da winden sich Gassen, mittelalterlich eng, um hohe kühle Häuser, da dehnen sich Barockpaläste des Adels in anspruchsvollem Stolz und gelassener Ruhe. Und überall sprechen hier die Jahrhunderte.

Die Innere Stadt, Wiens erster Gemeindebezirk, wird von der wahrhaft kaiserlichen Anlage der Ringstraße umschlossen, die mit ihren Linden und Platanen dem alten Stadtgraben folgt, da und dort noch einen Garten umkleidend. Hier reihen sich die Gebäude, die Geist und Kunstfreude, Sammellust und Kultur, Gestaltungswille und Verwaltungskraft der Großstadt und Österreichs verkörpern, eine einzigartige Via triumphalis, wie sie kaum irgendwo nochmals angetroffen werden kann. Und wenig dahinter gibt es noch Reste der alten Basteien, sogleich hinter der Universität die Mölkerbastei, die daran erinnern, daß Wien lange Zeit eine sehr starke Festung war, daß vor diesen Bollwerken in Sturm und Abwehr heißes Menschenblut geflossen ist, daß durch einige Monate des Jahres 1683 hindurch Abendland und Orient in höchster Erregung ihre Augen auf diese Stadt und ihre Verschanzungen gerichtet hielten. Noch steht auch die graue, vielteilige Hofburg, die so lang das Symbol österreichischer, deutscher, ja europäischer Politik gewesen ist. Mächtig greift, besonders auch mit seinen neuen unvollendeten Bauten, das sehr alte, in den verschiedensten Zeiträumen immer wieder erweiterte Herrschergebäude aus. Die Hofburg ist erst richtig eine Schöpfung der Habsburger. Das erste Herrschergeschlecht Österreichs, die aus Franken stammenden Babenberger, hatten ihre Burg auf stolzer Bergeshöhe des heutigen Leopoldsberges, der damals den passenderen Namen Kahlenberg führte, erbaut. In der Stadt besaßen sie nur eine Saalburg, und zwar auf dem auch heute noch schönsten Platze von Wien, der wie ein festlicher Innenraum wirkt, und „Am Hof" genannt wird.

Nach Nordwesten, Westen und Südwesten, aber auch nach Osten und Südosten hin entwickeln sich die behaglichen Vorstädte. Sie sind ihrem Ursprung nach sehr alt und gehören vielfach bereits dem elften und zwölften Jahrhundert an, wenn sie auch nur geringe Erinnerungen an das Mittelalter bergen. Zweimal nämlich, in den Schicksalsjahren 1529 und 1683, sind sie sämtlich zerstört worden, und zwar die im näheren Vorgelände von den Verteidigern der Stadt, damit die Heerscharen der Türken keine Stützpunkte fänden; die ferneren aber sind von den Belagerern niedergebrannt worden. In den Wiener Vorstädten, die auch nach ihrer Eingemeindung ihr altes Sonderleben und ihre ausgeprägte Eigenart ohne künstliche Pflege bewahrt haben, hütet auch heute noch recht häufig ein traulicher Winkel die Stille und das

Behagen der Biedermeierzeit. Und wie in der Inneren Stadt noch uralte Häuser mit dickem Gemäuer von den Tagen des Prinzen Eugen von Savoyen, der Maria Theresia und ihres edlen Sohnes Joseph, aus den Festwochen des glanzvollen Wiener Kongresses erzählen, scheint hier, wo in manch altem Hofe noch der Flieder duftet und Nußbäume, die treuen Begleiter des Weinbaues, stehen, überall wie eine ferne, süße Melodie der Name Franz Schubert zu tönen. Und es gibt etliche Häuser, die sich rühmen dürfen, einmal Beethoven zum Sommeraufenthalt beherbergt zu haben.

Ganze Stadtteile von Wien, wie Hernals, sein siebzehnter, und Sievering, sein neunzehnter Gemeindebezirk, sind heute noch echte Weinorte, wenn auch viele Weinberge dem Wachstum der Stadt weichen mußten und uralte Riede verschwunden sind. Wenn auch die große Blüte des Weinbaus, von der im sechzehnten Jahrhundert Hans Sachs aus schönen Wandertagen so begeistert erzählt, vorüber ist, kein Wiener Wein mehr ins Reich gelangt und die gewaltigen Unterkellerungen der Altwiener Häuser nicht mehr unendliche Mengen des edlen Saftes beherbergen. Aber gerade in unserer Gegenwart hat sich der Name eines kleinen Wiener Weindörfchens, das nur ein winziger Teil des neunzehnten Stadtbezirkes Sievering ist, der Name von Grinzing, mit hinreißender Kraft die Welt erobert, und wenn Menschen aus dem Alltag heraus gesellige Wege zur Freude suchen, erschallt das leichte Lied des Frohsinns: „Ich muß wieder einmal in Grinzing sein, beim Wein, beim Wein, beim Wein." Und die es singen, haben vielleicht noch nie in einem der kleinen Heurigenhäuser von Grinzing gesessen und vielleicht noch nie einen Tropfen der Wiener oder sonstiger österreichischer Rieden getrunken.

„Bewundert viel und viel gescholten!" Eigenartig ist der Zauber der Wiener Stadt. Man hat sich an die landläufige Redensart gewöhnt, daß von ihr ein entnervender Hauch ausgehe, der alles Tatkräftige ertöte, ja überhaupt den Wert der Tat anzweifeln lasse. Irgendwann ist dies auch in humorvoll selbstverspottenden Versen zum Ausdruck gekommen, die etwa so lauten: „Dort, wo der Johann Strauß sein Liedel geigt, da hat die Weltgeschichte stets gestreikt." Es ist aber nichts unwahrer als dies. Gewiß liegt das Wiener Becken und in ihm die sich schmiegende Stadt eigenartig beruhigend da. Unbegrenzt fast öffnet sich das Land, abgleitend von den Berghängen, nach

Osten hin. Es ist, als spräche die Weite, zu der sich die Stadt neigt, immer wieder das Wort Geduld, Geduld bei bitterem Schicksal, Geduld auch bei Hunger, Geduld selbst in der Freude. Aber welche Fülle von Begabungen hat diese unvergleichliche Stadt doch hervorgebracht, und wie zäh haben ihre Bewohner trotz aller nur denkbaren Schicksale festgehalten an der alten Eigenart, wenn auch wahre Springfluten von Fremdem sich immer wieder über sie, die große Grenzstadt und jahrhundertelang völkerüberdachende Reichsresidenz, ergossen. Wie oft hat auch der Wiener selber über seine Vaterstadt den Stab gebrochen, um dann in der Ferne heißester Sehnsucht zu erliegen.

Es gibt gegen die verträumte Stille der alten Paläste und Häuser, gegen die sengende Hitze des Vorsommers ein Zaubermittel, das doch viel zu wenig beachtet wird, wenn man über diese Stadt sprechen will. Es sind die Berge, von denen der frische Wind über die Häusermassen weht, so daß in ihr immer irgendwie Frühling ist und Bewegung. Im weiten Hintergrunde Wiens, im Süden, wird der Schneeberg sichtbar, und das ist schon Hochgebirgswelt mit Gemsen und Abgründen, mit steilem Bergwald und rauschenden Tälern. Nur wenig über eine Stunde braucht der Schnellzug, um den weltbekannten Semmering zu erreichen, die Paßhöhe und den Luftkurort, der an der Grenze der Steiermark gelegen ist, und von Wien durch eine der ältesten Gebirgsbahnen, erbaut nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, mit vielen Viadukten und kleineren Tunnels auf romantischer Trasse erschlossen wird. Baden mit seinen heißen Quellen, Wienerneustadt mit seiner mächtigen Burg, in der österreichischen Geschichte die alte getreue Stadt genannt, wuchtiger Grenzplatz gegen Ungarn, sind auf dieser Bahnstrecke fast schon zu Vororten von Wien geworden. Bringt uns so die Südbahn in die Gegend des 2075 Meter hohen Schneebergs und der ausgedehnten, durch eine Seilbahn rasch erreichbaren Hochflächen der mächtigen Rax, so ist auch der Wiener Wald nicht zu verachten, den uns bereits die Stadtbahn und die Wiener Straßenbahn öffnen. Man muß nur etwa im Winter in den Waldwinkel von Neuwaldegg wandern, wenn die Bäume von Rauhreif starren und eine eisige Kälte stumme Winterwacht hält. Oder wenn die Stürme durch den Laubwald brausen, etwa um den Hermannskogel herum, oder aber, wenn im Frühling ein betörendes Grün von maifrischem Buchenlaub die Waldfluten umkleidet, wenn der Lauch

blüht, aber auch der duftende Waldmeister und das weiße Waldvöglein, wenn ganz nahe der Großstadt die Natur mit schönsten seltenen Blumen aufzuwarten vermag. Mitten im Forste dieses Waldgebirges liegt in kleinem flachem Wiesengrunde das alte Zisterzienserstift Heiligenkreuz mit seiner Klosterkirche voll Keuschheit des romanischen Schiffes und berauschender Verzücktheit seines großfenstrigen Chores. Heiligenkreuz ist ein Edelstein der Architektur, jedoch auch ein Gedächtnisort gesamtdeutscher Geschichte. Hier liegt in kühler Gruft der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare begraben, der Herzog, der im Kampfe um Ausdehnung Österreichs nach dem Osten hin, Ausdehnung um westungarische Komitate, gefallen ist. Welche Hoffnung lag in solchem Beginnen!

Nach Süden zu weicht im Wiener Wald der Sandstein, der sonst seine Hügel bildet, mächtigem Kalk. Romantische Felswände sind als Kletterschulen von der Großstadt her unschwer zu erreichen. So kann der Wiener, begünstigt durch eine mannigfaltige Umgebung, der zur Vollkommenheit nur die Seen fehlen, gar nie naturfremd werden, wenn auch die Stadt auch heute noch mehr als eine Million achthunderttausend Einwohner besitzt. Die Berge locken und sind für die Ärmeren sogar in einfachem Fußmarsch zu erreichen, und wenn man ihre Höhe erstiegen hat, locken schon wieder andere bewaldete und begrünte Kämme und dahinter neue, höhere, steilere, und ganz unversehens ist der Großstadtmensch mitten in der unberührten Welt der Alpen.

Völlig still wird die Landschaft, wenn wir, den Fluten der Donau folgend, Wien verlassen haben. Durch einsame Auwälder strömen die Wasser dahin, durch Auwälder, die in ihrer Ungestörtheit wahre Paradiese selten gewordener Vogelarten sind. Der weite Raum liegt in geschichtsloser Stille da, so lautlos wie die verwitterten und von Kornfeldern erstickten Trümmer der alten großen Römerstadt Carnuntum, die hier ihren Handel trieb und die Grenze des Imperiums hütete. Mit Hainburg grüßt dann die Donau die letzte österreichische Stadt, ehe sie ins Gebiet der Tschechoslowakei hinübertritt, die durch die Friedensdiktate ihre Grenzen bis hierher vorzuschieben vermochte. Hoch über der kleinen Stadt erhebt sich die weitschauende, wuchtige Burg, die schon das Nibelungenlied als die „alte" „Heimburc" kennt. An den breiten Strom ist noch einmal Hügelland herangetreten, ehe ihn die

weite ungarische Ebene aufnimmt und endgültig seiner deutschen Heimat entfremdet.

Wer sich vom österreichischen Donaulauf nordwärts wendet, dem öffnen sich wenig bekannte Gegenden, die zum Teil betrachtsamste Schönheiten aufweisen. Da sind die stillen Granithochflächen, sanftgewölbten Hügel und tiefen Täler des Mühlviertels in Oberösterreich, die nach dem Nordwesten hin allmählich zum Blöckenstein aufsteigen und damit bereits in die Welt des „Hochwalds" geleiten, die Welt Adalbert Stifters, dessen wir hier schon zum dritten Male gedenken müssen. Nach Osten schließt an das einsame, altertümliche Mühlviertel das niederösterreichische Waldviertel an, mit seinen weltfernen Dörfern und wenig belebteren alten Städtchen, sehr kleinen darunter, die sich nie aus mittelalterlicher Knospe haben entfalten können. Manche von ihnen weist noch fast geschlossen mit Wehrmauern und Türmen die Zeichen der alten Zeit auf. Horn, eine dieser Waldviertelstädte, war in den Bedrängnissen der Gegenreformation die Hochburg der österreichischen Protestanten. In dem kleinen Kirchberg ist Robert Hamerling geboren worden, ein Dichter voll Begeisterung für sein deutsches Volk und dessen Zukunft. Das Gut Rosenau aber war die Heimstätte des Erweckers der Deutschösterreicher und Vorläufers von Hitler, Georg Ritter von Schönerer, der seiner Geburt nach allerdings ein Wiener ist. In dem kleinen stillen Spital aber sind die Eltern des deutschen Führers geboren worden. Auf dieser ärmlichen Grenzscholle haben schon ihre Voreltern gelebt. Der Führer des deutschen Volkes ist somit seiner Abstammung nach ein Waldviertler. So hat dieses kernige Grenzland gegen die Tschechen dem gesamten deutschen Volke reiche Ernte aus seinem steinigen Boden gezollt. Das Waldviertel führt übrigens seinen Namen zu Recht. Dichter Wald breitet seine Heerhaufen aus, immer unberührter und wildreicher, je mehr wir uns der Grenze Böhmens nähern. Die Felder sind karg und steinig, viel Hafer wird gebaut, und weite Strecken schimmern im Frühjahr von der zarten Bläue des Flachs. Hier gibt es noch eifrige Hausindustrie und das kleine Ländchen führte vorweg in seinem nordwestlichen Teile den Namen Bandelkramerland. Trotz seiner Abgelegenheit hat das Waldviertel als Grenzmark viele Stürme der Geschichte erlebt, und die zahlreichen Burgruinen des Landes, oft mächtigster Wehranlagen, legen dafür ein ernstes Zeugnis. Zum großen Teil

erhalten ist noch hoch über dem braunen Kamp die Rosenburg, von deren Verlies „wohl vierzig Klafter tief unter der Erd, bei Nattern und bei Schlangen“ das altdeutsche Rosenburgerlied erzählt.

Gegen Osten zu fällt das Land mit den Mannhardsbergen in ein weites Gelände ab, wo der Wald Feldern und ausgedehnten Weinbergen gewichen ist. Hier gibt es Städtchen mit geradezu endlosen Unterkellerungen, wie Retz. Wir nähern uns dem kahlen Marchfelde, das seinen Namen von dem alten Grenzflusse gegen die Ungarn, heute die Tschechoslowakei, führt. Das infolge seiner Waldlosigkeit mit der Versandung bedrohte Gebiet dehnt sich bis vor die Tore von Wien. Es ist ein altes Durchzugsland für Heere gewesen und birgt Schlachtfelder, auf denen der Gang der deutschen Geschichte bestimmt wurde. Bei Dürnkrut verlor Ottokar von Böhmen gegen den deutschen König Rudolf von Habsburg Schlacht und Leben, bei Aspern erlitt der große Napoleon die erste Niederlage seines Lebens durch den österreichischen Generalissimus Erzherzog Karl, bei Wagram entschied der Korse einige Wochen darauf das Schicksal des blutigen Feldzuges von 1809 in schwerstem, zweitägigem Ringen noch einmal für sich.

Im Süden der Donau locken bereits von weitem, hinter begrenztem Flachlande sichtbar, die Berghäupter der Alpen, zu denen in allmählicher Steigung ein Hügel- und Vorgebirgsland hinanleitet. Auch der Wiener Wald ist ein solches. Bald begegnen wir kühnen Kalkfelsen über einsamen Tälern, Jägerrevieren erwünschtester Abgeschiedenheit. Da gibt es Wiesen, rotschimmernd in der Fülle der Nelken, steigen Matten empor, die im Frühling der Enzian tiefblau bestickt, sind Bachläufe gebettet, die er aufleuchten läßt im kraftvollen Gelb der Sumpfdotterblume, stehen Nadelwälder, in denen der Sauerklee seine kinderzarten Blüten zu Scharen entfaltet. Da neigen sich Hänge und ruhen Wiesen des Tales, die der Mai in das Schneeweiß der Narzissenpracht kleidet, aus dem leicht sumpfigen Boden die duftigsten und zierlichsten Blüten hervorzaubernd. Und jede Jahreszeit weiß hier den ihr eigenen Zauber zu entfalten. Der Winter prahlt mit Schneemassen und eisgefesselten Bächen, aber auch mit herrlicher klarer Luft, schimmernden Bergeshäuptern und lautloser Stille. Der Vorfrühling liegt unsagbar erwartend in einsamem Werden da und blickt mit den großen Augen seiner Schneerosen in den wandelbaren, so oft noch mit Winterschauern drohenden Himmel. Wie aber jubelt dann der

herrliche Mai, Herrscher über unendliche Blüten, wie atmet der Sommer Seligkeit und träumt von ewigen Freuden! Und wie schwermütig naht der Herbst, weitsichtig und klar, schönstes Scheiden und einsames, letztes Seinselberbesinnen! Und tapfer stirbt dann der verfärbte Wald und neigt sein Haupt den eisigen Stürmen, bis er winterkahl geworden ist und seine Lippen sich wehevoll geschlossen haben. Der Wald, unser herrlicher deutscher Wald! Da stehen Baumheere auf steilen Hangseiten, Buchen, Fichten und Ahorne, Bergwälder von unbändiger Kraft, endlose Haufen zum Sturm auf die Höhen zusammengeballt, bereit, Schneelasten des Winters, Wetterschlägen und dem Toben der Stürme zu trotzen. Wo sie aber hoch über dem Tale der vordersten und wildesten Unbill der Witterung nicht mehr zu steuern vermögen, harren noch mächtig verwurzelt, auf der Wetterseite längst kahl geworden, einsame Baumrecken als Vorkämpfer aus, Fichten, Lärchen und Arven, oft aber auch Buchen und Bergahorne. Sie stehen, jeder einzelne eine Welt für sich, um nach Jahrzehnten des höchsten Heldentums den Winterstürmen, der Lawinenflut oder den Blitzen zum Opfer zu fallen. Es ist ein ewiges Symbol des Soldatentums, das auf kein Menschenherz seinen Zauber verfehlen kann, das irgendwie jung und unverbraucht selbst heldenhaft geblieben ist. Und was bedeutet es doch, im Hochgebirge den Stürmen zu trotzen, wenn endlos der Regen herniederbraust, Schneesturm und Hagelschlag mit eisiger Faust wüten oder der Föhn in den Baumkronen als ein rasender Tyrann haust. Der Föhn! Wie lieblich klingt das Wort, voll von Wärme des Südens und kosender andrängender Schmeichelei. Aber welch ein Raubtier kann dieser Wind werden, der in manchen Teilen von Österreich, besonders in Nordtirol so große Bedeutung besitzt. Wie treibt er auf einmal Wolkenmassen von Berg zu Berge, wie drückt er dunkel heraus aus der Bucht der Gebirge! Er fährt in die Felder, daß die Halme hochauf fliegen, er haust in den Höhen, daß der blaue Himmel seinen Bogen spannt, eng und enger vor der grauen Wucht. Unter der wilden Zucht seines Sturmes läßt er ganze Wälder erbeben und sucht die starken Bergbäume mit grausamer Zerstörungslust heim.

Bäume der Berge, ein jeder von euch müßte uns heilig sein! Ihr schützt die Häuser der Alpenbauern vor den niedersausenden Lawinen, ihr spendet dem Bergwanderer willkommensten Schatten, ihr steht in

schweigender Herrlichkeit, ihr behütet das Erdreich und den Boden der Berghänge! Ich habe schwache Erlen gesehen, die sich in tapferen Scharen auf gleitende Hänge gesetzt hatten und diese über schwindligen Abgründen festhielten. Der Baum beharrt und schützt mit seinen klammernden Wurzeln. Und über den Wetterwald empor, dorthin, wo keine größere Baumgestalt mehr Raum findet, steigen im Kalkgebirge noch die zähesten Vortruppen des Waldes, die verschlungenen Kameradschaften der Legföhren auf, die, Brust an Brust geschlossen, mit starken elastischen Ästen und langen, buschigen Nadeln, an den Boden gepreßt, der Zerstörung durch die Elemente ebenso Halt gebieten, wie sie bald den Menschen ermatten, der sich durch dieses wehrhafte Labyrinth hindurchwinden möchte. Die Legföhren sind neben den breiten, stolzen Zirben die schönste Form der Kiefer auf deutscher Erde, zwar klein von Wuchs, aber kraftstrotzend, ihre Äste so grün und im Anblick erfrischend, wie das köstliche Latschenöl stärkt, das aus ihnen gewonnen wird. Dem Wild der Berge, Gemsen und Hirschen, ist ihr Dickicht willkommener Unterstand. Die Latschen sind die letzten und genügsamsten Vorkämpfer des Waldes. Das Urgebirge mit seinem Gneis und Granit, seinem kristallinen Schiefer, kennt sie nicht. Der Kalkboden ist ihre Heimat.

Über den Hängen der Latschen, im Urgebirge über den letzten zerzausten Vorposten des Wetterwaldes, beginnt die Region der Matten. Da wuchern Alpenrosen, gibt es wahre Beete von Heidelbeeren, die von der Sonne der Höhe schmackhafter geworden sind, als die in den schattigen Wäldern. Da wimmelt es von Preiselbeeren, harten korallenroten Früchten, da überzieht die Rauschbeere mit großen Polstern Hänge und Mulden. Später dann aber gibt es nur noch Gras, aber oft schimmernd von herrlichen Alpenblumen, dem Heilkraute der Arnika, das mit Recht Bergwohlverleih genannt wird, dem goldgelben Pipao, dem süß duftenden Kohlröschen, allerlei Nelken und Primeln; in steilen Kalkfelslagen die betörende Aurikel, verschiedenste Arten der Schafgarbe, Bergastern und dort, wo die Wiese schwindlig steil wird, wo das Gras nur noch ein schmales smaragdenes Band an jähen Felswänden oder trügerischen Platten geworden ist, mit kleineren oder größeren Sternen das herrliche Edelweiß. Was kann der Glückseligkeit einer Bergwiese verglichen werden? Zu saftigster Üppigkeit ist das Grün aufgeschossen, über ihm ragen der lichte Fels oder ruhevolle

Berghäupter, breitet der hohe blaue Himmel seine majestätische Wölbung. Diese Welt ist noch wie unberührt, auch dort, wo Sennhütten, auf reicherem Boden auch ganze Almen, in diesem Frieden stehen.

Vorgebirge und Hochgebirge unterscheiden sich voneinander nur durch die Ausmaße ihrer Naturgewalt. Im Hochgebirge ist alles großartiger, wilder, menschenferner. Da tragen, in den Kalkalpen allerdings nur die Parseierspitze, der Hochkönig und der Dachstein, im Urgebirge aber alle die mächtigen Gebirgsketten von der Silvretta im Westen bis zu den Hohen Tauern im Osten, den Glanz der Firnkronen und die bleichen erstarrten Ströme der Gletscher. In den österreichischen Alpen sind Kalkalpen und Urgestein deutlich voneinander geschieden. Im Norden und im Süden steht Kalk, in der Mitte zwischen Inn, Salzach und Enns einerseits, Rienz und Drau andrerseits, ragt das Urgebirge mit seinen mächtigen Höhenzügen und Gebirgsstöcken empor. Seine Ketten sind sanfter geschwungen als die der wildzerrissenen Kalkberge. Aber auch sie offenbaren, wenn einmal die Höhe von zweitausendfünfhundert Metern erreicht ist, mit jähen Abstürzen und schwindligen, oft vom rinnenden Gletscherwasser schlüpfrigen Wänden, mit wahren Wüsten von Felsblöcken und Trümmern, die ganze Wildheit der Berge. Sie haben die brausenderen, mächtigeren Gebirgswässer als die Kalkketten. Aus ihren Gletschertoren treten mit trüber, milchiger Flut fertige Flüsse heraus, die sich, besonders im Salzburgischen, mit stärkstem Gefälle durch enge Klammen winden oder in Wasserfällen mit gnadenloser Urkraft zur Tiefe donnern. So bieten die Krimmler Fälle, der Kesselfall, die Liechtensteinklamm und die Siegmund-Thun-Klamm hinreißende Schauspiele der gewaltigsten Naturschönheit. Das Urgebirge ist nachdenklicher und ernster als der Kalk. Aber niemand kann sich seinem ernsthaften Zauber entziehen, der einmal auf seinem Almboden steht und rechts und links die gewaltigen Berghäupter aufsteigen sieht, todesdrohend in der Unerbittlichkeit ihrer Abstürze, indes milde in der Farbabstimmung moosigen Mattengrüns zu dem grauen verwitterten Stein. Wenn dann ein sanfter Hang bis hoch hinauf aufblüht von dem leuchtenden Rot der Alpenrose, über und über von dem edelsten Rot, das es überhaupt gibt, wenn die Bäche wie flüssiges Silber in die Tiefe stürzen, wenn nach langem Unwetter ein herrlicher Morgen anbricht, wenn es still ist,

größte heilige Stille, die auch der Glockenton der Herde nicht stört, wenn . . . Ein unsagbares Glück liegt in diesem Wenn.

Das Kalkgebirge ist trotziger, jugendlicher, heller. Ihm fehlen die endlosen Wälder, die kraftvollen Zirbelkiefern und mächtigsten Fichten, in deren Kronen sich in Scharen die behenden Kreuzschnäbel, die schmucken Alpenpapageien, tummeln. Ihm fehlen die hoch hinaufleitenden Täler, die etwa in den Ötztaler Alpen bis zu einer Höhe von achtzehnhundert Metern den Getreidebau tragen. Ihm fehlen die leuchtenden Bergwässer, die die Einsamkeit des Urgebirges beleben, ihm fehlen die Quellen, die bis nahe den Gipfeln den Gneisriesen entspringen. Seine Kalkfelsen sind rasch getrocknet, während die Gipfel und Trümmerhalden des Urgebirges bis in den Sommer hinein von Feuchtigkeit glitzern. Dafür aber schimmern im Sonnenglanze um so schöner seine Wände und Grate, ragen seine Gipfel empor als kühnste Schöpfungsgedanken. Die Kalkalpen locken und lassen die Sehnsucht schwellen und die Muskeln sich spannen. Das Urgebirge leitet zum Sinnen, zum Weitblick, zur gelassenen Freude. Es nimmt aber in geräuschloser Art mit seiner Riesenwelt vielleicht noch urmächtiger gefangen und bindet noch mehr an die Heimat als der Kalk. So sind beide schön, beide ewiges Erlebnis, und ihr Zauber bleibt jedem unvergeßlich, der sich in froher Stunde den Weg in ihre Herrlichkeit erschloß.

Wir kehren zu den Voralpen zurück. Wenn auch das Gewirr ihrer grünen oder kahlen Häupter erst die Schwelle zur Welt der gewaltigen Urgebirgsberge hütet, so weisen sie doch besondere Schönheit auf, eben weil sie üppige Wiesen mit erster Gebirgskühnheit verbinden, weil ihr Mischwald besonders fröhlich und kraftvoll ist, vor allem aber auch, weil sie die klaren und kühlen Seen tragen. Da liegen sie zahlreich nebeneinander, die hellen Spiegel des salzreichen Salzkammergutes. Unter ihnen steht voran ihr größter, der lange Attersee, der mit seinem Nordende in liebliches Obstgelände sanfterer Bodengestaltung reicht, im Süden aber in unheimlich düstere Öde am Fuße des Höllengebirges und in den Bereich des Schafberges vorstößt. Da ist gleich daneben der friedliche Mondsee mit dem gleichnamigen uralten Orte an seinem nördlichen Ende, mit lieblich gestalteter Uferlandschaft, die doch durch den Schafberg, den weithinschauendenen Regenten dreier herrlicher Seen, ihr hochalpines Gepräge erhält. Vielbesucht und viel-

gefeiert ist die Schönheit des dritten Schafbergsees, des malerisch in die Berglandschaft gebetteten St.-Wolfgang-Sees. Tiefernst dringt der dunkle Hallstätter See in die Buchten wilder Berge ein, und das kleine, schmucke, sehr alte Hallstatt ist wirklich wie ein Schwalbennest so knapp an die Felsabstürze gepreßt, daß neben der Enge der Lebendigen für den Friedhof der Toten kaum noch richtiger Platz vorhanden bleibt. Geradezu hineingeschlossen in die Gewalt des unnahbaren Dachsteins ist der einsame Gosausee. Vor der Wucht und der schweigenden Öde dieser Natur scheint alles Menschenwerk nichtig zu werden. Anders ist die Art des eleganten, weiten Traunsees, den der Traunstein kühn überragt. Die bedrückende Enge der eben genannten Bergeinsamkeit ist hier dem schönen Anblick edelgeformter Gebirgslandschaft gewichen, die doch dem Leben lieblicher Dörfer und in Gmunden sogar einer prächtigen Alpenstadt Raum gegeben hat. Alle die Seen des Salzkammergutes, von denen hier nur die bedeutendsten genannt wurden, auch der Alt-Ausseer See und der Grundlsee in den steirischen Bergen, werden von der Traun entwässert, die in nordwestlichem Laufe der Donau zueilt.

Als der vorletzte unter den Voralpenseen ruht in Niederösterreich, am Fuße des Dürnstein verschlossen und allein der merkwürdige, tiefe Lunzer See, in dessen Nähe sich im Waldschatten von Gaming die Karthäusermönche Kirche und Klause errichtet hatten, getreu ihrem Ideale: „O glückselige Einsamkeit, du einzige Glückseligkeit." Auf vielen Wanderfahrten, die zumeist Versammlungsfahrten gewesen sind, habe ich kaum je ein mächtigeres Gotteshaus erblickt als die Kirche dieser Mönche, die eine doppelte Wölbung besitzt: die steile gotische und darunter die flachere aus der Zeit des barocken Umbaus. Die Kirche wirkt kraftvoll trotz jahrhundertlangen Verfalls, obwohl sie in der Zeit des Kaisers Joseph II., als das Kloster der Aufhebung verfiel, aller ihrer Kunstschätze auf Nimmerwiedersehen beraubt worden ist. Sie steht am Fuße eines steil ansteigenden Hochwaldes, der mit seiner andächtigen Majestät fast den ganzen Raum des großen gotischen Kirchenfensters beherrscht.

Der letzte unter den Wasserspiegeln der Voralpen ist der Erlaufsee. Er liegt still im Walde unter stillen Bergen, aber nahe von ihm hebt sich aus saftigen Wiesen auf besinnlichem Plateau die Wallfahrtskirche von Mariazell, eine vielberühmte Stätte, heute indes

mehr zum Wintersport und zur Wochenenderholung besucht als auf Pilgerfahrt nach dem Madonnenbilde, dem österreichische Herrscher reiche Weihegaben opferten.

In den Tälern der Voralpen haben sich zahllose behäbige Dörfer eingenistet, wie geschaffen für Naturfreunde und Großstädter, die Ruhe und Einfachheit suchen. Wo aber Gunst der Verhältnisse, Kreuzung wichtiger Straßen oder besonders Verteidigungslage es ermöglichten, sind wehrhafte Städtchen erwachsen. Erwähnt sei hier das kleine Türnitz, Lilienfeld mit dem schönen Zisterzienserstift der Babenberger, Scheibbs an der Erlaf, der alte Eisenort Ybbsitz und das kraftvolle Waidhofen an der Ybbs mit seinen zwei einzigartigen Marktplätzen, die von alten Giebelhäusern umgeben sind und auf die ringsum grüne Berge herabsehen, Weyer an der Enns und vor ihnen allen die alte Eisenstadt Steyr mit ihrem geschlossenen wuchtigen Ortsbild, ihren alten Winkeln, mächtigen Bürgerhäusern und engen Gäßchen. Hier mündet die Steyr in die Enns und steht man zugleich am Rande der Berge, was eine besonders günstige Lage geschaffen hat. Steyr, in ganz Deutschland bekannt als die Heimat der hervorragenden Steyr-Wagen, ist eine oberösterreichische Stadt, aber durch seine Stiraburg die Namensgeberin des Landes Steiermark, dem es früher einmal zugehört hat. Ein vornehmer Ort, vom Hauch verklungenen Hoflebens noch immer umweht, ist Gmunden am Gestade des Traunsees, mehr aber noch das wohlhäbige Ischl mit seinen verstohlenen und versonnenen Erinnerungen an die Sommer, die der greise Kaiser Franz Joseph mit seinem Hofstaat und der Blüte damaliger Gesellschaft hier verbrachte, eine Welt konservierten Alters, das dem gestaltenden Leben fremd geworden war.

Überall stehen in den österreichischen Voralpenstädtchen steinerne Häuser, Giebel an Giebel breiter Dächer alpenländischer Bauart, künden Grabsteine an den Kirchenwänden von alten Geschlechtern, ragen Wahrzeichen eingesessenen, tüchtigen Bürgertums. Ein herzerfreuender echt deutscher Hauch geht von diesen alten Stätten aus. Alle diese schmucken Orte aber überragt als schönste und größte Stadt, unvergleichlich seinem Baue und seiner Berglage nach, Salzburg. Lange Jahrhunderte haben von hier aus die Salzburger Erzbischöfe das gleichnamige Ländchen beherrscht. Wie mächtig droht, ein Bollwerk der Natur und harten, felsbezwingenden Menschengeistes die

vielgestaltige alte Feste Hohensalzburg über den engen, oft geradezu an die Felsen gepreßten Häusern und gedrängten Gassen der malerischen Altstadt. Auch die vielen stolzen Kirchen der Stadt stehen gewissermaßen im Schatten der zwingenden Burg und ihres gewaltigen Steinsockels. Salzburg ist von Alexander von Humboldt wegen seiner herrlichen Lage in die Reihe der schönsten Städte der Welt gestellt worden. Und wie schön ist, ein ewiges Bild, auch die Stadt selbst! Eigenartige Hausberge, der Kapuzinerberg, der Mönchberg und der Nonnberg, machen den Anblick belebt und grüßen immer wieder mit frischem Waldgrün oder senkrechter Felsenwand. Immer wieder werden wir überrascht durch die mächtigen Häuser, ihre dicken Gemäuer, durch das ehrwürdige Alter der Bauten, insbesondere bei dem an den Stein geknappten verwitterten Petersfriedhof mit seinen alten Kapellen, immer wieder überwältigt uns das Bewußtsein, daß sich hier bis in graue Vergangenheit Generation an Generation reihte, jede mit Lebenswillen und voll von Schicksalen, jede, und manche von ihnen mit erlesenstem Geschmack, bemüht, ihrem Erleben irgendwie durch bauliche Leistungen Ausdruck zu erringen. In Persönlichkeiten wie dem stolzen Erzbischof Wolfdietrich von Raitenau hat dieser Bauwille Triumphe erlebt und Menschenlos bestimmt.

Wahrhaft triumphatorisch ragen Salzburgs Kirchen auf, voran der marmorne Dom, errichtet nach dem Muster der Peterskirche in Rom, nachdem der alte romanische Dom, der an seiner Stelle stand, einen willkommenen Feuertod gefunden hatte, die Kollegienkirche Fischers von Erlach und die alte romanisch-gotische Franziskanerkirche. Wahrhaft majestätisch ruhen die Plätze rings um den Dom, der Residenzplatz, der Domplatz, der Kapitelplatz; von eigenartig schönen Marmorbrunnen, deren schönster der haushohe Hofbrunnen mit seinen seltsamen Rossen ist, strömt das Wasser. Erstaunlich ist, wie sich die alte Stadt bei solcher Raumgestaltung doch in dem engen Bereiche zwischen der Salzach und dem Höhenrücken des Mönchsberges mit der Festung Hohensalzburg mit einer Fülle von Bauwerken einzugliedern verstanden hat.

Das Silber der Hohen Tauern und die Handelswege der Salzburger Pässe hatten den Erzbischöfen die reichen Mittel gegeben, die Stadt mit solchen Bauwerken zu schmücken und im näheren Bereich mit einer Reihe von Schlössern — dem Stadtschloß Mirabell des

Wolf Dietrich, Hellbrunn des Marcus Sitticus — auszugestalten. Schwer aber lastete auch ihre Hand über dem geistlichen Bergländchen. Mit Seelenraub und Gewalttat und schonungsloser Außerlandjagung der protestantischen Bevölkerung ist hier das Luthertum ausgerottet worden. In den Jahren 1731 und 1732 mußten 32 000 Salzburger ihr Heimatland verlassen. So liegen über dem vieltürmigen kuppelreichen deutschen Rom schwere Schicksale der Vergangenheit, und die Schönheit der Stadt kann nicht völlig bedrückende Erinnerung in uns auslöschen. Ein Name aber leuchtet aus der ganzen Zeit, die hier vom Juvavum der Römer über die Klöster des heiligen Rupert und die Erzbischofstage in unsere Gegenwart führt, als ein reines, beseligens Licht empor: der unsterbliche Wolfgang Amadeus Mozart ist ein Kind dieser Stadt.

Offenbart sich in Salzburg überall langgehegte städtische Tradition mit all ihrer Feinheit, geschmackvoller Bauliebe und sieghafter Gestaltungskraft, so können wir doch auch hier niemals vergessen, daß wir in den Bergen sind. Beherrschend baut sich über Stadt und Feste der kahle sagenumrauschte Untersberg auf, und der nahe Gaisberg gewährt eine herrliche Rundsicht auf eine einzigartige Bergwelt. An manchen Stellen wird der gewaltige Watzmann sichtbar, im Hintergrunde des Südens dräuen Hagen- und Tennengebirge auf, winken die Hohen Tauern. Mitten durch die Stadt aber braust, lebendiger Zeuge der Hochgebirgswelt, die graugrüne, reißende Salzach.

Ehe wir nun vom Voralpenlande Abschied nehmen, muß ein Stück deutscher Erde besonderen Gruß erfahren, das Innviertel im westlichen Oberösterreich, nordöstlich von Salzburg. Es ist fruchtbarstes Gebiet, Getreidefelder und saftige Viehweiden, Abdachung des Hausruckgebirges und Flachufer des Inn, der in einsamem, mächtigem Laufe, immer noch unnahbares Kind der Berge, als Grenzstrom zwischen Bayern und Österreich die Uferlandschaften auseinanderhält. Schärding und Neuhaus, Braunau und Simbach sind so voneinander getrennt, Schwesternstädte, zu unnatürlichem Sonderleben verurteilt, Gleiches vom Gleichen geschieden, da ja Land und Dörfer, Häuser und Menschen die gleichen sind.

Erscheinen am südlichen Horizonte dieser Landschaft die Salzburger Kalkalpen mit ihren einprägsamen Berghäuptern, so nimmt im Südosten der gerundete, walddunkle Hausruck den Blick gefangen, Inbe-

griff der Heimat für den Innviertler. Der Dichter dieses vielleicht reichsten Teiles von Österreich, Franz Stelzhamer aus Piesenham, hat in seinem „Haimatgsang" heißeste Worte der Liebe zu diesem Bereich gesprochen:

„Dahaim is dahaim,
Wannst nöt furt mueßt so bleib;
Denn d' Haimat is ehnta
Da zweit' Muedaleib."

Das Innviertel ist ein Land wohlhabender Bauern, mächtiger Höfe und breiter Städtchen mit reichem Markt und hohen Kirchtürmen, enggeschmiegten Giebelhäusern wie in Schärding, uraltem Mauerwerk wie in Braunau. Braunau am Inn! Stolz ragt wie ein himmelstürmender und doch ruhevoll beharrender Pfeiler sein Kirchturm empor, weithin die österreichische und bayrische Landrunde überschauend, beherrschend. Die Stadt entlang aber strömt der graue einsame elementare Inn. Es ist ein Stadtbild voll Ernst und Größe. Hier in dieser Grenzstadt ist von den Franzosen der deutsche Buchhändler Palm als Blutzeuge deutscher Freiheit erschossen worden, hier wurde der Befreier Deutschlands, Adolf Hitler, geboren.

Und nun schreiten wir aus dem Voralpenland und dem Gebirgsrande in das Innere der österreichischen Bergwelt. Der Inn, der in Braunau bereits ein Fluß der Ebene ist, führt uns mitten hinein in die gewaltigsten Gebirge der Ostalpen, denn ihm gehören nicht nur die Tiroler Berge, sondern auch die Hohen Tauern, da er die Salzach in seinen Bann zu zwingen vermag, noch ehe er selber seine Eiswässer mit der Donau vereint. Unbestreitbar ist er der gewaltigste Flußlauf von Österreich. Aus den Schweizer Bergen kommend betritt er im äußersten Westen von Tirol das Land, seine grauen, immer wilden Fluten in allmählich sich weitendem Taltrog dahintreibend, unnahbar eilend, alle Wildwässer der nahen Berge in seine Gewalt zwingend. Zur Linken begleiten ihn zerrissene Kalkketten. Es sind vom Westen her gesehen zunächst die hochaufgerichteten Lechtaler Alpen, die öden Mieminger Bergklötze und das lange Karwendelgebirge, das vielgestaltige, weitausgreifende, ein Dorado für Rudel von Gemsen, für Jäger und Kletterfreunde. Endlich dann das mattengrüne und felsenbleiche Sonnwendgebirge mit seinen Ausläufern. Auf der rechten Talseite aber



Wetterzirbe im Karwendel



Burgenland, Neusiedler See



Braunau a. Inn



Salzburg

blicken auf den Bergstrom die sanfteren Wald- und Mattenhöhen des Urgebirges herab, hinter deren aussichtsreichen Jöchern, Kämmen und Graten überall bereits die Gipfel und Firnfelder der Ötztaler, Stubaier- und Zillertaler Alpen sichtbar werden, wenn wir nur etwas über die Talsohle emporsteigen.

Bei Landeck zweigt aus dem obersten österreichischen Inntal, das hier noch sehr eng ist, die Straße zum Arlbergpasse ab, der in einer Höhe von wenig über achtzehnhundert Metern Vorarlberg, das westlichste der Bundesländer Österreichs, mit der alten gefürsteten Grafschaft Tirol verbindet. Das „Ländle", in der neueren Zeit besonders durch seine Wintersportplätze Zürs, Bödele und den Arlberg selber viel besucht, ist eigentlich nur der Talkessel des frühen Rhein, hier Grenzfluß gegen die Schweiz und seine Gebirgsumrahmung. Es sind aufgeschüttete Böden, Wiesen und reiches Obstland, besonders in unmittelbarer Nähe des Bodensees, in den sich der Rhein alsbald ergießt. Zur Linken erheben sich die ersten Schweizer Berge, zur Rechten Kalkhöhen, die nach dem Bodensee zu abfallen. An ihrem Fuße liegen die schmucken Dörfer und kleinen Städtchen des Landes, die Grenzstadt Feldkirch, das liebliche Rankweil, das stille Hohenems, das behagliche Dornbirn und Bregenz am Bodensee. Im fernen Hintergrunde aber ragen, die Spitze des schmalen Landdreiecks bildend, die eisgekrönte Silvretta und die stolze Scesaplana empor. Beide Namen sind rätoromanischer Herkunft und erinnern an sehr alte Vergangenheit. Die Räter haben einmal all die Berglandschaften der Schweiz, Vorarlbergs und Tirols bewohnt, bevor sie vor der Landnahme der Alemannen und Bayern schrittweise in die unzugänglicheren Bergtäler weichen mußten, wo ihre Sprache schließlich verlosch. Auf altösterreichischem Boden gab es nur in vereinzelten Tälern von Südtirol Reste dieser alten Bevölkerung, die sogenannten Ladiner.

In Bregenz, das als Brigantium bereits in der Römerzeit bestand, stehen wir am Ostgestade des Schwäbischen Meeres, in dessen Gewässern wir den Rhein noch lang seinen Weg nehmen sehen. Einen herrlichen Blick über die weite Uferlandschaft, den unendlichen See, über die Schweizer Berge und die Vorarlberger Gebirgswelt gewährt, bequem durch eine Seilbahn erreichbar, der Pfänder. Bei Bregenz erschließt sich der schöne Bregenzer Wald, der nicht nur Sandsteinberge wie der sanfte Name vermuten ließe, sondern auch stolze Felshäupter,

echtes Hochgebirge, umfaßt. Wir dringen die Bregenzer Ache aufwärts und freuen uns der zierlichen Ortschaften, deren Häuser überall mit reinlichen Schuppenschindeln verkleidet sind. Wir fühlen uns irgendwie bei ihrem Anblick an die Hexenhäuschen unserer Kinderzeit erinnert und dadurch sogleich in dem Tale heimisch, wozu auch die herzliche alemannische Mundart beiträgt, die wir hier vor dem Arlberge überall vernehmen. Die letzte unter den Ortschaften des Tales — die Hauptorte des Tales Bezau und Mellau haben wir bereits hinter uns gelassen — ist schon über zwölfhundert Meter hoch gelegen. Es ist das schmucke, winzige Schröcken, über dem unmittelbar die Majestät des Hochgebirges aufsteigt.

Ehe wir aus Vorarlberg Abschied nehmen und auf der kühnen Trasse der Arlbergbahn über Abgründen hinweg und durch den langen Tunnel wieder nach Landeck zurückkehren, grüßen wir noch das Bergstädtchen Bludenz, das uns das zweite Vorarlberg, ein Ländchen enger Bergtäler und einsamer Schluchten erschließt. Bludenz liegt an der Ill, die unweit von Feldkirch in den Rhein mündet und die Haupttäler des inneren Vorarlberg, das Klostertal, das Große Walsertal und das in die Wurzel der Silvretta leitende Montafon beherrscht.

Wir haben den Arlberg wieder überschritten und sind nach Tirol zurückgekehrt. An den grauen Eiswassern des Inn reihen sich altertümliche Städtchen, von denen keines, das einzige Innsbruck ausgenommen, die Zahl von zehntausend Einwohnern erreicht und die doch übersättigt von Geschichte und voll von Eigenart, echte Städte genannt werden müssen. Landeck, Telfs und Imst sind die Hauptplätze des Oberinntals, das bei der wuchtigen Martinswand endet und ernster, enger und ärmlicher ist als das liebliche, sonnige Unterinntal. Zwischen beiden Teilen des Innlaufes aber liegt, die stolzeste Stadt des Stromes, das alte Innsbruck. Es beherrscht die Talstraße und ist auch der Ausgangspunkt für die kühne Mittenwaldbahn, die über das bergdüstere Scharnitz ins Bayrische hinüberführt. Innsbruck beherrscht aber auch die noch wichtigere Straße, die aufwärts der silbernen Sill zur Höhe des Brenner Passes empor und hinüber ins herrliche Südtirol führt. Ein uralter Heerweg, zugleich die Schlagader des ganzen Landes Tirol! Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, 1867, ist neben der Bergstraße, die hoch über der wilden Sill emporführt, die Brenner Bahn errichtet worden, die rasch nach Innsbrucks südlicher

Schwesterstadt Bozen führt, das heute nicht mehr ohne einen Grenzübertritt erreicht werden kann. Denn Tirol ist zerrissen.

Das aufblühende Innsbruck, Hauptstadt und Handelsplatz, Zentrum des Fremdenverkehrs und des Lebens des ganzen Landes, birgt in seinem alten Stadtbilde noch lebendigstes, unerschüttertes Mittelalter. Hoch ragen in der Herzog-Friedrich-Straße die steinernen gotischen Bürgerhäuser empor, wuchtigste Bauten mit steilen gewundenen Haustreppen, mächtigen Wölbungen und kühlen Laubengängen. Niemand, der es einmal gesehen, kann dieses Bild vergessen, die grauen Häuser, die enge Straße, im Sonnenglanze das zierliche Erkerchen des Goldenen Dachels und unmittelbar über ihm ansteigend die steile graugrüne Nordkette mit der Felsnadel der Frau Hitt auf dem stolz geschwungenen Gipfelgrate. Das Goldene Dachl, ein kunstvoller Renaissancebau mit vergoldetem Kupferdach, entstammt dem fünfzehnten Jahrhundert. Unfern von ihm, getrennt nur durch graues Gemäuer der enggassigen Altstadt, steht die alte Hofkirche, einer der letzten Bauten der Gotik. Hier ließ sich Kaiser Maximilian ein mächtiges Marmorgrabmal erbauen und ringsum dieses als die Reihe seiner Ahnen achtundzwanzig Bronzestandbilder mittelalterlicher und teilweise sagenhafter Herrscher aufstellen, die heute der Kirche ihr eigenartiges Gepräge verleihen. Da stehen die Statuen des Theoderich und des Königs Arthur von England, zwei Meisterwerke des Erzgießers Peter Vischer. Maximilian aber hat nie in seinem Grabmal Ruhe gefunden. Als sich der Kaiser todkrank nach Innsbruck wandte, verweigerte ihm die Stadt wegen unbeglichener Rechnungen seines Gefolges die Aufnahme, und er ist dann in Wels zur letzten Ruhe gekommen. Wohl aber liegt in der Innsbrucker Hofkirche der größte Held des Landes Tirol, des sonnigen Passeiertals Sohn, Andreas Hofer, begraben. Kaiserjäger haben seine Gebeine aus Mantua nach der Stadt gebracht, in welcher er als Oberkommandant von Tirol einige ruhmvolle Wochen geherrscht hatte. An Hofers Seite fanden seine Mitkämpfer Speckbacher und Joachim Haspinger ihr Ehrengrab. Neben dieser Ruhmesstätte für das ganze Tirol ist seit dem Friedensdiktat von St. Germain die ergreifende Gedenktafel an den Verlust von Südtirol in die Mauer gelassen.

Gegenüber der Hofkirche erhebt sich die Hofburg mit ihren grünen Kupferdächern und Kuppeln. Dreimal, im fünfzehnten, sechzehnten

und siebzehnten Jahrhundert, war Tirol der Sitz einer eigenen Hofhaltung der Habsburger, die unabhängig oder kaum noch von der Wiener Hofburg abhängig gewesen ist. Die Hauptlinie der Habsburger hat das Land zum erstenmal durch eine gütliche Verständigung Maximilians mit seinem geldbedürftigen Oheim Sigismund zurückbekommen. Das zweitemal erlosch die neubegründete Seitenlinie, weil Philippine Welser, die bürgerliche Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, ihrem Gatten keine ebenbürtige Nachkommenschaft zu schenken vermochte. Die dritte Linie aber verklang mit den kinderlosen Söhnen der edlen Erzherzogin Claudia. Zu dieser Zeit ist in Tirol der nie vergessene Justizmord an dem Kanzler Wilhelm Biener geschehen.

Die schönste Straße von Innsbruck, zugleich eine der schönsten deutschen überhaupt, ist die Maria-Theresien-Straße. Man fühlt sich in ihr eigenartig heimisch und doch auch immer wieder gespornt. Denn von Norden und Süden sehen die Berge in sie hinein und die Mischung des architektonischen Reizes der einzelnen Gebäudefront mit der Macht etwa der abschließenden Karwendelkette gibt einen seltsamen Zauber.

Das neue Innsbruck entwickelt sich rasch die Berghänge empor. Im Norden der Stadt trägt das früher unbewohnte Plateau der Hungerburg eine Villensiedlung, und die Erschließung der Berghöhen des Hafelekar durch eine vielbenützte Seilbahn hat hier neuen Auftrieb gegeben. Ebenso sind Villensiedlungen auf den Hängen gegen Hall zu und auch um die alte Ruhmesstätte am Berg Isel gegen die Brenner Straße zu entstanden. Der Berg Isel gibt sich von Innsbruck aus als grüner Berghügel, aber wieviel Ruhm haftet an diesem historischen Orte! Das Denkmal von Andreas Hofer, des großen Südtiroler Helden, steht hier in befreiter Ruhe, und der Berg selbst gehört den Tiroler Kaiserjägern, die hier ihr Gefallenenmal und ihr stolzes Museum besitzen.

Geschichte und einzigartige Ehrenzeit begegnen uns in Innsbruck immer wieder, aber so, daß sie gewissermaßen leibhaft vor uns stehen und nirgends die museale Ankränkelung des Gewesenen oder künstlich Erhaltenen zeigen. Innsbruck ist Tirol selber, Idee und Denkmal von Tirol zugleich. Hier laufen gleichsam alle die vielen Täler und Bergwinkel der alten gefürsteten Grafschaft zusammen, die Bergweiten und Hochgebirgswildnisse, die einsamen Höfe, die Dörfer, Schlösser

und Städte des Landes, auch die verlorenen Orte, die Burgen und Berge von Südtirol. Wenn wir durch diese Stadt schreiten, das Herz bewegt durch die Macht des Anblicks, ist irgendwie zugleich das stolze Bozen, sind Meran und Sterzing um uns. Wir fühlen in ihr das ewige unzerstörbare Tirol.

Mannigfaltig sind die Täler des alten Berglandes. Alle, mit Ausnahme des hochemporleitenden Lechtals, der jungen Isar und des aus dem grünblauen Achensee kommenden Achentales, die sich gleich nach dem Norden wenden, reißt sie der Inn an sich. Überall finden wir in diesen schattigen Talungen, seien sie nun wilde Aufrisse ins Hochgebirge oder liebliche Heimstätten, das frische, ursprüngliche Leben, das so recht tirolische Kraft ausmacht. Hier greifen wir noch einfaches Bauerntum in alten Gehöften, Höfen mit blumengeschmückten Veranden und Altanen, Bauernhäusern, um die herum mächtige Eschen oder alte Kirschbäume oder auch stattliche Holunderbüsche stehen. Da ist überall gesammelte Ruhe und in sich geschlossenes Sein, so etwa in den abliegenden Dörfern des Zillertals, wo noch Jahrzehnte verstreichen können, ohne daß sich Wesentliches, ja selbst Unbedeutendes im Bilde der Ortschaften ändert. In das Zillertal, das bereits dem Unterinntal zugehört, treten wir unsern von Jenbach ein. Mit stiller Macht umfängt uns sogleich der eigenartige Zauber des Tales. Beiderseits des grüngrauen Zillerflusses, der reißend zwischen Auwäldern dahinfließt, tragen die Berge saftige Wiesen und liebliche Baumgruppen, hochliegende Getreidefelder. Über diese bauen sich weite dunkle Wälder mit vielen Zirbenbeständen auf und darüber heben sich moosige Matten von größter Ausdehnung. In sich gerundet ruhen in der Talsohle mit ihren, je nach der Diözese, der sie zugehören — Salzburg oder Brixen — roten oder grünen Kirchtürmen die stattlichen Dörfer Fügen und Uderns, Schlitters und Stumm, Bauernorte wie auch noch das schöne Zell am Ziller. Mayrhofen aber, das am Talschlusse liegt, ist begünstigt durch die sich hier eröffnenden Gründe, so heißen die Hochtäler der Quellflüsse des Ziller, zu einem Zentrum des Fremdenverkehrs mit pilzartig aufschießenden Häusern und Gasthöfen geworden. Die Dörfer des Zillertales, auch noch Mayrhofen, sind wenig hoch gelegen. Höher empor steigen die Siedlungen im Gerlostal, das bei Zell ins Zillertal mündet, und im Tuxer Tal, einem der Gründe bei Mayrhofen, wo Hintertux fast 1300 Meter hoch am

Fuße der gewaltigen Gefrorenen Wand mit seinen heißen Quellen Sommer und Winter Gäste beherbergt.

Ein echtes Hochtal, dessen Siedlungen ständig von Wildwassern und ihren schrecklichen Vermurungen, vielfach aber auch von Lawinen bedroht sind, ist das Ötztal, das dem Oberinntal zugehört. Schwindelnd hoch steigen hier die Hänge auf, und überall dräuen, beginnend mit dem kühnen Acherkogel, die Riesen des Urgebirges herab. Wie unberührt ruhen die weiten durchsonnten Hänge zu beiden Seiten des Tales, auf denen es noch von schönen Schmetterlingen wimmelt. Beseligt gaukelt hier noch der stolze Apollofalter, den menschliche Unvernunft vielfach sonst schon ausgerottet hat und der auch im übrigen Tirol nicht mehr häufig anzutreffen ist, von Blume zu Blume. Schont diesen echtesten Alpenschmetterling und stolzen Luftwanderer, der mit seinen fröhlichen Sonnenaugen auf der milchweißen bis gläsern bleichen Grundfarbe der Flügel wie ein Festtag erscheint, ehrt in ihm die schöpferische Güte und Gestaltungskraft der Natur!

Das langgestreckte Bergtal umfängt uns mit königlicher Stille, sobald wir nur einige Schritte von der vielbefahrenen Straße weg getan haben. Das Ötztal reicht hoch ins Gebirge hinauf. Seine letzten Örtchen versteigen sich mit ihren Feldern von Gerste und Kartoffeln in Höhen von fast zweitausend Metern und bis beinahe an den Rand des höchstgelegenen unter ihnen, des winzigen Gurgl, reichen die mächtigen Gletscher hinab, die man in Tirol Ferner nennt und die im Ötztal die stärkste Entfaltung zeigen, die wir überhaupt in den Ostalpen antreffen. Eine stattliche Anzahl von Gipfeln steigt in diesem Rund über 3500 Meter Höhe empor.

Die dritte und kürzeste unter den bekanntesten Talfurchen des Tiroler Landes ist das grüne Stubaital bei Innsbruck mit seinen Lärchenhängen und Schierlingwiesen. Es birgt nur ganz wenige Dörfer, sie sind rasch genannt: Mieders, Telfes, Fulpmes und Neustift. Alle sie besitzen in den Gletschern des Zuckerhütls, das der höchste Gipfel der Stubaier Alpen ist, des Wilden Pfaff und des Freiger, den gleichen romantischen Hintergrund. Die Eis- und Firnfelder, die in der Nähe so gewaltig und gefahrvoll sind, wirken als ferner Talschluß ungemein lieblich und beruhigend.

Wir haben das Inntal bei Innsbruck verlassen. Der trotzige Fluß nimmt nach Osten seinen Lauf. Auf dem südlichen Ufer wird sein Tal

schon im letzten Teil des Oberlands von besonnten Terrassen begleitet, auf welchen wohlhabende Bauerndörfer Fuß gefaßt haben. In einem von diesen, Axams, ist der Tiroler Dramatiker Karl Schönherr geboren worden. Es sind durchwegs beliebte Sommerfrischen und Igls, oberhalb von Innsbruck, wird als Luftkurort außerordentlich besucht. Der vornehme Ort erhält seinen besonderen Reiz durch die flammend im Süden aufsteigende dreigipfelige Serles oder Waldrasterspitze und den von hier aus sichtbaren, eisgepanzerten Habicht, den nächsten unter den Stubaier Hochgipfeln. Aus Rinn, das nicht weit von Igls am Fuße mächtiger Wälder gelegen ist, stammt der Tiroler Freiheitskämpfer Franz Speckbacher. Die Dörfer auf den Innterrassen, die alle zwischen achthundert und neunhundert Meter Höhe gelegen sind, gewähren einen überwältigenden Blick auf die gegenüberliegende Karwendelkette, die in langer Ausdehnung von Scharnitz bis zum Achensee ihre majestätische Wildheit offenbart.

Als leicht geschlängeltes Silberband zieht am Fuße dieser Terrassen der Inn dahin. Es ist das gesegnete Unterinntal mit Feldern, auf denen der Mais durch die Wirkung des Föhn reif wird, mit anheimelnden Dörfern und einer fröhlichen blonden Bevölkerung. Hier ragen zahlreich Burgen, wie das kunstschätzereiche Ambras vor Innsbruck, das alte Frundsberg, das stolze Tratzberg, die Ruine Kropfsberg und die Schlösser um Rattenberg, auf. Wie Schmuckkästchen aber ruhen am rauschenden Fluß die kleinen Städte, Hall mit seinem Münzturm und dem italienischen Reiz seiner wuchtigen Gassen, Schwaz mit wittergrauen Häusern und der mächtigen Kirche, die aus der verklungenen Glanzzeit mittelalterlichen Kupferbaues her mit schweren Kupferplatten gedeckt ist, die in schönster Patina erglänzen. Denn das Kellerjoch, das sich gleich über Schwaz erhebt, war in früheren Zeiten so reich an Silber und Kupfer, daß die Stadt ganz dem Bergbau hingegeben war und ein übermütiges Knappenvölkchen in ihr sein Wesen trieb. Der eigenartige Umstand, daß die Schwazer Pfarrkirche statt drei vier Schiffe besitzt, soll dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die stolzen Bergknappen für sich ein eigenes Kirchenschiff gefordert haben. Unterhalb von Schwaz, noch vor der Einmündung des reißenden Ziller, zweigt aus dem Tale der Weg ab, der zur engen Hochfläche des herrlichen Achensees, dem köstlichsten Seejuwel Tirols, emporleitet. Dann ist bald Rattenberg erreicht, das sich mit seinen

uralten grauen Häusern hart an die Windung des reißenden Stromes schmiegt, ein verträumter Ort, ganz Vergangenheit und verklungenes Schicksal. Die letzte unter den Städten des tirolischen Unterlandes ist Kufstein. Hoch und schmuck ragt über der gepflegten Grenzstadt das Bollwerk Geroldseck empor. Die Burg hat in der Geschichte des Landes eine bedeutsame Rolle gespielt. Hier mußte im sechzehnten Jahrhundert der große Liebhaber der Artillerie, Kaiser Maximilian, den Schimpf erleben, daß der Kommandant der Felsenfeste die wirkungslos gebliebenen Kanonenkugeln der Belagerer mit Besen herunterkehren ließ. Der letzte Ritter mußte seine stärksten Stücke, den Purlepaus und den Weckauf, aus dem Innsbrucker Zeughaus kommen lassen. Er hat mit ihrer Hilfe die Festung genommen und für den Spott grimmige Rache genommen. Geroldseck trägt heute zum Gedächtnis aller im Weltkrieg gefallenen deutschen Krieger eine gewaltige Orgel. Hinter Kufstein und seiner alten Burg reckt sich auf der rechten Innseite das wildzerrissene, majestätische Kaisergebirge empor, ein Anblick einmaliger Art.

Wir wollen noch ins Salzburgische hinüber. Da müssen wir den Inn einige Zeit vor Kufstein verlassen, bei Wörgl, wo zu seinen Gletscherwassern der Fluß des grünen Leukentales stößt. Ihm aufwärts gelangen wir allmählich an lieblichen und reichen Bauerndörfern vorbei zu dem alten Kitzbühel empor, das neben Bad Gastein heute wohl der bekannteste österreichische Kurort ist. Ein unübertrefflicher Wintersportplatz besitzt es zugleich eines der reizvollsten und gepflegtesten Stadtbilder von Österreich. Wieder stellt das Kaisergebirge wie bei Kufstein den gewaltigen Hintergrund. Über St. Johann und das stille Fieberbrunn erreichen wir dann bei Hochfilzen die Salzburger Grenze. Es ist zugleich die Paßhöhe. Nun steigen wir ab. In einsamem Waldtal zwischen den grünen, almenreichen Kitzbühler Alpen und den kahlen, zerklüfteten Loferer und Leoganger Steinberger geht es nach dem breiten, versumpften Talkessel des Pinzgaus bei Saalfelden. Hier nimmt unser Auge ein überwältigender Anblick gefangen. Hoch über dem eindrucksvollen Ortsbilde reckt sich, den Blick des Beschauers mächtig emporziehend, das Steinerne Meer mit seinen gewaltigen Felskulissen und edlen Berghäuptern aus rotem Kalk. Über die Hochscharten dieses einzigartigen Gebirges leiten mühevoll genug, jedoch voll Schönheit, steile Saumwege hinüber nach dem benachbar-



Saalfelden mit Steinernem Meer



Innsbruck, Goldenes Dachl

ten, schon dem Deutschen Reiche zugehörigen Berchtesgadner Lande. Das Steinerne Meer bildet unmittelbar hinter der Rückfallseite seiner Gipfel eine eigenartige Klippenhochfläche, die wirklich einem in der Brandung erstarrten Meere zu vergleichen ist. Wer hier behutsam auftritt und offene, ruhig beobachtende Augen hat, kann an den kleinen Rasenhängen, die sich den Klippen verbinden, noch in größerer Zahl das scheue Murmeltier erblicken, wie es Heu macht, wie ein behutsamer Bock mit seinen glänzenden schwarzen Augen Wache hält und mit seinem schrillen Pfiff die ihr Wesen treibende Gesellschaft vor nahender Gefahr zu eiligstem Verschwinden alarmiert.

Wundervoll ist der Ausblick von den Höhen und Hörnern des Steinernen Meeres, steigen doch gleich über den gegenüberliegenden begrasten Urgebirgsrücken überwältigend wuchtig die Firngrate der Hohen Tauern auf, während von Westen her in mildem Licht noch die Zillertaler Ferner aufleuchten. Der Großglockner, der von hier aus geradezu sanftmütig wirkt, mit Urgewalt aber von der Südseite, dem mächtigen Pasterzengletscher her, aufsteigt, ist der König in diesem Hochalpenrund. Seit Österreich durch das Diktat von St. Germain den 3902 Meter hohen Ortler verloren hat, ist der um wenig mehr als hundert Meter niedrigere Glockner sein höchster Gipfel. Ganz nahe an seine Höhe aber kommen in den Ötztaler Alpen die Wildspitze und die Weißkugel heran.

Gerade gegenüber, in nächster Nähe der Tauernwelt, stehen wir auf dem Kamme der vielbesuchten Schmittenhöhe. Vor uns wölbt sich firnübergossen der gewaltige Rücken des Kitzsteinhornes zu erhabener Höhe auf. Von ihm zieht sich der Eisgrat über den Hohen Eiser und die Grünspitzen der weit zurückliegenden edelgeformten Pyramide des Großglockners zu, aus dessen Bereich die schäumende Kapruner Ache stürmisch der Salzach entgegeneilt, nachdem sie das flache Hochtal des Moserbodens verlassen hat. So öffnet sich von der Schmittenhöhe herrlichste Sicht auf die Gletscherberge. Nach der andern Seite hin aber nimmt den Blick die wuchtige kaum eingeschartete Mauer der Nördlichen Kalkalpen gefangen, die im Westen der Hochkönig und weit zur Rechten der zerrissene Dachstein mächtig überragen. Zu Füßen der Schmittenhöhe liegt das reiche Zell am See, ein herrliches Städtchen am tiefblauen See, der alles Schöne sein eigen nennt, das in den Bergen locken kann: waldiger Bergeshang, anheimelnde Häuser

am Ufer und in den Fluten spiegelnd, über den Vorbergen sichtbar, das reine funkelnde Gletschereis des Schmiedinger Ferners am Kitzsteinhorn.

Alles, was an Wasserläufen von den Hohen Tauern herab in die Salzach talwärts stürmt, weiß sein Lied von den ewigen Bergen zu singen. Die Habach jubelt über verborgene Smaragde und andere Edelsteine, um deren Geheimnisse sie weiß, die Krimmler Ache hat kraftsprühend die wildesten Sprünge über die schönsten und kühnsten Klippen gemacht, die von Gastein alle Wunder der heißen Quellen in sich aufgenommen und täglich bei der uralten Heilstätte Bad Gastein sich mit einem tollen Sprunge hinwegmachen müssen, um nicht vom Tand einer eitlen und gebrechlichen Welt auch noch angesteckt zu werden.

Die Salzach aber, die alle die kecken Achen ohne Erbarmen eingefangen hat, braust, über Felsen springend und stürmend, in Abgründe strauchelnd und wieder mit tollem Übermut aufschäumend, in kurzem Heldenlauf mit romantischen Wechselfällen der Ebene zu, wo sie später dem stärkeren und älteren Inn dienstbar werden muß. Ihr Lauf wird ruhiger, sobald sie sich durch die himmelhohen Felswände des Passes Lueg hindurchgenagt hat und am Schloß Hohenwerfen vorbeigekommen ist, aber sie bleibt ein echter Gebirgsfluß auch noch bei der Salzbergstadt Hallein und dem vieltürmigen Salzburg, wo sie ins Bayrische hinübertritt.

Österreichs Alpenflüsse, der Inn, die Salzach, die Enns und in den Voralpen noch die Ybbs, bilden in ihrem Laufe zunächst westöstlich gerichtete Längstäler mit ruhigem Laufe. Später dann, wo es eine Lücke in der Mauer der Gebirge ermöglicht, brechen sie sich nach dem Norden Bahn. So können wir aus jedem dieser Täler ohne besondere Mühe durch Seitenfurchen und über Paßhöhen in das andere gelangen, vom Inn zur Salzach, von der Salzach zur Enns. Wir sind den Weg aus dem Inntale nach der Salzach hin gegangen, nun kommen wir aus dem Tale der Salzach ins obere Ennstal. Hier stehen wir bereits in der Steiermark. Die Enns durchfließt einen breiten versumpften Talboden, den im Süden als lange Kettenreihe die sanfteren, nachdenklichen Niederen Tauern überragen. Sie sind nicht mehr so hoch aufgerichtet wie ihre westlichen Nachbarn, die Hohen Tauern, sie haben keine Gletscher mehr und die aus ihnen dringenden Bäche errei-

chen nicht mehr die Urkraft der Achen, die der Salzach zugehören. Nördlich der Enns aber erhebt sich mit mächtigen Felswänden über dem Sockel der Hochfläche der Ramsau der kahle, königliche Dachstein, und weiter im Osten wird als ein einsamer, rätselhafter Bergblock der unnahbare Grimming sichtbar. Wessen Herz offen ist für das Schönheitslied der Natur, der komme hierher in der Pfingstzeit, wenn diese Talböden schneeweiß erglänzen in der Pracht der Narzissenblüte oder die sumpfige Niederung bläulich dunkel erscheint vor Schwertlilien, wenn die Bergwiesen bunt sind und überströmen in der Überfülle ihrer Maienblumen und die Fichten ihre grünen Knospen ansetzen, ein zartes Grün, das so seltsam steht zu dem Weißgrau der Felsen. Das Ennstal ist der schönste Teil der „grünen Steiermark", des Landes der Waldfluten, der Gemsen und Hirsche, der alten Eisenhämmer und jenes schon den Römern bekannten Erzberges, der ganz aus Spateisen gefügt ist und deshalb im Tagbau abgebaut werden kann.

Fast zu Beginn des steirischen Ennstals liegt Schladming, Ausgangspunkt für herrliche Hochtouren im Dachsteingebiet und einsame Bergwanderungen in den noch wenig besuchten Niederen Tauern. Der Ort ist stark evangelisch, obwohl das alte, einst sehr einflußreiche Kloster Admont nicht ferne gelegen ist. Der lutherische Glaube war, durch Bergknappen ins Tal gebracht, aus dem Salzburgischen herübergekommen und die Schladminger und die Bauern des Ramsauplateaus haben an ihm festgehalten, auch als sonst in Österreich der Protestantismus im siebzehnten Jahrhundert erlag und mit den schwersten Verfolgungen bedacht wurde. Sie hatten in der Bergeinsamkeit der Raumsau einen heimlichen Treffpunkt, sie bewahrten ihre Lutherbibel sorgfältig auf und haben ihr Bekenntnis öffentlich gemacht, als Kaiser Joseph die Duldung des Luthertums verkündigte.

Hinter den Stiftstürmen von Admont beginnt dann bald das romantische Gesäuse. Eine düstere, gewaltige Macht umfängt uns: die Enns, die so lang in breitem Tale fast ungehemmt dahinströmte, ja fast verträumt ihres Weges ging, muß nun auf einmal mit aller Kraft sich zur Wehr setzen, dreinschlagen, hinbrausen in vielen Windungen und sich ihres Lebens erwehren, weil ihr auf der einen Seite der Reichenstein, das wilde Hochtor, die Planspitze und der Ödstein, drüben der Große Buchstein und der Tamischbachturm mit bösartigen, zum

Teil senkrechten Wänden den Atem abwürgen wollen. Vor diesem erbitterten und unendlich mühevollen Kampfe, in welchem sich die Fluten der stürmenden Brandung, des Anrennens und des empörten Gischt, wie auch des unheimlichen Unterwühlens und geduldigen Aushöhlens der Felsen bedienen, ist ganze Strecken lang der entsetzte Wald die steilsten Hänge hinaufgeflüchtet, ist geradezu auf Felswände geklettert, wo ihm auch nur das geringste Flecklein Halt zu gewinnen vergönnt war, die Katastrophe zu überleben. Die Enns aber kann sich dennoch durch diesen grausigen Hinterhalt hindurchzwängen und -schlagen. Jedoch lang noch, nachdem sie bei Hieflau oder Weißenbach dieses schwerste Stück ihres Lebens hinter sich gebracht, geht ihr Atem wild und stürmt sie unnahbar dahin, als wäre ihr der grimmigste Feind noch auf den Fersen, müßte sie sich noch an jeder Wegecke vor neuem Anschlage behüten. Nur allmählich hat sie dann, zwischen Waldhängen hindurchflutend, ihr Blut etwas beruhigt, aber sie bleibt auch noch im Oberösterreichischen, selbst, als sie die Berge schon weit hinter sich hat, ein empörtes Wasser.

Wo das Gesäuse endet, bei dem kleinen düsteren Hieflau, zweigt der Weg nach dem dunklen berg- und waldschattigen Leopoldsteiner See und der alten Bergstadt Eisenerz aus dem Ennstale ab. Damit aber treten wir bereits in das Innere der Steiermark ein und kommen über den Paß von Prebichl bei der Bergstadt Leoben ins Tal der Mur.

Die Steiermark, Kärnten und die früher mit Österreich verbundenen Länder Krain und Küstenland waren als Innerösterreich zweimal ein in sich geschlossenes Machtgebilde unter einer selbständigen Nebenlinie der Habsburger. Diese Ländereinheit ist durch den Ausgang des Krieges völlig verstümmelt. Von der Steiermark wurde der fruchtbarste Teil, Untersteier, losgerissen, das Kärntnerland ist nicht ohne Verluste davongekommen, Krain und das Küstenland wurden völlig abgetrennt. Dafür ist dem Reste des ehemaligen Innerösterreich ein kleines Reststückchen von Südtirol angefügt, das keine Verbindung mehr mit Nordtirol besitzt, da Brenner und Pfitscher Joch Italien zugesprochen wurden.

Die Waldhänge Innerösterreichs werden nach dem Osten zu immer sanfter, die Alpen fächern sich aus. Nach dem Osten nehmen auch die beiden Hauptflüsse, die Drau im Süden und die ihr erst später dienstbare Mur im Norden, ihren Lauf. Die Mur allerdings wen-

det sich bei der alten steirischen Herzogsstadt Bruck, wo sie die Wasser der Mürz empfängt, in waldigem Durchbruchstal, das entfernt an den Lauf der Eisack erinnert, nach dem Süden. Der ganze Bereich der Oststeiermark ist Reichsdeutschen noch wenig bekannt, überhaupt von Fremden, von Osttirol und Kärnten abgesehen, noch wenig besucht, so daß hier noch Sommerfrischen von märchenhafter Billigkeit und Zurückgezogenheit angetroffen werden können.

Durchmessen wir, im Westen beginnend, dieses innerösterreichische Land südlich der Hohen und Niederen Tauern, des Hochschwab und der Fischbacher Alpen!

In Osttirol hütet Lienz im einsamen, hier noch engen Drautal den letzten bescheidenen Rest der Österreich verbliebenen Dolomiten. Die Grenze wurde hier von der Willkür der Entente nicht wie sonst in Südtirol entlang der Wasserscheide gezogen. Sonst hätte sie über das Toblacher Feld, den Ursprung der Drau, laufen müssen. Damit wäre wenigstens das uralte Kloster Innichen, das vom bayrischen Herzog Tassilo im Jahre 769 gegründet wurde, bei Österreich verblieben und ebenso auch das Sextener Tal. Die hochragenden Drei Zinnen wären dann die Grenze Österreichs in dieser Ecke geworden. Aber das Friedensdiktat hat das einemal geographische, dann strategische und gottweiß welche Gesichtspunkte im Auge gehabt, um die Machtstellung des deutschen Volkes in Europa zu brechen.

Lienz, die Heimat des erdhaften, wuchtigsten Menschendarstellers Egger-Lienz, wird viel als Touristenort besucht und ist Ausgangspunkt für schöne Bergklettereien in den südlich der Stadt aufragenden Felsmauern, wie auch besonders für Bergfahrten in die Hohen Tauern, nach Winklern im innersten Mölltale, nach dem einsamen Heiligenblut, dem schönsten Hochgebirgsdorfe von Österreich, das am Fuß des gewaltigen Glockners gelegen ist, nach dem vielbesuchten Glocknerhaus am Fuße des mächtigsten Ostalpengletschers, der Pasterze.

Bei Oberdrauburg treten wir dann in das Kärntnerland ein, ins Land der wärmsten deutschen Seen, ins Land der Lieder. Hier erschallen, nicht künstlich gepflegt, nein, aus dem Leben und fürs Leben kommend, die traulichsten, übermütigsten, einschmeichelndsten, wehmütigsten und naturhaftesten Lieder, die unser Volk überhaupt besitzt. Wir stehen in ihrem Bann, wir werden von ihnen mitgerissen, ob sie nun vom Tönen des Maria-Saaler-Geläuts, von den Lerchen des Tim-

menitzer Grabens, vom Ernst des Rosentals oder von der Schönheit des Kärntnerlandes im ganzen singen. Kärnten ist das Land der Lieder eines Koschat, die aufschluchzend und jubelnd einem jeden vernehmbar sind und irgendwie Erlebnis werden. Dabei aber ist dieses Kärnten, dessen Lieder die Weite aller menschlichen Empfindungen umspannen, so klein, im wesentlichen nur ein Stück Drautal mit seinen Nebenflüssen, Bereich lieblicher Seen mit dem Hochgebirge der Hohen Tauern und der Norischen Alpen im Norden. Nach dem Süden zu ist seine Grenze wie von der Hand eines Höheren gezogen, indem unvermittelt über den Auen und sumpfigen Wiesen der Gail, des südlichen Nebenflusses der Drau, die weglosen Steilhänge und Felswände der Karnischen Alpen aufsteigen, die nur, und dies reichlich unbequem, im Plöckenpaß überschritten werden. Allerdings wurden in St. Germain die Grenzen auf die Weise „reguliert", daß die beherrschenden Geländepunkte den Italienern zuteil geworden sind, obwohl die Länderscheide jahrhundertelang anders verlaufen war. Die Karnischen Alpen finden nach der Einmündung der Gail in die Drau ihre Fortsetzung in den Karawanken, die langgestreckt das Drautal begleiten und behüten. Die Karnischen Alpen sind eine gute und uralte Sprachgrenze gegen das Italienische, die Karawanken hingegen nur im Großen die Scheide gegenüber den Slowenen. Denn aus dem benachbarten Krain, über den Loibl- und den Seebergpaß herüber gestärkt, vermochten sich die Slowenen im Rosental zu behaupten. Aber gewiß nur als Restgebiet. Denn bedeutende deutsche Städtchen wie Ferlach, die Gewehrstadt, Bleiburg und Eisenkappel sind alte Bollwerke des Deutschtums in dieser Gegend, und die deutsche Zunge hat im Kärntnerland seit dem neunzehnten Jahrhundert sichtbarst an Boden gewonnen. Vor dem Verbot der NSDAP. konnte ich als Redner auf Fahrten im Rosental oft auch von daheim slowenisch sprechenden Kindern und Burschen das Horst-Wessel-Lied singen hören, als wäre man mitten in einem rein deutschen Lande. Ich entsinne mich eines kommunistischen Gegenredners slowenischer Zunge, der das Deutsche in der gewandtesten Weise beherrschte, als ob es seine Muttersprache gewesen wäre. Kommt nicht Hetze von außen, aus dem Krainischen herüber, so gibt es auch mit den slowenischen Bauern des Rosentals niemals Streit. Daß dies geschehen kann, findet zum größten Teil seine Erklärung in der unglaublich gemeinschaftsbildenden Kraft der Kärntner Heimat-

liebe und nicht zum geringsten des Kärntner Heimatliedes, das bei jedem Beisammensein — es gehörte auch ans Ende einer jeden Versammlung — erklingt. Das Lied gibt Bewegungen der Menschenseele wieder, die jeder verstehen kann und, da die rassischen Anlagen ungefähr die gleichen sind, kann die deutsche Zunge ihre gewinnende Kraft entfalten, ohne daß irgend jemandem Gewalt geschähe. Die Kärntner sind übrigens die einzigen unter allen Deutschen gewesen, die mitten in der Verzweiflung des Zusammenbruches den Mut nicht sinken ließen, sondern mit der Waffe in der Hand für die Einheit ihres Ländchens gegen das serbische Heer gefochten haben. Und da haben auch die „Windischen", d. h. die slowenisch sprechenden Kärntner, mitgekämpft. Darum erlitt Kärnten auch nur Gebietseinbußen, die gegenüber den phantastischen Hoffnungen und Forderungen der Jugoslawen verhältnismäßig klein genannt werden müssen. Nur das Mißtal und Unterdrauburg sind nach dem erfolgreichen Verlauf der Volksabstimmung in Kärnten abgetrennt geblieben. Schmerzlicher jedoch sind die Verluste, die Italien gegenüber erfolgten. Der Paß von Tarvis und Malborghet, eine wahre Einfallspforte, fiel aus strategischen Erwägungen an Italien.

Waldhänge und Berghäupter und ein sehr stilles, noch enges Tal, das ist das Gepräge des Draulaufes bis fast nach Spital, wo der Weg ins Maltatal, in die östlichen Hohen Tauern, sowie nach dem Millstätter See hin abzweigt. Hier beginnt auch die kühne Anlage der Tauernbahn, die über dem langen Mölltal nach Mallnitz aufsteigt, hier in mächtigem Tunnel das Gebirge durchbohrt und, über dem Gasteiner Tal absteigend, bei Schwarzach-St. Veit das Salzachtal erreicht.

Das Drautal bleibt bis Villach wenig belebt. Die alte Stadt, unweit von der die Gail ihre Wasser in die Drau ergießt, in deren Nähe der anmutige Ossiacher und der warme Faaker See zum Sommeraufenthalt locken, ist ein alter Handelsplatz nach Italien hin. Für den großen Wohlstand der Vergangenheit legen heute noch die sehr stattlichen Bürgerhäuser, aber auch die stolze Kirche Zeugnis ab. In Villach hat einst der große Arzt Theophrastus Paracelsus seine Jugend verbracht, ehe das ruhelose Wandern seines Lebens begann, das ihn nach vielen Enttäuschungen erst in einem frühen Grabe in Salzburg zur Ruhe brachte.

Die Bahn nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, verläßt bald hinter Villach das zunächst völlig vereinsamende Drautal. Wir eilen an den Villengestaden des Wörther Sees vorbei. Er scheint ganz von Waldhängen umgeben zu sein, über die vom Süden her kahle Berghäupter der Karawanken, schimmernd im Sonnenlicht, das hier mächtig ist, herüberblicken. An dem sehr beliebten See, der vor allem der Badelust der Wiener sein Aufblühen verdankt, sind Velden und Pörtschach, am anderen Ufer das liebliche Maria-Wörth, als Fremdenorte aufgekommen.

Die Kärntner Seen sind jeden Sommer wahre Freuden- und Gesundheitsspender, auch der bergkühle, hochgelegene Weißensee zwischen Drau und Gail. Es herrscht im Kärntnerland ein trockenes Sommerklima und, wer in den nördlicheren Teilen von Österreich regnerische Urlaubszeit angetroffen hatte, darf immer noch hoffen, an den besonnten Spiegeln dieses schönen deutschen Südlandes warme und klare Tage zu verbringen. Klar sind auch die Wintertage, und die Gegend um Klagenfurt zeichnet sich durch besondere Kälte aus, so daß der Wörther See zufriert und reichen Winterfreuden Raum gibt.

Klagenfurt, gelegen an der Glan, neuerdings jedoch immer stärker nach dem Wörther See hin wachsend, dessen Ostende es fast bereits erreicht hat, ist die Hauptstadt des Landes, eine gemütliche Kleinstadt, um deren Hauptplatz, den ein altertümlicher Lindwurmbrunnen ziert, sich alles Leben zusammendrängt. Schöne Ausblicke auf die sonnbeglänzten Karawanken machen auch Klagenfurt trotz des weiten Beckens, in dem es gelegen ist, zu einer Stadt der Berge.

Östlich von Klagenfurt erreichen wir noch einmal die Drau, über der auf kraftvoller Terrasse das Städtchen Völkermarkt liegt, das in der Zeit des Kärntner Freiheitskampfes und der folgenden Volksabstimmung als wichtiger Schlüsselpunkt eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Weiter unterhalb — die Drau durchläuft inzwischen ein schwermütig einsames Talstück — mündet bei Lavamünd die gelassene Lavant, deren geweitetes Tal besonders klimatisch begünstigt ist und einen gewaltigen Reichtum auch an edlem Obst besitzt. St. Paul im unteren Lavanttal ist ein altes Benediktinerstift mit romanischer Kirche.

Nach der Steiermark gelangen wir aus dem Lavanttal über den Obdacher Sattel zurück. Die Hauptbahnstrecke aber nimmt ihren Weg über den Neumarkter Sattel und steigt von der Paßhöhe in



Großglockner, vom Pasterzengletscher aus gesehen



Bozen, Waltherdenkmal



Schloß Karneid

schönen Kehren nach dem Murtal bei Unzmarkt ab. Neumarkt ist vielleicht das alte Noreja, Schauplatz der weltgeschichtlichen Siegesschlacht der Germanen gegen die Römer im Jahre 113, des ersten Auftretens von Germanen auf geschichtlich bekanntgewordenem Schlachtfelde. Ehe wir indes in langsamer Steigung von Klagenfurt die Paßhöhe erreichen, passiert die Bahn das grüne Zollfeld, wo in freier Natur der alte steinerne Herzogsstuhl des Kärntner Landes sich befindet, und die alte Herzogsstadt St. Veit an der Glan, wo noch die vergessene Burg inmitten grauen Gemäuers steht. Besonders eindrucksvoll aber erhebt sich aus der grünen Landschaft das wie ein Adler aufschießende Bergschloß Hochosterwitz. Mannigfaltigste Anlagen schützen den wehrhaften Hügel. Hinter Friesach, wo das Gelände wieder recht gebirgig geworden ist, nehmen wir Abschied von Kärnten. Neumarkt liegt bereits in der Steiermark.

Die Steiermark ist durch den Ausgang des Krieges auf das schwerste betroffen worden. Als die Kärntner 1919 losschlugen und sich gegen die Landnahme durch die Südslawen zur Wehr setzte, haben die Steirer den Ruf der Stunde versäumt. Auch die Wiener Umsturzregierung — und hier taucht insbesondere der Name des Sozialdemokraten und Juden Dr. Deutsch, dem damals das Heer unterstand, auf — tat das Ihrige, um zum Mißerfolg beizutragen. So ist denn die ganze Untersteiermark, ein Land voll von Weinbergen, üppigen Feldern und Obstgärten, mitsamt dem königlichen Wald des Bachergebirges an Südslawien gefallen. Alte deutsche Städte, Marburg an der Drau, die Heimat des Seehelden Tegetthoff und des treudeutschen Priesterdichters Ottokar Kernstock, Pettau und Cilli, das einst Sitz der weithingebietenden Markgrafen von Cilli gewesen ist, sind so verlorengegangen. Es war bei weitem der reichste Teil der grünen Steiermark. Was von dem alten Lande übrigblieb — das herrliche Ennstal haben wir bereits kennengelernt —, ist im wesentlichen das Tal der Mur und der Mürz, industriereiche Talböden mit hochalpinen Seitenwinkeln, früher fast überall Sitz der schmucken Messerschmieden und Eisenhämmer an rauschenden Bächen, wohlhabender Herren und übermütiger Gesellen, heute einer mächtigen Großindustrie, die vorweg der Alpinen Montangesellschaft zugehört. Mit dem Übergang vom Kleinbetrieb zur Großindustrie, der sich im neunzehnten Jahrhundert vollzogen hat, ist viel bodenständiges Gedei-

hen verlorengegangen. Das Industriegebiet ist im Zuge dieser Entwicklung aus einem Land schollenverwurzelter Besitzer, von denen uns noch Peter Rosegger in seinen Steirer Geschichten aus seiner Jugendzeit erzählt, eines von Arbeitern, die vielfach in Zinskasernen wohnen, geworden. Lang waren sie dem Marxismus verfallen und es war unsäglich schwer, hier die ersten Wurzeln des nationalen Gedankens zu setzen. Und doch muß ich immer an das Glück zurückdenken, das für mich gerade hier eine jede Kampfversammlung der Jahre 1923 bis 1926 bedeutete. Denn war man einmal durch die Mauer von Verhetzung hindurchgestoßen, dazugekommen, zum Herzen der steirischen Arbeiter, vielfach allerärmster Existenzen, zu sprechen, dann hatte man sie auch für immer gewonnen.

Die steirische Industrie ballt sich vorweg um Mürzzuschlag, Kapfenberg, Bruck an der Mur, um Eisenerz, die Knappen- und Bergstadt Leoben, Fohnsdorf und Judenburg zusammen. Ein Ast dieser Industrie greift über den Semmering hinweg nach Niederösterreich bis Wienerneustadt, einer über den Paß Pyhrn nach Oberösterreich über. Überall wird hier der hochwertige steirische Stahl erzeugt oder verarbeitet. Die gesamte Industrie beruht auf dem Eisen des Erzberges und den Braunkohlen von Fohnsdorf und Leoben. Auch sonst besitzt die Steiermark Braunkohlenlager, die sonst in Österreich nur im Hausruckgebiet Oberösterreichs anzutreffen sind, besonders westlich und südwestlich von Graz.

Am südöstlichsten Abfall der Alpen gelegen und weit nach dem Süden geöffnet, ist Graz unter den deutschen Großstädten die südlichste, begünstigt durch ein mildes Klima. Teile einer alten Hofburg — mit berühmter, in zwei Teile kunstvoll aufgespaltener Wendeltreppe — erinnern an die Selbständigkeit von Innerösterreich im fünfzehnten und sechzehnten, sowie zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Auch der Dom und das anschließende Mausoleum der Habsburger weisen auf diese Zeit hin. Aus der steirischen Linie, die übrigens zweimal den gesamten habsburgischen Besitz in ihrer Hand wieder zu einigen vermochte, kam jener Ferdinand, der seinen Ländern die Freiheit des Glaubens geraubt hat und über Österreich ein Zeitalter der schwersten Bedrückungen brachte.

Die Grazer Altstadt erinnert mit ihren steilen Giebeldächern von rotbraunen Ziegeln, mit ihrer geschlossenen Masse, entfernt an Nürn-

berg. Malerisch ist sie um den Schloßberg gelagert, der klotzig über der Grazer Bucht aufsteigt. Die einst sehr starken Befestigungen dieses weithin sichtbaren Wahrzeichens der Stadt liegen heute in Trümmern, sie wurden 1809 in die Luft gesprengt. Nur zwei Reste der alten Wehranlagen, es sind der schöne Glockenturm und der Uhrturm, ragen noch stattlich empor.

Eigenartig und ergreifend ist der Blick vom Grazer Schloßberg auf die sich immer weiter auf der Ostseite der Mur ausbreitende Stadt. Im Norden sieht man die reißende Mur aus Waldbergen treten und in der Ebene unmutigen Ganges dahineilen. Nach Süden aber wird der Blick nicht mehr durch klare Bergformen gehemmt, sondern gleitet in die Ferne, bis in sanfter Unbestimmtheit sich Himmel, ebenes Land und kleine Hügel vermählen, ein Blick — entzückend, wenn im weiten Anger die Obstbäume blühen, wehmütig schön, wenn im Herbst die ganze Runde in Nähe und Ferne im bunten Abschiedskleide erglänzt.

Graz ist eine Stadt von ausgeprägtem nationalem Bekenntnis, auch schon in den Tagen der alten Monarchie und obwohl es eine beliebte Pensionistenstadt ist. Die Universität wirkt hier als richtiges deutsches Bollwerk, zugleich Stätte der kulturellen Wirkung auf den ganzen Südosten. Die heiße Luft des Nationalitätenkampfes, der gerade in der Untersteiermark sehr hart gewesen ist, hat in Graz das Nationalbewußtsein wachgerufen, und heute genügt ein bloßer Blick in den geöffneten Süden, wo man über Puntigam, Wildon und Leibnitz rasch nach der verlorenen Südsteiermark gelangt, um die Herzen deutscher als anderswo schlagen zu lassen.

Echteste grüne Steiermark, wenigstens teilweise unberührt von der Industrie, treffen wir oberhalb von Bruck an der Mur im Mürztal. Hier liegt Krieglach, in dessen Nähe, im Weiler Alpl, der Waldbauernbub und große deutsche Dichter Peter Rosegger geboren wurde. Überall tragen beiderseits der Mürz die talbegleitenden Berge das grüne Jägerkleid des Waldes. Durch Roseggers Geschichten, etwa der, wie er Christtagsfreude aus Krieglach holen ging oder der vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß, ist diese Landschaft jedem gebildeten Deutschen irgendwie bekanntgeworden.

Vom Hauptteil der Steiermark abseits liegt die obstreiche, fruchtbare Oststeiermark mit Städten und Orten, die nach den langen,

schrecklichen Heimsuchungen der Türkenzeit gewissermaßen eingeschlafen sind. Mächtige Wehranlagen, wie die gewaltige Riegersburg, aber deuten auf die ernste Lage in vergangener Zeit hin. Diese Gegenden waren türkischen Überfällen besonders ausgesetzt.

Wir haben nun alle Bundesländer von Österreich durchmessen, mit Ausnahme des jüngsten unter ihnen, eines deutschen Landes, das als einziger territorialer Gewinn aus dem Zerfalle der alten Donaumonarchie an Österreich kam, es ist das Burgenland. Der neugeprägte Name wird mehr den zahlreichen Wehrburgen dieser Gegend gerecht als seinen Hauptorten Preßburg, Eisenburg, Wieselburg und Ödenburg. Denn alle sie, auch das uralte, schon um 800 erwähnte, Ödenburg, sind trotz ihrer überwiegend deutschen Bevölkerung bei Ungarn geblieben. Ödenburg wurde durch die Komödie einer schwindelhaften Volksabstimmung noch im letzten Moment Österreich vorenthalten.

Das Burgenland wird in seinen südlichen Teilen, echtes Abfallsgebiet der Alpen, von Waldtälern durchzogen; im Norden aber ist es fruchtbare Ebene mit endlosen Feldern und Steppen, in denen die Trappe haust. Reiches Weinland breitet sich an den Gestaden des seltsamen, seichten Neusiedler Sees. Dieser weist mit seinem wechselnden Wasserstande ganz den Charakter eines Steppensees auf. Hier horstet noch der Fischadler, hier wimmelt es von einer eigenartigen Vogelwelt. Der Hauptort des Burgenlandes ist nach dem Verlust des natürlichen Mittelpunktes Ödenburg das kleine unbedeutende Städtchen Eisenstadt, das mächtig vom gewaltigen Schlosse des Fürsten Esterhazy überragt wird. Erst die Errichtung des großen Gebäudes der burgenländischen Landesregierung hat hier ein bauliches Gegengewicht geschaffen. Am Hofe des Fürsten Esterhazy weilte übrigens der Komponist des Deutschlandliedes Michael Haydn.

Das also ist Österreich, ein Land der mannigfaltigsten Naturbilder auf begrenztem Raume. Auf einer Fläche von nur 84 000 Quadratkilometern wechselt einsamste Bergwildnis, wo die Gewalten von Sturm und Wettern ungehemmt herrschen und schwindlige Abgründe sich auftun, mit herrlichem Getreideland in weiter Ebene, junge kühne Gebirge der Kalkalpen mit sanften gerundeten Kuppen und verwitterndem Granit im Mühl- und Waldviertel. In Wasserfällen dahinbrausende oder in rasender Wut durch Klammen brechende Wildwässer von unheimlicher Kraft wechseln mit dem friedlichen, be-

sonnten Bild eines Stromes, der in gleichmäßiger Ruhe durch stilles Uferland fließt. Hier Hochgebirgsseen, Wasserspiegel in Eis und Schnee, an die sich auch heute noch keine Hütte heranwagt und die kein Kahn befährt, dort eleganteste Fremdenorte an behaglichem Badestrand; unberührte Einsamkeit winterlicher Bergwelt unserer Urgebirgsalpen — flutende Geselligkeit in den Wintersportplätzen; endlose Wälder, wie etwa in den steirischen Bergen — unübersehbares Schilfgewoge im Bereich der ungarischen Kultursteppe. Hier weltferne Dörfchen und einfache Landstädte, an denen kaum ein Jahr etwas ändert, dort die Großstadt Wien, übersättigt von Geschichte und Kultur, durch nichts mehr, was in der Welt geschieht, noch zu überraschen, alles Menschlichen längst kundig geworden.

Blicken wir noch einmal auf das Land zwischen Passau und Hainburg, zwischen dem Bodensee und dem Ungarischen Tiefland zurück, dann darf nicht darauf vergessen werden, einen Gruß den abgetrennten Gebieten zu senden, die dem deutschösterreichischen Siedlungsraume zugehören und bis zu dem Verbrechen von St. Germain mit ihm verbunden gewesen sind. Da erscheinen vor uns, unverlierbar und unentweiht, wie es nur Bilder der Sehnsucht zu sein vermögen, die Laubengänge der alten steinernen Städte von Südtirol, die Bozener, die Sterzinger und die Meraner. Da steht unseres Mittelalters deutschester Sänger Walther von der Vogelweide noch in seiner stolzen Ruhe gegenüber der mächtigen gotischen Pfarrkirche von Bozen, wie in Liebe umgeben von solidesten deutschen Bürgerhäusern und darüber wölbt sich mit Wald, Wiesen und Felsen der grüne Guntschnaberg. Da ragen, oft über jähem Fels, efeuumrankt die alten Burgen und Schlösser des Landes, das stammväterlich herrliche Schloß Tirol bei Meran, das trauliche Runkelstein bei Bozen, mit seinen schönen Fresken, die von Tristan und Isolde und dem König Artus erzählen, das starke Hoheneppan, die Haselburg mit verträumtem Hofe, Karneid über tiefer Schlucht, als letzte die sonnige Persenburg, wo sich die Val Sugana mit ihrer Fülle von Weinbergen öffnet. Da entfaltet die gesegnete Talweite, wo Eisack, Talfer und Etsch ihre Wasser vermählen, wunderbarsten Reichtum an edlem Tafelobst, und an allen Hängen singt in trunkener Seligkeit die Rebe ihr uraltes Sonnenlied. Im Süden hebt sich die Mendel empor, fließt die Etsch an den letzten deutschen Dörfern vorbei, an Kaltern und Neumarkt, an Tramin und dem bedrängten

Salurn, wo als Bekenner für sein deutsches Volkstum Dr. Noldin litt und starb. Hoch auf wächst hier überall der dunkle Wein, in mächtigen Laubengängen begleitet er südlich von Bozen das ganze Tal. Denn der Weinstock ist hier der große Triumphator. Ich habe sogar einmal, es war im Kriege, in Südtirol ein Kruzifix getroffen, das über und über von blauen Trauben behängt war.

Schönes, sonniges Südtirol! Hier stehen ganze Wälder von mächtigen Edelkastanien, hier wächst der stolze Lorbeer auf, hier reifen die süßen Früchte des Feigenbaumes und der Mandel, hier war der Garten des Südens dem deutschen Volke geöffnet. Hier wölbt sich in seinem Firnenglanz der Ortler und hoch empor leitet die Straße zum Stilfser Joch. Hier haben ringsum die alten Grenzen von Südtirol die Söhne Österreichs, voran bis zum ältesten und jüngsten Standschützen das heldenmütige Tirol, in heroischem Kampfe gegen die Übermacht der Italiener unvergänglichen Ruhm erworben. Hier harrten sie in Eis und Schnee an steilen Hängen und schwindligen Graten aus, diese Herrlichkeit zu hüten. Hier schlafen unter kleinen bescheidenen Holzkreuzen nur allzuviele von ihnen im Frieden der Berge, die sie bis zu ihrem letzten Atemzug verteidigten. Hier ist fast ein jeder Gipfel umwittert von geflossenem Blute, so der Monte Pasubio, wo die Kaiserjäger aushielten, der Monte Cimone über dem Asticotale, die weiten Sieben Gemeinden mit ihren endlosen Soldatenfriedhöfen, der gewaltige Col di Lana und die eisgekrönte Marmolata.

Leuchtend flammen die Dolomiten in einer Bergwelt, deren Schönheit gar nicht übertroffen werden kann, die in einem Kranze der herrlichsten Blüten liegt. Es ist der Rosengarten des Zwergkönigs Laurin, von dem das Tiroler Volksepos aus dem dreizehnten Jahrhundert singt. Und unfern davon steigen über dem Etschtale die Hänge von Jochgrimm auf, die das Lied vom Riesen Ecke kennt, wo Dietrich von Bern erscheint, wie er im tiefen Walde von Tirol auf Abenteuer einherreitet. Und noch weiter im Süden liegt, ebenfalls Besitz der deutschen Heldendichtung, das alte Garten, wo König Ortnit herrschte, von wo er auszog, den Drachen zu töten, der sein Land verheerte. So in uns lebend als ein geheiligter Besitz kann uns das herrliche Südtirol, das wir schon von frühester Jugend her kennen, niemals entrissen werden. Aber uns drückt der Schmerz um das Land mit seinen Bildern ewiger Schönheit und gelöster Sonnenfreude, mit seinen unsterblichen

Erinnerungen und seiner tiefverwurzelten Kraft, seiner treuen kernhaften Bauernbevölkerung und seinem stolzen Bürgertum in den Städten. So birgt der Name Deutschsüdtirol heute für uns bitterstes Leid.

Von verlorener Heimatscholle kündet auch die Untersteiermark. In jahrzehntelangem Ringen war sie von ihrer deutschen Stadtbevölkerung so tapfer verteidigt worden. Und niemals darf das deutsche Volk vergessen, daß auf dem Hauptplatze von Marburg im Bekenntnis für die Nation in den Jännertagen 1919 heißes deutsches Bürgerblut geflossen ist. Auch sie leben in der ewigen Ehrenhalle deutscher Blutzeugen. Halten wir zu diesen Verlusten den deutschen Siedlungsraum in Westungarn, der nicht zu Österreich kommen durfte, wo einstmals nicht nur die Städte, sondern fast das ganze Land deutsch gewesen sind, wo Preßburg, das heute der Tschechoslowakei zugehört, auch heute noch ein starkes deutsches Bürgertum aufweist, wie auch St. Gotthard an der Raab und andere mehr; denken wir an den deutschen Namen von Stuhlweißenburg, Steinamanger, Ofen, Güns und anderer Städte der ungarischen Ebene und ihres Mittelgebirges, an das entlegene Hermannstadt und Kronstadt der Siebenbürger Sachsen, eines deutschen Stammes, der heute in ergreifenden Dichtungen sein deutsches Leben offenbart und uns in heißes Ringen um alten Kultur- und Heimatbesitz einführt, so ermessen wir das tragische Schicksal des Deutschtums im Südosten, das durch den Ausgang des Weltkrieges vollendet wurde, in seiner Gänze.

Sind es aber in diesem ganzen Bereiche Grenzgebiete der deutschen Zunge, zum Teil Vorposten und Feldwachen unseres Volkstums, die unter Fremdherrschaft stehen, so wurden nördlich der heutigen österreichischen Grenzen dreieinhalb Millionen Deutsche, und zwar ein besonders begabter und gebildeter Teil unseres Volkes, dem Herrschaftsbereich der Tschechen überantwortet, die ihre gesamte Kultur, die des Bodens, wie die des Geistes, deutscher Gabe verdanken. Verloren ging so der endlose Böhmerwald, der letzte Urwald des deutschen Landes, wo der Arber aufragt und in tiefer unheimlicher Stille der Plökensteiner See, Schauplatz von Stifters „Hochwald" ruht. Geraubt ist unserem Volke mit dem Sudetenland auch das kraftvolle Egerländchen, die Weltbäder Marienbad, Karlsbad und Franzensbad, die gesegneten Obsthaine an der Elbe, die sudetischen Berg- und Waldfluten

mit ihren seltsamen Felsen und Märchenwinkeln von Rübezahl, die gewerbefleißigen Sprachinseln in Mähren, wie die treue Tuchmacherstadt Iglau, das reiche südmährische und südböhmische Land. Mitten im geschlossenen deutschen Sprachgebiet sind von den Tschechen viele hundert tschechische Schulen zum Raub deutscher Kinderseelen errichtet worden. Die uralten Städte Eger, Aussig, Troppau, Jägerndorf und Olmütz müssen slawischer Willkür gehorchen.

So zieht sich um die südlichen, östlichen und nördlichen Grenzen von Österreich eine Zone von Leid und Druck. Nie aber werden wir unserer Brüder und Schwestern vergessen und setzen die gläubige Hoffnung auf die Zukunft über Not und Bedrängnis des Tages.

Tausend Jahre deutsches Österreich

Ostmark und Österreich

Illyrer und dann die Kelten, im westlichen Teile auch die Räter, sind die ersten geschichtlichen Bewohner des Ostalpenraumes. Als die Zimbern auf ihrem Marschwege nach dem Süden die steirischen und Kärntner Täler betreten, treffen sie hier die keltischen Taurisker in ihrem Königreich Norikum. Die weltgeschichtliche Schlacht bei Noreja (113), wo zum ersten Male und in greifbarer Auswirkung Germanen mit der antiken Welt zusammenstoßen, die Siegesschlacht der Zimbern gegen die römischen Legionen, ist wahrscheinlich auf dem Zollfelde bei Peistritz Pulst, in der Nähe der nachmaligen Römerstadt Virunum geschlagen worden.

Kaum hundert Jahre später vollzieht sich das Schicksal der keltischen und der rätischen Macht in den Ostalpen. Die Römer nehmen die Alpentäler und alles Land bis zur Donau nach harten Kämpfen in Besitz und verleiben sie als Provinzen Rätien, Norikum und Pannonien (der Ostabfall der Alpen und die anschließende Ebene östlich bis zur Donau) dem Gefüge ihres Weltreiches ein. Über die Donau aber kommen sie nicht. Hier haben soeben germanische Völkerschaften von harter Struktur festen Fuß gefaßt. Die Markomannen in Böhmen, die Quaden in Mähren, fügt mit anderen östlichen Germanenstämmen eben zu dieser Zeit der Markomanne Marbod zu einem Reich, das trotz seiner lockeren Bindung die Legionen in Schach zu halten vermag. Die Schlacht im Teutoburger Walde, geschlagen im Nordwesten des germanischen Siedlungsraumes, rettet dann die Markomannen und Quaden vor einem umfassend gedachten Angriff der Römer, das Imperium aber selbst ist bald darauf nur durch einen un-

glückseligen Bruderkampf zwischen Armin und Marbod vor der vereinigten Kraft der Germanen gerettet worden. Rom, zurückgeglitten in die Verteidigung, hat dann wie am Rhein, so an der Donau mächtige Bollwerke, Kastelle und Festungen errichtet, um sich gegen die gefährlichen Nachbarn zu schützen. Jedoch hundertfünfzig Jahre später brechen dann, zum furchtbarsten Schrecken für das Weltreich, Markomannen und Quaden in die römische Provinz Norikum ein und dringen, ihre Bollwerke überrennend, bis tief nach Venezien vor. Der tapfere Kaiser Marc Aurel, der mit geballter Macht des Imperiums die Germanen über die Donau zurücktreibt, ja einen außerordentlich günstigen Frieden für Rom zu erzwingen vermag, ist bei einem neuen Vorstoß der Markomannen schließlich doch im Sattel des Krieges verstorben (180 n. Chr.), und sein Sohn willigt in einen Frieden, der für die Germanen vorteilhaft ist.

Die römischen Donauprovinzen, eben noch behauptet, sind dann in der Völkerwanderung gefallen. Das österreichische Donauland und die Ostalpentäler erleben unruhige Zeitläufte. Germanische Heldenscharen, vorweg Ostgermanen, halten hier Durchzug auf kühner Heerfahrt, im Vorstoß nach dem Westen oder, wie Ostgoten und später Langobarden, rastend vor dem Aufbruche nach Italien, und nur die Rugier errichten und behaupten hier eine Zeit hindurch ein stetigeres Reich.

Das ist aber bereits nach den Tagen des großen Welterschütterers und Vaters gewaltiger Kämpfe Attila gewesen. Dieser schuf sich auf dem Boden der Ungarischen Tiefebene das Zentrum eines ausgedehnten Reiches, dem adelige Germanenvölker, wie die Ostgoten, zugehörten, ein Reich, das weit über seine kurze Lebensdauer hinaus nachhallende Wirkung gewann, da es in die Ewigkeit germanischer Sage Aufnahme fand. Hunnen und Ostgermanen standen zu einander nicht wie Herren zu Unterworfenen, sondern in jener Bindung, die einmalig und unwiederholbar oft die widerstrebendsten Elemente durch den Zauber einer großen Persönlichkeit zusammenballt. Als Attila tot war, haben die Ostgoten und ihre germanischen Brüder die Hunnen zusammengehauen und ihre Volkstrümmer aus Mitteleuropa auf Nimmerwiedersehen verjagt. Attilas Reich aber ist ein Menetekel gewaltiger Gefahren für den europäischen Mittelraum im Südosten gewesen, denn man wahr wohl die Hunnen los, doch andere Schreckenswellen

sind später herangebrandet. Die Ungarische Tiefebene nämlich übt auf berittene Völkerscharen eine gewaltige, geradezu magnetische Anziehungskraft aus, die für Südostdeutschland im Verlauf der Geschichte so oft verhängnisvoll geworden ist. Diese Gefahren abzuwehren, ist die besondere deutsche und europäische Mission Österreichs als Ostmark Deutschlands geworden.

Nach Attilas Tode gehören die österreichischen Donauländer und Ostalpentäler erst zum Reich des Odowaker, nach dessen Untergang zu dem des Theoderich. Das Reich der adligen Ostgoten lebt in der Erinnerung der Heldensage gerade im Südosten weiter. Dietrich von Bern ist in der Überlieferung des bajuwarischen Stammes, insbesondere in Österreich, zum Nationalhelden geworden und erscheint hier als der unüberwindliche Heldenkönig, wie ja auch der historische Theoderich unbesiegt geblieben ist. Ob hier wirklich irgendwelche Reste des Ostgotenvolkes in den Tiroler Bergen und sonst in Österreich die Brücke zum deutschen Brudervolke geschlagen haben?

Erben der ostgotischen Macht, aber nicht mehr der ganzen, wurden die Langobarden, denen jedoch vom Bereich der Ostalpen nach ihrem Einmarsch in Italien nur das südliche Tirol bis zum Nonsberg gehört. Den Norden haben die Bayern in Besitz genommen, die seit Beginn des sechsten Jahrhunderts aus ihren alten Wohnsitzen in Böhmen und Mähren in das Alpenvorland gewandert waren. Als sie aufhörten, Markomannen und Quaden zu sein, indem sie ihr altes Land räumten, haben sie der deutschen Zukunft bittersten Schlag versetzt. Denn in die böhmische Bergfeste sind dann verstohlen, aber seßhaft die Tschechen eingedrungen und haben an der empfindlichsten Stelle des deutschen Mitteleuropa feindlichen Vorpaß bezogen. Die östlichen Täler und der Donaulauf Österreichs aber werden nun von den Streifzügen der kriegerischen Avaren heimgesucht. Diese Reiterscharen finnisch-türkischer Herkunft haben sich der ungarischen Gefilde bemächtigt, und in ihrem Gefolge wandern, Ackerknechte, Troß und Fußvolk zugleich, die Slowenen oder Winden in die Alpentäler ein. Sie streuen eine dünne Besiedlung bis an die Wurzeln der Hohen Tauern, bis zum Attersee und bis gegen Linz an der Donau aus.

Gegen diese unheimliche Überfremdung und Verengung germanischen Lebensraumes wendet sich in segensvoller Machtentfaltung der bajuwarische Stamm unter seinem bedeutenden Herrscherhause der

Agilolfinger. Die Bayern erfüllen die Täler des Inn, der Sill, der oberen Etsch, der Eisack und der Rienz mit ihren Siedlungen, und sie stoßen nun am Anraserbach im Pustertal mit den vortastenden südslawischen Karantanen zusammen. Ihrer weiteren Landnahme wird Halt geboten. Gerade die stärkere Entfaltung karantanischer Macht unter eigenen Herzögen, die sich vom Avarenjoch unabhängig machen wollen und Anlehnung suchen, führt dann sogar eine Ausdehnung des bayrischen Einflusses auf diese Südslawen herbei. Im Zeichen der Heidenmission dringen in das dünnbesiedelte Land das bayrische Kloster, die bayrische Kirche, die bayrischen Grundherren mit ihren Hintersassen, voran der herzogliche Besitz selbst, siegreich vor. Dem Haus der Agilolfinger gebührt der Ruhm der frühesten deutschen Kolonisation. Die Gründung von Mondsee und Mattsee unter Herzog Odilo, dann die von Innichen im Pustertal (769) und von Kremsmünster an der Traun (777), beide das Werk des kraftvollen Tassilo, reden eine deutliche Sprache. Ein Morgen deutscher Kraftentfaltung im Südosten ist im Anbrechen. Diese Entwicklung geht auch nicht verloren, als Tassilo durch Karl den Großen gestürzt wird und in unverdientem Lose zugrundegeht. Denn der mächtige Franke, in seinem Leben damit gesegnet, ein jedes Problem an der Wurzel angepackt zu haben, greift bereits drei Jahre nach dem Sturze Tassilos mit gewaltigem Heeresaufgebot nach dem Osten aus, um die Avaren für ihr zweideutiges Verhalten während der bayrischen Krise zu züchtigen. Es ist ja einer der Hauptvorwürfe gegen Tassilo gewesen, daß er sich mit den Avaren gegen das Frankenreich verbündet hätte. Die Avaren vermögen dem dreimal wiederholten Ansturm der Franken nicht zu widerstehen. Ihre Ringe am Kamp und am Kumberg (beide im späteren Niederösterreich) werden genommen, und endlich fällt auch, den Zusammenbruch des einst gefürchteten Reiches besiegelnd, der stärkste Ring zwischen Donau und Theiß. Die Reste der Awaren finden Schonung und werden verpflanzt, das Land zwischen Donau und Theiß jedoch wird von Karls Sohn Pippin zur völligen Wüste gemacht, um ein weiteres Einnisten von Nomadenvölkern zu verhindern.

Nach diesen weltgeschichtlichen Schlägen (791, 796, 799) kann im Südosten ganze Arbeit geleistet werden. Karl der Große errichtet zwei starke Markgrafschaften zur Sicherung der Grenze, die Mark im Ostlande von der Enns bis zur Raab und die Mark Friaul. Bei-

den werden kleinere Grafschaften vorgelagert, die den Donauraum bis zur Mündung der Drau überwachen. In Erfüllung ihrer besonderen Aufgabe sind übrigens die beiden ersten Markgrafen, der Schwabe Gerold von der Ostmark und Erich von Friaul bereits 799 gefallen.

Die „Mark im Ostlande" ist das erste Österreich der Geschichte, allerdings in seiner räumlichen Weite deutscher Besiedlung beneidenswert ausgedehnter, als es dem späteren vergönnt gewesen ist. Denn nun dringen bis an den Plattensee die deutschen Siedler vor, unfreie, halbfreie, gelegentlich auch freie Bauern, dem Könige zinsbar, dem gewaltige Ländereien als Siegespreis zugefallen sind, aber auch Großgrundbesitzern, die der König mit Beuteland begabte, Bistümern und Klöstern. So wird mit dem Pfluge dem Deutschtum ein neues Land gewonnen. Der Ennswald, der Paltenwald und der Wiener Wald, wenig bewohnt in den Jahrhunderten vorher, werden nunmehr gerodet, das weite Tullner Feld, seit der Römerzeit verlassen, von den Slawen als gefährlicher Heerweg gemieden, wird nun vom bayrischen Siedler in Besitz genommen. Mächtig greifen die Stifte Salzburg, Freising, das tirolische Säben, Regensburg und Passau aus, Innichen und Kremsmünster und die anderen bayrischen Klöster entfalten ihre kolonisatorische Kraft auch in die Alpentäler hinein. So greift in einem wahren Siegesgange des bajuwarischen Stammes das Deutschtum in das Slawenland ein und beginnt mit Erfolg die vereinzelten Siedlungen der anderen aufzusaugen. Ein herrlicher Anfang, dem aber keine Ausreife beschieden ist! Der Streit im Karolingerhause und der dann folgende Zerfall des Reiches, wie auch der frühe Verfall des aus der Erbmasse Karls hervorgegangenen Ostfränkischen Reiches wirken nur zu bald auf die Lage der ausgreifenden Siedler ungünstig zurück. Das Großmährische Reich Rastislaws und Swatopluks verschließt die offene Weite für den deutschen Ostvormarsch und bedroht alsbald die Grenze des Ostfränkischen Reiches. Es ist eine kurzsichtige Freude, als 905 und 906 die Slawenmacht durch ein neuauftauchendes Volk vernichtet wird, denn die Zertrümmerer des Großmährischen Reiches, die finnisch-ugrischen Magyaren, überfluten als dritte asiatische Welle die Tiefebene zwischen Donau und Theiß und beginnen von hier aus, zuerst durch den Mangel an Lebensmitteln getrieben, dann in Erkenntnis der geringen Widerstandskraft des Ostfränkischen Reiches, den Süden und Norden Deutschlands mit verheerenden Einfällen heim-

zusuchen. Dem magyarischen Ansturm ist nach zunächst erfolgreicher Abwehr dann bei Preßburg im Jahre 907 die karolingische Ostmark erlegen. Auf der Walstatt des heißen Kampftages bleiben mit der Blüte des bayrischen Adels der Markgraf Luitpold, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Säben, gewissermaßen alle Repräsentanten der bayrischen Kolonisation. Das Land bis an die Enns ist verloren, es hat aufgehört, Ostmark zu sein. Magyarische Rosseshufe zerstampfen die hoffnungsvolle Saat der Kolonisten.

Wohl gelingen dem bayrischen Stamme inmitten der trostlosen Auflösung des Ostfränkischen Reiches unter Ludwig dem Kinde und dem Franken Konrad bemerkenswerte Erfolge gegen die Magyaren, so 913 am Inn, wo Arnulf zu siegen vermag. Aber schon 926 stehen die furchtbaren Plünderer tief in Süddeutschland, sogar am Bodensee, und erst die Schlacht an der Unstrut in Norddeutschland schafft auch dem Süden die Möglichkeit wirksamer Abwehr. So kann Herzog Heinrich, der Bruder Ottos des Großen, 944 auf der Welser Heide einen mächtigen Sieg erringen, kann einige Zeit später bis an die Theiß in das Feindesland vorbrechen. Die wahre Entscheidung allerdings fällt am 10. August des Jahres 955 im Lechfelde. Otto der Große hat hier endgültig die Ungarngefahr gebannt, wenn auch die Zeitumstände nicht mehr eine Austilgung dieses Gegners wie im Falle der Awaren ermöglichten. Aber die alte Ostmark wird erneuert und südlich von ihr, im Gebirgslande und seinen südöstlichen Talbreiten, erstehen andere Marken, vor allem die Karantanische Mark, 973 die Mark Krain, 980 die „Mark an der Sann", die Grafschaft Istrien, und sie alle eröffnen von neuem Donau- und Alpenraum der deutschen Besiedlung. Die Magyaren haben ja zweifellos die bajuwarischen Kolonisten im ganzen Raume von der Enns bis zur Raab nicht vernichtet, aber schwer dezimiert, und an vielen Orten galt es, von neuem zu roden, da der Gang der unruhigen Kriegsjahre dem Wald wieder die Oberhand gegeben hatte. So ziehen denn von neuem die bayrischen Siedler aus, diesmal allerdings bald auch Franken neben ihnen, und es beginnt eine erneute Landnahme, die auch in kurzer Zeit zur völligen Eindeutschung des österreichischen Donaulaufes führt. Die letzte Spur slawischer Bevölkerung ist hier schon im zwölften Jahrhundert verklungen. Auch der Nordwald, nördlich der Donau wird nun allmählich gerodet und ein Netz von Dörfern und Städten

über das Land gespannt. In die Alpentäler Steiermarks und Kärntens bis zur Drau wird gleichfalls vorgedrungen, wenn auch der Strom der Einwanderung sich hier nicht mehr so wuchtig ergießt, da das Gelände weniger lockt. Südlich der Drau vollends, in Untersteiermark und in Unterkärnten, reichte die Kraft nicht mehr zur völligen Eindeutschung aus. Nach Krain ist sie, ausgehend vom Bistum Freising und vom Stifte Innichen, nur noch in vereinzelten Unternehmungen gedrungen, so in die Gegend von Bischofslack durch Innichen, erlag aber hier bereits im neunzehnten Jahrhundert, als das Slowenentum erwachte und die deutsche Zwietracht wirksamen Schutz der bedrohten Sprachinseln nicht zustande brachte oder vergaß. Die heute in Krain noch aufrechte große Sprachinsel Gottschee verdankt späterer Zeit ihre Entstehung.

Die neugeschaffene Ostmark, orientalis marcha Baiariae genannt, wird zuerst von einem gewissen Burchard unbekannter Herkunft geleitet. Seit dem 21. Juli 976 begegnet uns hier, wohl im Zusammenhange mit dem Sturze der bayrischen Herzogsmacht unter Heinrich dem Zänker, Liutpold I. aus dem fränkischen Hause der Babenberger. Mit ihm erscheinen fortan in stärkerem Maße fränkische Siedler im Lande. In kraftvollem Vordringen erweitert der neue Markgraf sein Land, das zunächst nur von der Ennsmündung bis zur Traisen reichte, bis an den Wiener Wald. Er hält in Melk Hof, wo er auf dem steilen Uferfelsen das Chorherren- und spätere Benediktinerstift gründet, dem für Österreichs Entwicklung unschätzbare Bedeutung zuteil wurde. Als der Markgraf 994 stirbt, ist die Ostmark im kraftvollsten Einwurzeln.

Die alten Kolonisatoren der Ostmark, die bayrische Hochkirche und die großen Stifte, werden von den Kaisern erneut reich mit Grund ausgestattet und können ihre frühere Stellung wieder begründen. Über seine Rivalen Salzburg und Freising hinweg aber will sich das Passauer Bistum unter seinem ehrgeizigen Bischof Piligrim (971—991) erheben. Die Kirchenrechte über die Ostmark, über Mähren und das niedere Pannonien will Piligrim für sein Bistum erobern und er sucht in seiner Inn- und Donaufeste sein Recht als Nachfolger des angeblichen Erzbistums Lorch mit allerlei Fälschungswerk zu erweisen. Immerhin erlangt er das Kirchenrecht in der Ostmark und gewinnt gewaltigen Einfluß im Ungarland, wo sich König Geisa taufen läßt und

seinem Sohn den Namen des Passauer Kirchenpatrons Stephan verleiht. Und Piligrim läßt auch, gewissermaßen im Dienste seines völkerverbindenden Bistums, die alten Überlieferungen von den Burgundern und ihrer Fahrt ins Heunenland durch seinen Schreiber Konrad in lateinische Hexameter fügen, wofern wir den Mitteilungen des mittelhochdeutschen Gedichtes „Klage" Vertrauen schenken dürfen. Ist diese Dichtung tatsächlich geschaffen worden, dann erscheint allerdings der Bischof im Lichte unserer Frühzeit als ein weitschauender Planer, war doch die Schilderung vom glücklichen Reiche des Königs Etzel, in welchem Christen und Heiden, Hunnen und Germanen nebeneinander leben, geeignet, ein gemeinsames Band zwischen Passau und dem Ungarland zu knüpfen. Sind doch in der Tat auch in der Darstellung des mittelhochdeutschen Volksepos alle Stätten, die von den Burgundern auf ihrer Schicksalsfahrt ins Heunenland betreten werden, zugleich bedeutsame Plätze des Passauer Einflusses, hat sich doch Piligrim selbst gerühmt, Nachfahre des Rüdeger von Bechelaren zu sein, der zwischen den Burgundern und den Heunen in gleicher unerschütterlich bewahrter Treue steht. Die Passauer Bäume aber sind nach dem Tode des ehrgeizigen Bischofs nicht in den Himmel gewachsen, und Passau ist niemals Erzbistum geworden. Denn die Magyaren haben sich bald unter ihrem König Stephan ein eigenes Erzbistum in Gran und 1009 ein Bistum Raab geschaffen, schwere Riegel gegen das Weiterausgreifen des Passauer und Salzburger Kircheneinflusses und zugleich gegen das Weiterstoßen der bayrischen Kolonisation in die Ungarische Tiefebene. Unbegreiflich bleibt, wie das deutsche Kaisertum diese Kirchenorganisation Ungarns dulden, bzw. sogar fördern konnte.

Die schnelle Einwurzelung der Ungarn in die abendländische Ordnung und ihre fortschreitende Christianisierung war ein bitterer Schlag für die neue Ostmark. Denn dadurch verlor der Kampf gegen die Magyaren seine wuchtigste Härte und anfeuerndste Macht als Austilgung räuberischer Heiden, er ging nicht mehr um Sein und Nichtsein, wie in der Awarenzeit, sondern nur noch um Grenzgebiete, wie etwa zwei gleichberechtigte Staaten sich bekämpfen. Vorerst allerdings ist die Ausbreitung der Ostmark, für die 996 zum erstenmal der Name Ostarrichi auftaucht, noch beschwingt durch das entscheidende Interesse des Reiches an den hier geführten Kämpfen, beschwingt auch da-

durch, daß der Reichskrieg gegen Ungarn fast immer einer heidnischen Partei im Lande gilt. Es ist ein gewaltiges Verdienst des Kaiserhauses der Salier, daß es die Bedeutung des Südostens erfaßte. Unter Konrad II., unter Heinrich III., ja noch unter dem jungen Heinrich IV. und seinem Sohn Heinrich V. (1108) wird das Reichsschwert gegen die Ungarn gezückt und durch Heinrichs III. glorreiche Machtentfaltung 1042, 1043 und 1044 wird Ungarn gezwungen, dem deutschen Kaiser den Lehenseid zu schwören. Welche vorausschauende Südostpolitik der fränkischen Kaiser! Wie müssen wir hier, wo wir das Schicksal deutschen Grenzlandes schildern, die deutsche Schwäche verfluchen, die uns im Investiturstreit im Bruderkampf zur Selbstzerfleischung trieb, wo sich Deutsche gegen ihren Kaiser erhoben, so daß all seine Kräfte zur Abwehr gebunden waren und nicht mehr nach außen eingesetzt werden konnten. Mit dem Ausbruch des Investiturstreites hören im großen gesehen die Reichskriege gegen Ungarn auf, und endet damit die Erweiterung der Ostmark. Wie hoffnungsvoll war diese unter des Markgrafen Liutpold Nachfolgern Heinrich I. (994—1018) über die Liesing und Piesting hinausgetragen worden, unter Adalbert (1017—1055) nach Überwindung eines Rückschlages zur March und Fischa gediehen. Ja, eine Zeitlang schien sich zwischen Fischa und Leitha noch eine Neumark entwickeln zu wollen. Es klingt dann wie Einstellung des Vormarsches, als sie — 1063 — mit der übrigen Ostmark vereinigt wird. Und fortan hat man auch nicht mehr gegen die Magyaren hin Raum gewonnen. Denn die österreichischen Markgrafen stehen alsbald auch bereits mitten im Investiturstreit, und zwar hat sich nach dem Tode des tapferen Ernst (1075) Liutpold II. der päpstlichen Partei gegen Kaiser Heinrich IV. angeschlossen. Er ist dem Einflusse des Eiferers Altmann von Passau erlegen. Dieser Bischof hatte in Österreich 1072 Göttweih gegründet, hatte mehrere Stifte des Landes, darunter auch Melk im Sinne der Cluniazenser reformiert. Auch Erzbischof Gebhard von Salzburg, der Gründer des Klosters Admont, war ein Anhänger Gregors VII. Dem Papstfreunde Liutpold II. brachte der Abfall vom Kaiser einen verheerenden Einfall der kaisertreuen Tschechen unter Wratislaw und eine Niederlage bei Mailberg ein, aber der Markgraf hat trotz der dadurch erzwungenen Unterwerfung dem Passauer bei sich Asyl gewährt. Hineinverwickelt in den Lebensstreit Heinrichs IV. ist auch

sein Sohn Liutpold III., der 1105 beim Streite zwischen dem Kaiser und dem Sohne die Partei des letzteren ergriff. Durch seine Vermählung mit der Kaisertochter Agnes, die in erster Ehe mit dem Hohenstaufen Friedrich verheiratet war, wurde der Babenberger zum Schwager des letzten Saliers. Sein Einfluß ist dann durch diese mit Kindern reich gesegnete Ehe mächtig gewachsen. Wir sehen Liutpold das Wormser Konkordat, den Friedensschluß zwischen Kaiser und Papst, vermitteln. Der Markgraf hat bereits seine Residenz von dem stillen Melk auf den hochragenden Kahlenberg bei Wien verlegt und 1114 das Chorherrenkloster und die Basilika von Neuburg (Klosterneuburg) begründet.

In Einfluß und Macht hoch emporgestiegen, wird dem Babenberger infolge seiner Verwandtschaft mit dem staufischen Hause nach dem Aussterben der Salier die Kaiserkrone angetragen, die er indes ausschlägt. Liutpold ist der Gründer der Klöster Kleinmariazell und Heiligenkreuz. Es ist die Frühzeit der Zisterzienserstifte. Einer von des Herzogs Söhnen, Otto von Freising, der selbst Zisterzienser wurde, wird der Geschichtsschreiber der ersten Hohenstaufenzeit.

Nun greifen mächtige Veränderungen im Reiche in die Schicksale der Ostmark ein. Nach der Regierung Lothars kommen 1137 die Hohenstaufen zum deutschen Königsthrone. Sie sehen sich aber sogleich in einen harten Kampf mit der übermächtigen Welfenmacht verwikkelt, die in Bayern wie in Sachsen über die Herzogsrechte und dazu über sehr ausgedehnten Familienbesitz verfügt. König Konrad III. sucht sich dieses Gegners zu erwehren, indem er Heinrich dem Stolzen seine beiden Herzogtümer Sachsen und Bayern abspricht. Mit Bayern belehnt er seinen babenbergischen Vetter Liutpold IV. (1136—1141). Dieser und nach ihm sein Sohn Heinrich II. Jasomirgott verfügen somit zu ihrer neuen Ostmark auch über den altbayrischen Raum. Jedoch die glückliche Einigung bajuwarischer Kraft bleibt nicht von Dauer. Schon für den zweiten Hohenstaufenkaiser Friedrich Barbarossa lautet die Parole: Versöhnung mit den Welfen! und das bedeutet die Rückgabe von Bayern an Heinrich den Löwen, den Sohn Heinrichs des Stolzen. Auf dem Reichstag von Regensburg muß Heinrich Jasomirgott auf das neuerworbene Land verzichten. Dafür erlangt der Babenberger jedoch die völlige Lösung seines Besitzes mit allen einst von Bayern empfangenen Lehen

aus der bayrischen Oberhoheit. Er muß nicht mehr die bayrischen Hoftage besuchen, Österreich wird zum selbständigen Herzogtum erhoben. Aber darüber hinaus werden dem neuernannten Herzog und seiner byzantinischen Gattin Theodora noch besondere Zusicherungen verbrieft: Österreich wird anders als die übrigen Lehen des Reiches notfalls auch auf die Töchter vererbt, und die Babenberger dürfen in Ermangelung von Kindern dem Kaiser ihren Nachfolger vorschlagen. Endlich darf niemand im Gerichtssprengel des Herzogs eine Gerichtsbarkeit ausüben. Der so mit großen Rechten begabte neue Herzog braucht dem Reiche nur noch auf Heerfahrten nach den Österreich benachbarten Ländern zu dienen, er muß nur noch auf den Hoftagen erscheinen, die der Kaiser in Bayern abhält. Kein Zweifel, dieses Privilegium vom September 1156 (später das Privilegium minus genannt) ist ein bedeutungsvoller Markstein. Nicht nur, daß von nun an der bayrische Stamm endgültig zerrissen ist und Altbayern damit zum bitteren Lose unfruchtbarer Binnenlage hinter einem aufstrebenden Österreich verurteilt ist, auch dem Reiche gegenüber hat sich ein Wandel vollzogen. Das Herzogtum Österreich ist sehr unabhängig geworden. Der Weg einer Entwicklung ist beschritten, die Österreich irgendwie aus dem Gefüge des Reiches herausführen kann. Es ist ein geradliniger geschichtlicher Werdegang, der von 1156 über das sogenannte Privilegium majus Rudolfs des Stifters im vierzehnten Jahrhundert zur Pragmatischen Sanktion des Jahres 1713 führt und in der Erhebung Österreichs zu einem Kaisertume eigenen Rechtes im Jahre 1804 gipfelt.

Schon der zweite Herzog von Österreich, Liutpold V., der Tugendhafte genannt, kann einen neuen Machtzuwachs erringen. In der Georgenberger Handfeste von 1186 vermacht ihm der Herzog von Steiermark Otakar III. aus dem Hause der Traungauer, kinderlos und am Aussatz leidend, sein Herzogtum und auch seine Güter in Friaul um Cordenons. Die Steiermark ist gerade vorher — 1180 — beim Sturz des Bayern- und Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen genau so aus der bayrischen Hoheit entlassen worden wie vorher Österreich. Der Kolonialboden ist damit endgültig von seinem Mutterlande getrennt. Die Steiermark hatte bereits früher eine Loslösung vollzogen. Denn sie war zuerst nur die „östliche Mark von Kärnten" und war im Jahre 1053 selbständig geworden. Die Markgrafen des Landes aber nannten sich seit dem letzten Viertel des elften Jahrhun-

derts nach ihrer Burg Steier, am Zusammenflusse der Enns und Steier, Markgrafen von Steier und der Name ist kaum ein Jahrhundert später auch auf die ganze Mark übertragen worden. Diese neuerstandene Steiermark reicht im Süden bis zum Poßruck, den Windischen Büheln und Radkersburg, umfaßte aber im Norden das heute oberösterreichische Steyer im Traungau und das heute niederösterreichische Pütten. Otakar III. aber hatte noch die Mark Pettau mit Marburg an der Drau dazu erworben und 1180 die Erhebung Steiermarks zu einem Herzogtume erreicht.

Die Vereinbarung der Georgenberger Handfeste reift 1192 aus. Die Steiermark fällt an die Babenberger und ist seitdem mit Österreich verbunden. Liutpold V. ist nun einer der mächtigsten Reichsfürsten. Er hat auf dem Kreuzzuge Barbarossas im Heiligen Land mitgefochten und an der Erstürmung von Akkon hervorragenden Anteil gehabt. Sein Selbstgefühl führte allerdings hier zu einem für den Babenberger peinlichen Zusammenstoß mit dem rücksichtslosen englischen König Richard Löwenherz, aber der Engländer ist dann auf der Rückkehr in seine Heimat, durch einen Schiffbruch zum Landwege gezwungen, auf österreichischem Boden betroffen worden und mußte lange Wochen als Gefangener des Herzogs auf der ungemütlichen Feste Dürnstein in der Wachau den geübten Unbill büßen, bis der deutsche Kaiser den Gefangenen für das Reich anforderte. Aus dem Lösegeld, das Richard Löwenherz an Heinrich VI. bezahlen mußte, ist denn auch ein erkleckliches Sümmchen an den österreichischen Herzog gegangen, der daraus die Neustadt, später Wienerneustadt genannt, erbaut.

Nach dem Süden hin greift mit Güterkauf der zweite Nachfolger Liutpolds V., der „glorreiche" Liutpold VI. (1198—1230), aus. Pordenone (Portenau) in Friaul und die alten Freisinger Güter im südöstlichen Krain werden so erworben. Im Westen seines Herzogtums aber kauft er, glückliche Erwerbungen seines zweiten Vorgängers abrundend, die Stadt Linz mit reichen Gütern an der Donau bis über Engelhartszell hinaus, sowie die Stadt Wels. In einem blutigen Kreuzzug (1217—1219), den er gemeinsam mit dem ungarischen König Andreas II. unternimmt, bei der Erstürmung des ägyptischen Damiette besonders erprobt, hatte er seinem Herzogtum Österreich europäische Bedeutung errungen. Sein Ansehen ist so groß, daß er im Bunde mit Hermann von Salza in den Konflikt zwischen Kaiser

Friedrich II. und dem Papste vermittelnd eingreifen kann. Der Friede von St. Germano ist mit sein Werk gewesen.

Wie war doch inzwischen das Leben in der Ostmark zu edler Blüte gediehen! Seit der Übersiedlung aus dem engen Melk auf die Höhen des nach Osten hin weit schauenden Wiener Waldes war nicht nur die greifbare Macht der Babenberger gewachsen; ein reichgewordenes geschütztes Land hatte stolzen Anteil an dem Geistesleben des gesamten Volkes gewonnen und ist um 1200 unbestritten der Chorführer seiner Dichtung. Die großen deutschen Volksepen, das trotzige Nibelungenlied und die herzenbewegende „Gudrun", die romantischen Epen der Dietrichssage finden hier, in der Steiermark und in Tirol ihre Dichter. Das ganze alte Sagengut der Heldenzeit ist in Österreich wieder zu neuem Leben erwacht, und hier für das ganze Deutschland gerettet worden. Aber es tönt an der Donau zugleich von zarten Liedern der Liebe, der Kürnberger bei Linz und Dietmar von Aist üben noch den altertümlichen Minnesang, jedoch am Hof zu Wien wird die moderne Sangeskunst nach der Art der kunstvollen Troubadours entfaltet. Reimar der Alte von Hagenau ist hier ein gefeierter Dichter, sein Schüler Walther von der Vogelweide, wohl aus Südtirol gebürtig, sagt mit Stolz von sich: „ze ôsterrîche lernt ich singen unde sagen". Wie rühmt dieser größte Sänger des Mittelalters den „minniglichen" Hof zu Wien, mit dem sich nur noch der von Thüringen zu messen vermöge, wie die Milde seines Landesherrn! Und wenn er in einem seiner schönsten Lieder die deutschen Männer und Frauen hoch preist, so ist dieses innige und doch so frische Lied auf Österreichs Boden gedichtet worden. Der Österreicher Walter von der Vogelweide ist neben dem ostmärkischen Priester Ottokar Kernstock unter den deutschen Dichtern der, dessen nationale Preislieder den heißesten Atem, den tiefsten Ernst, die restloseste Hingabe offenbaren. In der Steiermark singt bald darauf der turnierlustige Liechtensteiner und unter der Regierung des letzten Babenbergers Friedrich II. erscheint der bayrische Sänger Neidhart von Reuental, der Entdecker der Dorfpoesie und Besinger der Bauernmädchen, und findet hier, beglückt und endlich im Hafen, das ersehnte „hûs mit obedache" bei dem Stifte Melk. So tönt es von fröhlichen Liedern in dem Markenlande, wo kühne, wehrfeste Burgen ragen, junge landesherrliche Städte sich zu regen beginnen, das vor allen aufblühende Wien bedeutenden Handel treibt, stolze Klosterbauten der

Benediktiner und Zisterzienser sich erheben, wo der Bauer auf fruchtbarem Boden reich und übermütig wird, wie die Dichtung vom „Meier Helmbrecht" erweist.

Aber schon neigt sich das beglückte Herrschergeschlecht der Babenberger zum Sterben. Friedrich II. (1230—1246) ist der Letzte seines Hauses. Er hat aus der Ehe mit der Griechin Sophia und aus der zweiten mit Agnes von Meranien keinen Sohn. Und was bedeutet dies für einen Dynasten, der so wie er ausgreift, der sich seit 1232 zu seinen Herzogswürden noch stolz einen Herrn von Krain nennt, der 1237 einen gefährlichen Zusammenstoß mit dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. überwunden hatte! Friedrich II., der Herzog, hat sich in eine bedrohliche Verbindung mit dem Kaisersohne und deutschen Könige Heinrich VII. eingelassen, der sein Schwager ist. Als der Hohenstaufe den Trotz seines Sohnes bricht, wird auch der Babenberger Herzog von einem Straffeldzuge betroffen. Wien wird vom kaiserlichen Heere genommen (1237) und unter Erweiterung des von Liutpold VI. empfangenen Stadtrechtes zu einer Reichsstadt erhoben. Aber der Herzog überdauert in dem festen und treuen Wienerneustadt die Stürme dieser Tage und konnte sein Land — auch das trotzende Wien — sowie die Verzeihung des Hohenstaufen zurückgewinnen. Wie steil ging es dann mit seinem Ehrgeiz und seinen Aussichten empor! Dem Kaiser fortan ein wertvoller Helfer in dessen schwerem Kampfe mit dem Papste, kann er 1245 bereits in aussichtsvolle Unterhandlung zur Erhebung Österreichs in ein Königtum eintreten. Aber Friedrich ist bald in neuen Streit verwickelt. Der Ungarnkönig Bela IV. hatte vor dem Mongolensturm, der 1241 über Ungarn losbrach, seine Familie und seinen Schatz nach Wien geflüchtet und dem Herzog für die gewährte Hilfe gegen die grimmigen Bedränger die drei von Deutschen bewohnten Komitate Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg abgetreten. Indes, als die Gefahr abgewendet war, sagte er sich von der eingegangenen Verpflichtung los und nahm die Gebiete zurück. Am 15. Juni 1246 ist im Kampfe gegen die Ungarn, nachdem er eben noch einen Böhmeneinfall glücklich abgewehrt, der letzte Babenberger an der Leitha gefallen. Da Friedrich dem Streitbaren Sohn und Tochter mangelten, brach alsbald der Zwist um das Erbe los. Mit päpstlicher Hilfe suchte die mit Hermann von Baden vermählte Nichte Friedrichs, Gertraud, sich des Landbesitzes zu bemäch-

tigen. Aber der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. ließ, obwohl er selber im härtesten Kampfe lag, die bedeutungsvollen Babenbergerländer keineswegs aus dem Auge. Er versicherte sich dieser südöstlichsten Reichsposition durch Generalkapitäne, die für ihn das Land verwalten sollten. Und der entschlossene Kaiser hätte die Beute nicht mehr entgleiten lassen, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. So aber stirbt Friedrich bereits 1250 und über die nun doppelt verwaiste Ostmark bricht während des Interregnums im Reiche nun vollends das Elend herrenloser Zeit herein.

Wir nehmen Abschied von der Welt der Babenberger. In den Grüften der von ihnen gegründeten Klöster Melk, Lilienfeld und Heiligenkreuz ruhen die Gebeine der hochsinnigen Markgrafen und Herzöge. Das Werk dieses Herrengeschlechtes indessen überdauerte weithin seine Schöpfer. Zweihundertsiebzig Jahre, also durch neun Menschenalter, hatten die Babenberger regiert. Sie hatten aus dem Koloniallande bayrischen Stammes, das als Ostmark nur von der Enns bis zur Traisen reichte, das Landgefüge von Nieder- und Oberösterreich gebildet, wie es im Wesen bis zur Erwerbung des Innviertels durch Österreich im Jahre 1779 unverändert blieb. Nur, daß 1254 die Grafschaften Pütten und Steyr aus steirischem Landesverbande hinzugenommen wurden. Nach dem Osten hin ist die Grenze des Babenbergerbesitzes bis zum Ende des Weltkrieges die gleiche geblieben. Erst mit der Erwerbung des Burgenlandes (1919) konnte hier über die Leithalinie hinausgegriffen werden. In einem aber blieb die Ostmark dauernd hinter der karolingischen Zeit zurück. Sie umfaßte nicht den gesamten deutschen Siedlungsboden im südöstlichen Donauraum. Das Deutschtum in Ödenburg und den übrigen westungarischen Städten blieb ungarischer Oberherrschaft verhaftet, obwohl es länger auf der ungarischen Scholle saß, als die Magyaren selber. Durch dieses Schicksal sind hier bereits im Mittelalter deutscher Volksboden und Reichsboden auseinandergefallen. Die Babenberger freilich tragen für diese Wendung nicht die Schuld. Noch ihr letzter Herzog ist im Kampfe um Grenzland und Weitung deutscher Macht gegen die Magyaren gefallen. Die Ursache des Mißgeschickes lag in der mangelnden Ausnützung des Sieges vom Lechfelde und dem Bürgerkrieg, der die weitschauenden Salier an ihrer prächtigen Fürsorge für den deutschen Südosten verhinderte.

Blieb so die Grenze dauernd hinter der der karolingischen Ostmark zurück, so war das von den Babenbergern beherrschte Gebiet doch ganz anders eine Einheit geworden, als die „Mark im Ostlande" des neunten Jahrhunderts. Die neun Babenberger haben sich mit immer wachsender Geschlossenheit ihr Land weitergegeben und stehen im dreizehnten Jahrhundert bereits als richtige Landesherren vor uns, denen es gelungen ist, ihre Gewalt überschattend vor die Reichsgewalt zu stellen, den Gerichtsweg in ihrem Bereich zu beherrschen und alle in ihren Herzogtümern bestandenen Rechte mit den Künsten des Mittelalters zu verdunkeln und schließlich aufzusaugen. Der Kaiser ließ die Ostmark in ihrer geschlossenen Gestalt und schwächte sie nicht durch Immunitäten, die einzelne Gebiete aus der Hoheit des Herzogs herausgenommen hätten. Während alle die alten Stammesherzogtümer durch diesen Prozeß schrittweise der Auflösung verfielen, blieben Österreich und die Steiermark fast völlig geschlossene Gebiete, für deren Bereich der Babenberger fast alle Rechte des Herrschers bereits ausübte. Nur auf solcher Grundlage konnte der Letzte dieses Hauses die Erhebung Österreichs zu einem Königreiche ins Auge fassen.

Territorialpolitik der mittelalterlichen Habsburger

Angesichts der stolzen Entwicklung, die Österreich und die Steiermark unter der Herrschaft der kerndeutschen, städte- und klöstergründenden Babenberger genommen hatten, war das Schicksal der beiden Herzogtümer nach dem Tode der beiden Friedriche um so beklagenswerter. Denn nun, da keine deutsche Hand sich regen konnte, mit Aussicht auf Erfolg nach dem Erbe zu greifen, weil der Bayer, der allein dafür durch seine Nachbarschaft in Betracht kam, doch zu schwach war, regten sich alsbald begehrliche Anrainer, der Ungarnkönig und der Böhme, und zwar der böhmische Königssohn und Markgraf von Mähren, der unternehmungslustige Ottokar. Der böhmische Bewerber kam seinem magyarischen Nachbar zuvor. Ottokar bemächtigt sich des Landes, muß aber durch Schiedspruch des Papstes — wer hatte diesem solches Recht verliehen? — die Steiermark dem Ungarnkönig Bela überlassen. Aber einige Jahre darauf erhebt sich der steirische Adel, nicht gewillt, länger eine halb barbarische Herrschaft zu ertragen, zugunsten Ottokars, und in der Schlacht bei Kroissenbrunn auf dem Marchfelde ist zwischen Tschechen und Ungarn das blutige Würfelspiel geworfen worden. Geschlagen, müssen die Magyaren dem Besitze der Steiermark entsagen, und der Böhme gebietet nun allein über die Herzogtümer. Emsig breitet der prachtliebende Herr seine Macht aus. In den böhmischen Ländern ersteht mit deutschem Stadtrechte und von Deutschen gegründet und bewohnt Stadt auf Stadt, in der Steiermark wird Bruck an der Mur gegründet, in Österreich Marchegg, und Wien erhält ein günstiges neues Stadtrecht. Ottokar aber weiß seine Macht auch noch weiter nach dem Süden vorzutragen. Die Verbindung Kärntens mit Österreich ist erstmalig sein Werk. Er weiß den letzten Landesherrn von Kärnten zu bestimmen, daß er, mit Umgehung des tatsächlichen Erben, ihm das

Gebirgsland überläßt. Bei all seinem Ausgreifen nimmt Ottokar auf die Reichsgewalt keine Rücksicht. Schattenkaiser leihen dem Deutschland des Interregnums ihren Namen, und der Böhme begnügt sich, von Richard von Cornwallis, dem einen der beiden, schriftlich die Belehnung einzuholen. Bezüglich der Kärntner Erwerbung bemüht er sich überhaupt nicht mehr um die Anerkennung. Ottokar fühlt sich als Herr eines Reiches, das über die Enge des alten hinausgewachsen ist. Reicht doch seine Macht von der Spitze Nordböhmens bis hart an das Adriatische Meer, ist sein Einfluß im benachbarten Salzburger Lande ebenso mächtig wie in Ungarn, das eben damals unruhige Zeiten erlebt. Fühlt er sich doch auch zur christlichen Missionstat berufen, wie sein Kreuzzug gegen die Preußen beweist, bei welcher Gelegenheit ja Königsberg seinen Namen erhält. Der Böhme interessiert sich nicht am Reiche des Interegnums, er ist nur bemüht, keinen starken Kaiser aufkommen zu sehen, persönlich dürfte er den Vorschlag, gewählt zu werden, ausgeschlagen haben. Auch den Schatten der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft, den für ihn die Ehe mit der deutschen Königswitwe und Schwester des streitbaren Friedrich, Margarete, bedeutet, benötigt er bereits nicht mehr. Schon 1261 hat er die viel ältere Gemahlin verstoßen und eine neue Ehe abgeschlossen, die ihm den notwendigen Erben gibt.

Ottokar ist übrigens längst nicht mehr als Tscheche anzusprechen. Am Hofe der letzten Przemysliden bewegen sich deutsche Minnesänger, der König ist ein Enkel des Hohenstaufenkaisers Philipp und seine ganze Tätigkeit ist eine germanisierende gewesen. Man hat in Österreich oft die Frage aufgeworfen und auch in der geschichtlichen Betrachtung der nun folgenden Ereignisse darauf hingewiesen, wie es vielleicht für das Deutschtum des Südostens besser gewesen wäre, Ottokar hätte in dem nun bald eintretenden Kampfe mit dem neuen deutschen König den Sieg davongetragen oder wäre selbst deutscher König geworden. Gewiß hätte die frühzeitige Dauerverbindung der österreichischen mit den böhmischen Ländern eine aussichtsreiche, das Deutschtum in Böhmen und Mähren außerordentlich stärkende Entwicklung eingeleitet. Und sicher hätte auch diese geschlossene Ländermauer, die fast den ganzen Osten abriegelte, dem Reiche selbst wirksamen Halt gewährt, wie auch die Machtfülle Ottokars und seine reichen Mittel die Geltung des Königtums selber bedeutsam verstärken könnten. Aber

der Gang der Geschichte hat doch bekundet, daß Ottokars innere Kraft nicht dem äußeren Glanze entsprach, und es ist fraglich, ob nicht sein Streben nach Ungarn hin für das Deutschtum des Südostens manche Gefahr in sich geborgen hätte.

Jedenfalls, in dem Kampfe, der bald nach der Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König einsetzt, ist der Böhme der Schwächere gewesen und ist damit weltgeschichtlich berechtigt unterlegen. Bereits im Jahre 1274 spricht ein Nürnberger Reichstag dem Böhmenkönig die in der Zwischenzeit erworbenen Herzogtümer ab, da er über Jahr und Tag die Belehnung nicht empfangen habe. Zugleich wird Ottokar vor den deutschen König geladen. Der unbotmäßige Vasall wird dann noch in die Acht getan und auch seiner böhmischen Erblande für verlustig erklärt. — Der Reichskrieg beginnt. Die Alpenländer fallen rasch Rudolfs Bundesgenossen Meinhard von Tirol und seinem Bruder Albert von Görz zu, der deutsche König selbst aber erzwingt vor den Toren Wiens am 21. November 1276 die Unterwerfung Ottokars. Dieser muß auf die österreichischen Herzogtümer verzichten und auch Eger ausliefern. Dafür wird er dann mit seinen Erbländern belehnt und durch eine Doppelverlobung eine Verbindung mit dem Habsburgerhause herbeigeführt. Der schwer gestürzte Herrscher kann sich in diesen Frieden nicht fügen. Er läßt sich nur allzuleicht zur Erneuerung des Kampfes aufhetzen, zumal auch die Stadt Wien, die er sehr begünstigt hatte, sich seiner Wiederkehr geneigt zeigt. Aber dieser zweite Krieg kommt dem Böhmen sehr teuer zu stehen. Er versäumt es, rechtzeitig loszuschlagen. Rudolf aber gelingt es trotz der Feindschaft der bayrischen Herzöge, mit seinem Heere, wieder von Tirol wirksam unterstützt, ins Marchfeld zu rücken und mit ungarischer Hilfe Ottokar am 26. August 1278 in blutiger Ritterschlacht bei Dürnkrut zu schlagen. Der Böhmenkönig unterliegt der Privatrache eines steirischen Adeligen und bleibt auf dem Schlachtfelde. Dem unmündigen Erben Ottokars werden die böhmischen Lehen seines Vaters belassen, und die Doppelhochzeit wird tatsächlich vollzogen.

Der siegreiche Rudolf ist nun emsig bemüht, die Ottokar abgezwungenen Länder seinem Hause zuzuwenden. Auf das sorgfältigste bereitet der alte Praktiker die neue Erwerbung vor. Er ordnet in jahrelanger persönlicher Anwesenheit die Verhältnisse in den Herzogtümern, er sichert sich für sein Vorhaben die Förderung der in Österreich, Steier-

mark, Kärnten, Krain und der Windischen Mark besitzenden Bistümer, damit sein Haus in jeder Weise in die starke Stellung der Babenberger einrücken kann. Dann aber setzt er, als er selber Österreich wieder verlassen muß, seinen energischen Sohn Albrecht als Verweser des Reiches in Österreich und Steiermark ein. Kärnten und Krain jedoch werden Meinhard von Tirol, dem treuen Bundesgenossen von 1278, übergeben. Im Jahre 1282 vollzieht dann Rudolf, nachdem die Kurfürsten ihre Zustimmung erteilt haben, zu Augsburg die Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit dem babenbergischen Erbe, also auch mit Kärnten und Krain. Für die beiden Länder aber ist die Belehnung nur als eine formale gedacht, um eine eigene Landesherrlichkeit für Krain zu begründen. Kärnten wird trotzdem 1286 an Meinhard verliehen und Krain bleibt ihm mitsamt der Windischen Mark als Pfandbesitz weiter.

Die Belehnung der beiden habsburgischen Fürsten zu gleicher Hand erregt das Mißfallen der Stände, die sich von einer solchen Doppelherrschaft nichts Gutes erwarten können. So veranlaßt Rudolf seinen gleichnamigen Sohn gegen die Verheißung späterer Entschädigung zum Verzicht, und Albrecht ist alleiniger Herrscher geworden.

Welche Machtstellung steht den Habsburgern, die nun glücklich im Erbe der Babenberger Fuß gefaßt haben, zu Gebote? Rudolf ist bei seiner Wahl bereits einer der reichsten Fürsten des Reiches. Er verfügt über die Landgrafschaft im Oberelsaß und den Sundgau, über die Grafschaftsrechte im Aargau, im Zürichgau und im Thurgau, als Klostervogt übt er die Herrenrechte auch über Uri und Unterwalden aus, er hat kurz vor seiner Wahl auch die Herrschaften Kyburg und Lenzburg erworben. Geht die territoriale Entwicklung für die Habsburger nur halb den Verheißungen gemäß, die sich damals für sie eröffnen, so muß ihnen die völlige Durchdringung des südalemannischen Raumes gelingen, das Land der ganzen späteren Schweiz als Besitz zufallen. Sie wären dann die Einiger des zerrissenen Südwestdeutschland geworden. In dieser Richtung zielte ja auch das zähe Bemühen Rudolfs nach einer Erneuerung des Herzogtums Schwaben unter seinem Hause. Das Schicksal aber hat die westlichen Lose des Hauses alle untergehen lassen, um den östlichen zu einem unerhörten Aufblühen zu verhelfen.

Für das Herrscherhaus, das eben so hoffnungsvoll im Donauraum

Wurzel geschlagen hatte und mit der Steiermark den Ostabfall der Alpen beherrschte, war es entscheidende Zukunftsfrage, ob es ihm gelingen würde, die deutsche Kaiserkrone Rudolfs zu behaupten. Der ganze Ausbau der Machtgerechtsamen im Westen hing davon ab, aber auch die nach dem Osten hin ausgreifende Planung war von einer solchen Voraussetzung abhängig. Konnte Albrecht seinem erfolgreichen Vater in der Krone nachfolgen, derselbe Albrecht, der mit seinen schwäbischen Herren nach Überwindung des ersten Widerstrebens der an eine straffe Lenkung nicht mehr gewöhnten Herzogtümer kräftig im Sattel saß und einer der mächtigsten deutschen Fürsten war, so winkte über das habsburgische Hausinteresse hinaus dem Reiche eine großartige Möglichkeit, aus dem äußersten Südosten her erneuert zu werden. Es mußten dann nämlich die Interessen der wachsenden und weithin ausgreifenden habsburgischen Hausmacht, die durch den Besitz von Österreich über geschlossenen Besitz und große Vorrechte verfügte, der Wiederherstellung der Autorität des deutschen Königs zugute kommen, wie umgekehrt diese wiederum dem österreichischen Landesherrn, der dann mit ersterem identisch war, in seinen mannigfaltigen Bemühungen um Ausbreitung seiner Macht größte Förderung bedeuten mußte. In diesem Sinne war es für die Habsburger der schwerste Schlag, daß Albrecht seinem Vater erst nach der Regierung Adolfs von Nassau und nach blutigem Kampfe 1298 in der Krone des Reiches nachfolgen sollte, daß der hochbegabte Mann nach zehnjähriger Herrschaft dem Mörderstahl seines Neffen Johann Parricida erlag, eben als er sich anschickte, mit der ganzen Kraft seiner Hausmacht seinen und den Widersachern der deutschen Königsmacht entscheidend entgegenzutreten. Eben dieses kräftige Auftreten Albrechts hatte nun zur Folge, daß nach seinem Tode die Fürsten die Habsburger neuerdings ausschalteten und Heinrich von Luxemburg zum König wählten. Erst nach dessen sehr schnellem Heimgange findet sich eine Kurfürstengruppe, die in einer Minderheitswahl den inzwischen mündig gewordenen ältesten Sohn Albrechts, Friedrich den Schönen, erkürt, während die Mehrheit den Wittelsbacher Ludwig den Bayer wählt. In diesem Streite sind die Habsburger in der Schlacht bei Mühldorf (1322) dem wittelsbachisch-luxemburgischen Bündnis erlegen, und als eine durch die Gunst der Umstände noch möglich gewordene Doppelregierung Ludwigs des Bayern mit Friedrich unhaltbar wird, sehen

wir ihnen die deutsche Krone auf über hundert Jahre entgleiten. Sie sind in dieser Zeit restlos zu bloßer Territorialpolitik verurteilt, weil ihnen die große Welt der Politik durch die Macht der von 1347 bis 1437 herrschenden Luxemburger völlig verbaut wird. Als sie dann sogleich die deutsche Krone erlangen, ist die Stunde für eine innere Erneuerung des Reiches aus der Kraft des Königs heraus bereits versäumt. Die Macht der Kurfürsten ist inzwischen unüberwindlich und dazu noch seit der Goldenen Bulle reichsrechtlich verankert worden, während die Herzöge von Österreich, Steiermark und Kärnten, also die Habsburger, nicht zu den Kurfürsten gehören, da in der entscheidenden Zeit des Interregnums, als sich die Kurfürstenwürde herausbildete, die österreichischen Länder durch den Tod der beiden Friedriche herrenlos gewesen waren. So schwer die Politik der Habsburger später oft über dem Reiche lastete, in der der vorgenannten Zeit hätte das Herrscherhaus die Zukunft Deutschlands zu retten vermocht. So aber glitt dieses immer mehr der Auflösung entgegen. Die Habsburger wieder verloren ihren Besitz in der Schweiz, die Südklammer des Reiches und Ansatzpunkt der Konsolidierung des deutschen Südwestens zugleich war.

Die vielfältig verankerte, zu Rudolfs Zeiten überallhin ausgreifende Machtstellung des Hauses in der Schweiz fand ihre stärkste Gegnerschaft in dem Streben der drei Berglandschaften am Vierwaldstätter See Uri, Schwyz und Unterwalden nach der Reichsunmittelbarkeit. Die Urner und Schwyzer hatten diese auch tatsächlich unter dem letzten Hohenstaufen erlangt, die an der sicheren Beherrschung des wichtigen St.-Gotthard-Passes das höchste Interesse hatten. Waren nun die Habsburger deutsche Könige, so vermochten sie nicht nur, ein weiteres Streben nach der Reichsstandschaft erfolgreich abzuwehren, sondern auch, sich der Reichsgewalt bedienend, im Lande der Urner und Schwyzer Einfluß zu üben. Entglitt ihnen aber die deutsche Krone, dann war es nur allzu leicht möglich, daß der deutsche König, um seine gefährlichsten Wettbewerber zu treffen, die Reichsunmittelbarkeit auch den übrigen Landschaften bewilligte. Und wirklich haben sich Uri, Schwyz und Unterwalden bereits 1291, gleich nach dem Tode Rudolfs, gegen jeden fremden Richter, und das waren die Habsburger, zusammengeschlossen und die kräftige Unterstützung des um seine Herrschaft gegen Albrecht besorgten Adolf von Nassau gefun-

den. Albrecht hatte dann, König geworden, die Rechte seines Hauses wohl zu schirmen verstanden. Die Schweizer Lande waren der Sammelort jenes Heeres, mit dem er aufbrechen wollte, endgültig die Machtfrage im Reiche zwischen König und Kurfürsten zu klären. Seine Ermordung hat den weiteren Ausbau habsburgischer Macht aber sogleich in Frage gestellt, nicht nur, weil Heinrich VII. den drei Bergkantonen sogleich die Reichsstandschaft erneut bestätigte, sondern auch weil die Habsburger zunächst schon durch die Jugend von Albrechts ältestem Sohne Friedrich zu keinem entscheidenden Handeln fähig waren. Im Thronstreit zwischen dem Bayern Ludwig und Friedrich, der von 1314 bis 1325 dauert, sehen wir auch alsbald die Urner, Schwyzer und Unterwaldner auf der Seite Ludwigs. Es ist der Beginn einer verhängnisvollen Reihe von Schicksalsschlägen, als das Ritterheer Leopolds, des zweiten der Albrechtssöhne, in der für die Reiter ungünstigen Bergenge bei Morgarten am Ägerisee 1315 eine vernichtende Niederlage erleidet, der erste große Schlachtensieg der Eidgenossen, dem später so viele weitere folgen sollten, die alle zur Erschütterung und schließlichen Auflösung der habsburgischen Macht in der Schweiz, zugleich aber zur Loslösung der Schweiz auch aus dem Reiche beitragen sollten. Der Sieg der Bergkantone lockt zum Beitritt in diesen Bund. Schon 1332 will sich Luzern den Eidgenossen anschließen und bleibt, wenn auch in den Habsburgereinfluß zurückgefügt, fortan ein unsicherer Besitz. Entscheidend aber wird es, als 1351 Zürich und zwei Jahre später Bern ihren Beitritt vollziehen. Die Eidgenossen bedienen sich eines Augenblicks großer Schwierigkeiten der Habsburger, indem sie 1386 in das durch Verpfändung wichtiger Burgen geschwächte Territorium einbrechen. Der tapfere Herzog Leopold III. bis dahin glücklicher Mehrer seiner Hausmacht, unterliegt mit seinem lanzenstarrenden, aber im Berggelände schwerfälligen Ritterheere bei Sempach dem Ansturm der Bauern und ist selber auf dem Schlachtfelde geblieben. Ein Jahr darauf bei Näfels geschlagen, muß sein Bruder Albrecht in einen Waffenstillstand willigen, der den Habsburgern, Zug, Glarus und Luzern mitsamt den dazu gehörigen Gebieten entzieht. Dieser Waffenstillstand ist dann immer wieder erneuert worden, bis dann im Jahre 1415 die Eidgenossen die Ächtung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche durch Kaiser Sigismund zu einem vernichtenden Vorstoß gegen den Machtbereich der Habsbur-

ger in der Schweiz benutzen. Der Aargau mit dem Stammschloß des Hauses, die Herrschaften Kyburg und Lenzburg gehen verloren, der mächtige Stein, die stärkste Schweizer Burg der Habsburger, geht in Flammen auf. Auch das wichtige Schaffhausen, dem Herrschergeschlechte seit fast hundert Jahren verpfändet, ist damals seiner Macht entglitten. Der letzte Rest der einst so stattlichen Besitzungen, es handelt sich noch um den Thurgau und die Stadt Freiburg im Üchtlande, ist dann nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gefallen. Die Länderbrücke von Österreich nach dem elsässischen Sundgau hinüber war damit endgültig eingestürzt. In der gleichen Zeit entwindet sich auch Graubünden schrittweise der habsburgischen, aus dem Besitz von Tirol entspringenden Oberherrlichkeit.

Ist so der großartige Schweizer Besitz des Hauses schrittweise, wie er gebildet worden war, auch wieder verlorengegangen, so war überall sonst das Glück der Machterwerbung der Habsburger hold. Freilich das Ausgreifen nach Böhmen hinüber, wie es König Albrecht I. beim Aussterben der Przemysliden durch die Belehnung seines Sohnes Rudolf erfolgreich versuchte, scheitert, da der neue Böhmenkönig bereits ein Jahr nach seiner Einsetzung stirbt (1307). Aber in den Alpen und in ihrem schwäbischen Vorlande ist der Stern der Habsburger so recht im Aufgehen. An der oberen Donau erwarben sie die Markgrafschaft Burgau und, als die beiden österreichischen Herzöge Albrecht II. und Otto den Streit ihres verstorbenen Bruders Friedrich mit dem Bayern Ludwig bei Hagenau liquidieren, wird ihnen der Pfandbesitz der vier Rheinstädte Schaffhausen, Rheinfelden, Breisach und Neuenburg zuteil. Schon fünf Jahre später aber gelingt ihnen ein noch größerer Erfolg, als das Haus Meinhards von Tirol ausstirbt: die Habsburger Herren, durch ihre Mutter Elisabeth Enkel des Grafen Meinhard, können aus der Ländererbschaft Kärnten für sich erwerben und das verpfändet gewesene Krain zurückgewinnen. Damit aber eröffnet sich für das Herrschergeschlecht der lockende Süden. War schon für diese Erwerbung der schwere Zwiespalt zwischen dem wittelsbachischen und dem luxemburgischen Hause, der sich vor allem um den Besitz von Tirol entzündete, bestimmend, so konnte habsburgischer Politik aus dieser Lage noch ein weiterer Vorteil reifen. Die Erbin von Tirol Margarete Maultasch, vermählt mit dem Luxemburger Johann Heinrich, vertrieb im Jahre 1341 kurzerhand ihren Gatten und

vermählte sich bald danach mit Billigung Ludwigs des Bayern mit dessen Sohne Ludwig. Die Ehe aber erfüllte die großen Hoffnungen des Bayern für das Wachstum seiner Hausmacht nicht, da aus ihr nur ein kränklicher Sohn am Leben blieb und die Frage der Nachfolge der übrigen Wittelsbacher sehr zweifelhaft war. Das Herrscherhaus hatte sich nach dem Tode seines erfolgreichsten Trägers Ludwig (1347) durch Teilungen geschwächt und mußte mit der unversöhnlichen Gegnerschaft der Luxemburger rechnen, die ihre in Tirol empfangene Kränkung schwer trugen. Es war nun überaus bedeutungsvoll, daß der Habsburger Albrecht III. seine diplomatische Begabung dem Tiroler Ehepaar zur Verfügung stellte, um ihm zur kirchlichen Anerkennung der ungültigen Ehe zu verhelfen. Vorausschauend wird zugleich Albrechts Tochter Elisabeth mit Meinhard III., dem kraftlosen künftigen Erben von Tirol, vermählt. Nach dem Tode seines Vaters Ludwig sind dann dem jungen Herrscher nur noch zwei Jahre des Lebens vergönnt gewesen. Im Jahre 1363 wird mit seinem Hinscheiden die Frage des Besitzes von Tirol akut. Mit rascher Entschlußkraft hat nun der junge Habsburger Rudolf IV., durch seine Schwester Elisabeth über die Tiroler Ereignisse rechtzeitig unterrichtet, eingegriffen. In winterlicher Reise trifft er im Lande ein. Margarete Maultasch, die keine Möglichkeit sieht, sich allein in der Herrschaft zu behaupten, verleiht dem Habsburger in Zeugenschaft der Stände des Landes Tirol, und dazu gehören hier auch die Bauern, die Grafschaft als eine „ewige unwiderrufliche Gabe". Rudolf, der auch gleich die Huldigung der Stände erhält, weiß bald darauf Margarete Maultasch, die sich zuerst noch den lebenslänglichen Besitz des Landes vorbehalten hatte, zu bewegen, im Herbst die Übergabe zu vollziehen. Die Wittelsbacher, die nun den Krieg eröffnen, sind zu spät gekommen. Im Jahre 1369 haben sie sich nach schließlich erfolglosem Kampfe zur Anerkennung der habsburgischen Macht in Tirol verstanden. Damit ist das „Land im Gebirge", unentbehrliches Verbindungsstück hinüber zum Schweizer Besitz des Hauses, endgültig habsburgisch geworden.

Einige Worte müssen hier über den Werdegang Tirols gesagt werden. War das Land in der Zeit der Völkerwanderung in einen bajuwarischen und einen langobardischen Teil gespalten, so entwickelte sich später die Macht der Bischöfe von Prichsna (Brixen), des früheren Säben, im nördlichen deutschen und der von Trient im südlichen, stark

welschen Teile. Diesen Bischöfen verlieh König Konrad II. im elften Jahrhundert einige Grafschaften, so daß der Trienter über Bozen und das Vintschgau, der Brixener über das Unterinntal, das Pustertal und das Eisacktal gebot. Indes, die Bischöfe haben die Grafschaften und damit auch die Vogtei über ihr Hochstift an Grafengeschlechter weiter verliehen, unter denen die Grafen von Eppan, die von Andechs und endlich die von Tirol die bedeutendsten wurden. Der Name Grafen von Tirol, gebildet nach dem Schloß Tirol bei Meran, taucht um das Jahr 1140 auf. Die Grafen von Tirol verfügen damals über die Grafschaft im Vintschgau, sowie über die Grafschaft im Eisacktale und üben die Vogtei über das Bistum Trient aus. Etwa dreißig Jahre später werden sie auch Mitbesitzer der Grafschaftsrechte in der Bozener Grafschaft. Albert wird der Vollender der Herrlichkeit der Grafen von Tirol. Es gelingt ihm, seine Töchter mit den beiden mächtigsten Dynasten im Tiroler Bereiche zu vermählen, mit Otto II. von Andechs, der sich seit dem Sturze Heinrichs des Löwen einen Herzog von Meranien nennen darf, und mit Meinhard II. aus dem Hause der Görzer Grafen, die als Schutzvögte über die Patriarchen von Aquileja zu reichem Besitz und bedeutender Macht aufgestiegen waren. Albert erreicht von den Bischöfen die gemeinsame Belehnung mit seinen Schwiegersöhnen. Als dann 1248 Otto II. kinderlos stirbt, ist das Land Tirol unter Alberts Herrschaft vereinigt. Nach seinem Tode (1253) kommen schließlich seine Enkel Meinhard und Albert in den Besitz des Landes. Von diesen wird Albert bei einer Teilung des Familienbesitzes mit dem görzischen Erbe, das vom Meere bis Mühlbach im Pustertal reichte, bedacht, Tirol aber verbleibt unzerstückelt dem treuen Freunde Rudolfs von Habsburg, Meinhard II. Als dieser durch die Gunst seines Königs 1286 auch Kärnten und damit die Herzogswürde erhalten hat, vermag er sich immer stärker gegenüber dem Bischof von Trient durchzusetzen, dessen Macht über die Grafschaften allmählich schattenhaft zu werden beginnt. Der neue Landesherr Rudolf IV. nun hat nicht nur die Belehnung durch die beiden Bischöfe von Brixen und Trient erreicht, sondern dem Trienter auch dabei Bedingungen abgenötigt, die fortan Trient unter die Aufsicht der Habsburger gestellt haben.

Als die Habsburger 1368 auch Freiburg und mit ihm die Landgrafschaft im fruchtbaren Breisgau erwerben, der dem von ihnen be-

reits beherrschten Sundgau gegenüberliegt, halten sie den Oberrhein fest umklammert. Die Höhen des Schwarzwaldes und der Vogesen sind damit in der Hand des Hauses. Die Grafschaft Hohenberg am oberen Neckar, 1381 erworben, rundet den Besitz im südwestlichen Deutschland vorteilhaft ab. Außerdem aber faßt das ausgreifende Haus auch westlich des Arlberg Fuß, indem es käuflich die Grafschaft Feldkirch mit dem inneren Bregenzer Walde und 1394 die Stadt Bludenz und das Montafon erwirbt. Als dann im Jahre 1451 die eine, 1523 die andere Hälfte der Grafschaft Bregenz, im Jahre 1474 die Grafschaft Sonnenberg an den Lechquellen erworben ist, war der ganze Bereich vom Arlberg bis zum Bodensee geschlossener Bestandteil der österreichischen Erblande. Die Erwerbung der schwäbischen Landvogtei (1486), der Grafschaft Nellenburg und der Grafschaft im Hegau gestalteten die bisher mehr vereinzelten Besitzungen der Habsburger im schwäbischen Lande zu wahrhaftigen Vorlanden. Dazu kamen noch 1505 die Landvogtei von Hagenau und die Ortenau, sowie die Orte Neuburg am Inn und als Ergänzung Tirols, Bayern abgezwungen, die Städte Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg und der bayrische Teil des Zillertales. An dieser planvollen Vollendung des südwestdeutschen Besitzes gemessen, erscheint der 1386 entscheidend einsetzende Verlust der Schweizer Lande doppelt schmerzvoll. Auch für die ganze deutsche Geschichte!

Wie mächtig aber begann auch bereits das südliche Abdachungsgebiet der Ostalpen das Augenmerk des begünstigten Hauses auf sich zu ziehen. Hier lockte das einst schon babenbergische Pordenone zu weiterer Machtausbreitung. Auch hatten die Görzer Grafen ihre Besitztümer noch einmal geteilt und die Habsburger mit beiden Linien Erbverträge abgeschlossen. So kommen 1374 Pisino (Mitterburg) in Istrien und einige wichtige Plätze in der Windischen Mark an Österreich. Besonders bedeutsam aber ist es, daß damit auch bereits an der Adria fester Fuß gefaßt worden ist. Denn von nun an sitzen die habsburgischen Vögte an der Westseite des Meerbusens von Fiume. Und diese glückliche Erbschaft hat der tatendurstige, wie sein Bruder Rudolf zu früh hinweggeraffte Leopold III. durch ein weit größeres Werk gekrönt. Bedroht durch ihre Nebenbuhlerin Venedig unterstellt sich die Handelsstadt Triest 1382 den Habsburgern. Fast fünfhundertfünfzig Jahre weht fortan das Banner von Österreich am Gestade

der blauen Adria, und die Stadt hat als Handelsbeherrscherin der österreichischen Länder eine stolze Entwicklung genommen. Als dann im Jahre 1500 die zweite Erbvereinbarung mit den Görzer Grafen fällig wurde, kann das Haus Österreich, wie die Habsburger damals bereits genannt werden, Görz mit Gradiska und Idria, Lienz und das görzische Pustertal erwerben. Stark und sicher war von da ab die Meeresstellung Österreichs begründet. Sechzehn Jahre später aber konnte Maximilian zu seiner glücklichen Görzer Erbschaft noch im Frieden von Noyon von Venedig die Abtretung von Ampezzo, Covelo und Rovereto, des Val Sugana und der Vikariate Ala, Avio, Mori und Brentonico erreichen. Damit aber hatte Tirol die Gestalt gewonnen, in der es noch in den Weltkrieg eintrat, der sein schwerstes Schicksal herbeiführte.

So war die alte bescheidene Ostmark der Babenberger recht erst zum Österreich geworden, dem Beherrscher der Ostalpenpässe, der Donau, der Drau und der Mur, aber auch des mächtigen Etschlaufes bis fast zu seinem Austritt aus den Bergen. Eine vielgestaltige Welt war hier zusammengeballt, Gebiete, die durch die Natur zu einem Eigenleben geschaffen schienen und erst nach langer Dauer so recht in das Ganze hineinwuchsen. Da waren westlich des Arlberg die sogenannten Vorlande, deren bedeutendste Teile nach dem Verlust der Schweizer Position die beiden Landgrafschaften im Oberelsaß und im Breisgau mit dem stolzen Freiburg gewesen sind, wo der Habsburger Albrecht VI. eine Universität erbaute. Da war Tirol mit seinen Saumwegen und Paßstraßen, seinen noch wenig erschlossenen Hochtälern, seinen von jagdbarem Getier wimmelnden Bergweiten und seinem Brenner, der die Weinberge des Südens erschloß und das Auge nach der oberitalienischen Tiefebene hinlenkte. Auch das sonnige Kärntnerland, noch mehr aber Krain, gab südliche Perspektive, jedoch dieses nicht mehr so sehr in die Ebene zu, als vielmehr schon nach der nahen Küste des Weite erschließenden Adriatischen Meeres, das damals noch ein Weltmeer mit reichem Handel gewesen ist. Die Steiermark wieder mit ihren grünen Tälern und die beiden österreichischen Herzogtümer hatten ihr Antlitz der ungarischen Tiefebene zugewandt, wohin die Donau mit ihren Fluten drängt, wohin die Drau ihren Gang nimmt. Und von hier stiegen die fürchterlichen Gewitter auf, von denen sich das übrige Deutschland, aber auch die übrigen österreichischen Län-

der kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermochten: die Türkengefahr, die mit dem fünfzehnten Jahrhundert beginnt, so wie es früher die Ungarngefahr gewesen war. — Kein Zweifel, daß solche Mannigfaltigkeit die Versuchung nahelegte, die vielgestaltigen Erblande organisch aufzuteilen, wozu immer wieder das Beispiel der Luxemburger und der Wittelsbacher, wie überhaupt all der Dynastien dieser so stark durch Familienpolitik bestimmbaren Zeit, drängte. Freilich hatten die Habsburger bereits früh gegen solche Zukunftswendung ein Heilmittel bereit, nämlich die Gesamtbelehnung. So ließ Albrecht I. seine Söhne Friedrich, Leopold, Heinrich, Otto und Albrecht mit Österreich und Steiermark zu gemeinsamer Hand belehnen. Die gefährdete Einheitlichkeit der Herrschaft bei so vielen Regenten wurde damals und auch später im Falle der Erben Albrechts II. dadurch bewahrt, daß der älteste für seine noch minderjährigen Brüder zugleich die Vormundschaft führte und den Gang der Regierung bestimmte. Und tatsächlich hat es auch Albrechts II. ältester Sohn seinen Brüdern Albrecht III. und Leopold III. gegenüber gehalten, ja er hat in seinem gesetzgebenden Geiste noch ein Jahr vor dem Ende seines so kurzen Lebens in einem Hausgesetz festgelegt, daß der Älteste die „oberste Herrschaft und die größte Gewalt", daß er „die obriste Kost und den größten Hof" haben solle. Allerdings traf er diese ihn immerhin seinen Brüdern stark überordnende Verfügung erst, als ihm der stolze Gedanke mißlungen war, das ausschließliche Erbfolgerecht des Ältesten durchzusetzen. Dieses Erbfolgerecht sollte sogar die Töchter umfassen, so daß für die jüngeren Brüder kaum noch Raum gewesen wäre. Diesen weitschauenden Plan zur endgültigen Festigung des Herrscherhauses hatte Rudolf in das sogenannte privilegium majus eingefügt, jene Reihe von fünf Urkunden, die er zu Beginn 1359 seinem kaiserlichen Schwiegervater, dem Luxemburger Karl IV. zur Bestätigung vorlegte. Die Urkunden, die eine von Heinrich IV. 1058, die zweite von Friedrich Barbarossa 1156 erlassen (es ist das uns bereits bekannte privilegium minus), die dritte von Heinrich VII. 1228, die vierte 1245 von Friedrich II., die fünfte endlich von Rudolf von Habsburg 1283 bewilligt, alle letzteren Bestätigungen der ersten Privilegien, hatten nur einen Schönheitsfehler, der den Kaiser, noch mehr aber seinen gelehrten Berater Petrarca außerordentlich stutzig und eine Unterzeichnung unmöglich machten. Die erste der Urkunden nämlich

enthielt eine Bestätigung Kaiser Heinrichs IV. für Privilegien, die den Herren von Österreich bereits von Cajus Julius Cäsar und von Kaiser Nero erteilt worden waren. Der Humanist lächelte, und der Kaiser war erfreut, absagen zu können. Denn was hatten nicht die alten Römer den Herzögen von Österreich für Rechte zuerkannt! Wenn Karl IV. das Privilegium unterzeichnete, dann war Rudolf IV. mit einem Schlage neben die Kurfürsten gerückt und war zum Teil noch berechtigter als diese geworden. Denn dies privilegium majus sah vor, daß der Herzog von Österreich, wenn er auf den Hoftagen des Reiches gütigst erscheine, wozu er aber gar nicht mehr verpflichtet sein sollte, unmittelbar als Pfalzerzherzog hinter den Kurfürsten zu rangieren habe. Zugleich sollte er vom Reiche in jeder Bedrängnis Hilfe erhalten, während er selber nur im Falle eines Reichskrieges gegen Ungarn gehalten sein sollte, monatlich 12 Reiter (!) zu stellen. Um sich aber einen so freigebigen Reichsfürsten zu erhalten, mußte der Kaiser persönlich zur jeweiligen Belehnung in Österreich erscheinen. Tat er es aber nicht, so konnte der Pfalzerzherzog nach dreimaligem schriftlichem Ansuchen bereits als belehnt gelten. Kommt noch dazu, daß von den Gerichten des Herzogs auch im Falle der Rechtlosbleibung niemand das Recht des Kaisers suchen durfte, daß der österreichische Landesherr selber nicht mehr dem Gerichte des Kaisers unterstand, sondern das Recht haben sollte, als Richter über sich einen seiner Untertanen zu wählen, daß er unbeschränktes Erwerbungsrecht für Land und Lehensrechte zugestanden erhielt, so möchte man fast an die Situation des Kaisers im zweiten Teile des „Faust" denken, der sein halbes Reich verschenken muß. Denn was blieb von der Reichshoheit dann noch übrig? Das Komische an diesen fünf Urkunden war nun, daß sie zum Teile wörtlich mit dem Reichsgesetz der Goldenen Bulle übereinstimmten, die von Karl IV. erlassen worden war und das Recht der Kurfürsten im Reichsrecht verankerte. Was Karl und sein Petrarca nur mutmaßten, hat inzwischen die Wissenschaft längst aufgehellt. Das privilegium majus ist eine kunstvolle Fälschung der herzoglichen Hofkanzlei in Wien und ist mutmaßlich unter der Leitung des nachmaligen Bischofs Johannes Ribi von Lenzburg im Winter von 1358 auf 1359 angefertigt worden. Der Herzog wollte sich vor der Benachteiligung schützen, die ihm seiner Meinung nach — und gemessen an der Bedeutung Österreichs auch tatsächlich — durch die Goldene

Bulle erwachsen war. Rudolf wurde nun von Karl IV. gezwungen, den Titel eines Pfalzerzherzogs, den er sich bereits zugelegt hatte, wieder abzulegen. Allerdings hat sich der selbstbewußte Landesherr alsbald von neuem Erzherzog genannt.

Rudolf besaß allerdings ein inneres Recht, so Stolzes zu planen. Er ist unter allen Habsburgern der Geschichte, von dem ersten Albrecht und dem Stammvater Rudolf abgesehen, der beste Verwalter, der geschickteste Rechner und der entschlossenste Bahnbrecher gewesen. Seinen Beinamen „der Stifter" führt er, der schon im Alter von 28 Jahren zum Schaden seines Hauses sterben mußte, mit vollem Recht. Er hat dem Schweizer Besitz des Hauses durch Ausbau der Burgen Halt gegeben, er führt den Salinebetrieb in den Alpenländern ein, er begründet den Neubau der gewaltigen Stephanskirche, dieses ragendsten Zeugnisses der alten Ostmark. Er ist auch der Stifter einer Universität geworden, auch hier mit seinem baufreudigen Schwiegervater Karl IV. wetteifernd. Die Wiener Universität ist die zweite in deutschen Landen und war stets ein Bollwerk deutschen Kultureinflusses unabsehbar weit nach dem Osten hin. Und wenn diese Universität in den Tagen der Humanisten, dann im neunzehnten Jahrhundert und auch in unserer Zeit zugleich ein Hort des nationalen Bewußtseins gewesen ist, so spricht diese Tradition laut für den Gründer der Hohen Schule und erscheint der ehrgeizige Herzog Rudolf in seinem vollen Lichte als Stifter. Und über seinen Tod hinaus ist dieser Mann für sein Herrscherhaus schicksalsvoll geworden, indem er, dem seine luxemburgische Gattin Katharina einen Sohn schuldig blieb, durch einen Erbvertrag mit seinem Schwiegervater und durch einen ähnlichen mit Ungarn die Sudetenländer und die ungarischen Länder, die gerade damals in mächtigem Aufblühen und nationalen Erwachen waren, in den Gesichtskreis der habsburgischen Pläne rückte. Als dieser eigenwillige, tatendurstige Mann 1356 starb, war der Erbe seines kühnen Geistes nicht der ältere der zurückgebliebenen Brüder, der bedächtige, zurückhaltende Albrecht III., sondern der vorausstürmende Leopold III., der seinen Stolz und seine ausgreifende Art mit dem frühen Schlachtentode im Kreise seiner Ritterschaft ehrlich bezahlt hat. Was hatte dieser Herzog doch auch schon für eine Ernte eingebracht! Er ist es, der begierig nach der Erwerbung von Friaul, wo ohnedies Pordenone seit alters österreichisch war, mit der Weltmacht

Venedig sich herumschlug, er ist es, dem sich Triest unterwarf, der entschlossen nach dem Süden griff. Er hatte seinen sanften Bruder schrittweise in der Verwaltung der österreichischen Länder zurückgedrängt und ihm schließlich in Neuberg an der Mürz (1379) einen veritablen Teilungsvertrag abgenötigt, der Österreich in eine albertinische und in eine leopoldinische Hälfte schied. Dem ungestümen Mehrer der Habe genügte der stärkere Einfluß nicht, den er sich schon kraft seines Temperamentes gegenüber dem Bruder errang, er wollte selber und allein eine Herrschaft besitzen. So ist ihm denn damals das innere und das vordere Österreich und die niederösterreichische Stadt Wienerneustadt übertragen worden. Die Gemeinsamkeit wird nur noch im gemeinsamen Führen der Wappen und Titel, in der Aufrechterhaltung eines Vorkaufsrechtes, in der Ausschließung feindlicher Politik gegeneinander betont. Auch soll bei Minderjährigkeit des Herrschers einer Linie ein Vormundsrecht der anderen bis zur Erreichung der Altersgrenze von 16 Jahren bestehen.

Diese Teilung ist eine erhebliche Schwächung der Kräfte des Gesamthauses und mußte im Laufe der Zeit neue lähmende Reibungen und damit Minderungen der Macht mit sich bringen. Es war für die Einheit der Erblande geradezu ein Glück, daß der mittelalterlich rasche Tod immer wieder unerwartete Einigungen schafft, wo die große Anzahl herrschbegieriger habsburgischer Herzoge neue Zerreißungen mit sich zu bringen drohte. Hundert Jahre nach der Neuberger Teilung gibt es bereits lang keine albertinische Linie mehr, und von der vielköpfigen leopoldinischen Linie lebt außer dem Kaiser Friedrich III. nur noch sein Sohn und Erbe Maximilian und dessen Onkel Sigismund in Tirol. Und doch gab es nach dem Versuch einer neuerlichen Einigung zu Hollenburg (1395) in der Zwischenzeit neuen Bruderzwist. Der Nachwachsende drängte mit beinahe mathematischer Sicherheit gegen den Älteren vor, sobald er das Alter der Volljährigkeit erlangt hatte, und verlangte seinen Anteil an der vielverästelten Herrschaft des Hauses. Vier Leopoldiner, Wilhelm, Leopold IV., Ernst und Friedrich IV., lebten nach dem Heldentode ihres Vaters. Der Albertiner Albrecht III. führte bis an sein Lebensende, zum Schlusse durch Wilhelm stark an die Wand gedrückt, im Gesamthause die Vorhand. Nach seinem Tode will nun Wilhelm den Albertiner Albrecht V. in den eigentlich österreichischen Ländern bevormunden. Als er aber kurz

danach selbst stirbt, gibt es neuen Zwist. Die leopoldinischen Länder sind damals in drei Teile geteilt worden, um die Ansprüche Leopolds IV., Friedrichs und Ernsts des Eisernen befriedigen zu können. Daß die dadurch im ganzen nun bereits gevierteilte Macht der Habsburger nicht mehr zu weit über ihre Landesgrenze hinaussehen konnte, ist voll begreiflich. In dem Streit der Brüder und Vettern haben inzwischen bereits als neue wirksame Macht die Stände der Herzogtümer ihr Wort ergriffen und schließlich den Schiedsspruch gefällt. Der Einfluß und die Geltung der habsburgischen Stände sind von da ab in kräftiger Aufwärtsentwicklung.

Im Jahre 1411 hat sich folgende Verteilung der habsburgischen Macht herausgebildet. In Ober- und Niederösterreich herrscht Albrecht V., in Innerösterreich, d. i. Steiermark, Kärnten, Krain und dem istrischen Vorlande Ernst der Eiserne und nach seinem Tode (1424) sein Sohn Friedrich V., der nachmalige Kaiser. In Tirol und den Vorlanden gebietet Friedrich IV., der infolge der Mißerfolge seiner ersten Regierungszeit den Beinamen Friedrich mit der leeren Tasche erhielt. Dieser Friedrich ließ sich auf dem Konstanzer Konzil von dem durch die Tagung mit der Absetzung bedrohten Papst Johann XXIII. verleiten, ihm die Flucht aus der Stadt zu ermöglichen, wodurch die ganze Kirchenversammlung um ein Haar gescheitert wäre. Der ergrimmte Kaiser Sigismund ließ daraufhin die Acht über den Herzog verhängen. Bei dieser Gelegenheit sind innerhalb von wenigen Tagen etwa 400 Fehdebriefe bei dem unglückseligen Friedrich eingegangen, vor allem aber schlugen die Schweizer, obwohl sie eben vorher noch einen 50jährigen Waffenstillstand mit den Habsburgern beschworen hatten, los und sind alsbald unter Zerstörung der Burgen im Aargau, auch der Habsburg selber, in den Besitz des Aargaues gelangt. Als Friedrich die Verzeihung des Kaisers erlangte, war es für die Rettung des schweizerischen Besitzes schon zu spät. In Tirol aber glückte es dem Herzog, wieder festen Fuß zu fassen und den Trotz der mächtigen Adelsgeschlechter zu brechen. Unter seinen Gegnern befindet sich auch der Abenteurer, Haudegen und leidenschaftserfüllte Minnesänger Oswald von Wolkenstein aus Südtirol. Friedrichs Nachfolger Sigismund, infolge der reichen Bergwerke des Landes, vor allem in Schwaz, der Münzreiche genannt, hat sein Land so schlecht verwaltet und sich in so zahlreiche Schulden und Schwierig-

keiten gestürzt, daß er die Regierung schließlich gern an seinen Neffen Maximilian abgab.

Die albertinische Linie steigt nach dem Tode des kinderlosen letzten Luxemburgers Sigismund (1437) jäh zu gewaltiger Macht empor. Albrecht V. ist mit Elisabeth, der Tochter des verstorbenen Kaisers, verheiratet und nach den geschlossenen Erbverträgen fällt nun ihm die Nachfolge in Böhmen, Mähren und Schlesien, sowie in den ungarischen Ländern zu. Bald danach wird er auch von den deutschen Kurfürsten 1438 zum deutschen Kaiser gewählt. Alle Schiffe des Hauses sind damit mit einem Schlage in den Hafen gekommen, und der ausgreifende Planer Rudolf IV. hat noch im Grabe über seinen zu Lebzeiten erfolgreicheren Widersacher Karl IV. gesiegt. Aber der Habsburger, dem soeben zwei Königs- und eine Kaiserkrone zuteil wurden, muß damit auch die Sorge der bedrängtesten unter ihnen, der ungarischen, übernehmen und sogleich ins Feld rücken, ohne auch nur im Reiche, wo seine Ankunft erwartet wird, erscheinen zu können. Das Weitere vollzieht sich mit der ganzen Grausamkeit des Lebens, das so oft unendlich viel verheißt, um schließlich jäh zu enttäuschen. Der Kaiser kehrt aus dem infolge des Versagens und der Unzuverlässigkeit des ungarischen Adels abgebrochenen Feldzug gegen die Türken, tief enttäuscht und todkrank zurück und ist gleich darauf verstorben. Die Kaiserkrone geht nun auf seinen leopoldinischen Vetter Friedrich V. über, die österreichische, böhmische und ungarische Erbschaft indes verbleibt dem nachgeborenen Sohne des Kaisers Ladislaus Postumus.

Die Habsburger behaupten sich fortan bis zu ihrem Aussterben (1740) im Besitze der Kaiserkrone, obwohl Friedrich III., der nach dem kurzen Zwischenspiel Albrechts der eigentliche erste Kaiser des Hauses ist, keine sehr rühmliche Rolle in seiner dreiundfünfzigjährigen Regierung spielte. Allerdings ist seine Hausmacht durch die Teilungen zu gering, und dazu haben neue Verwandtenzwiste, vor allem in der Frage der Vormundschaft über Ladislaus Postumus, das bißchen Macht zerrüttet. Anders wurde es, als 1493 sein Sohn Maximilian mit geeinten Kräften des Gesamthauses sein Nachfolger wurde. Dann war Österreich mit einem Schlage die bei weitem bedeutendste Macht des Reiches und konnte seinen Verpflichtungen als Träger der Kaiserkrone ganz anders nachkommen. Und die Verklammerung des mächtigsten, an der äußersten Süd- und Südostgrenze eingewurzelten, durch

Privilegien überbegabten und weit über seine ursprünglichen Bedingungen hinausstrebenden Reichsstandes mit dem Reiche konnte auf die Dauer gar nicht anders als durch die Verleihung der Kaiserkrone sinnvoll geschehen. Jede andere Lösung hätte natürlicherweise die Aufsprengung des Reiches, damit aber die Hilflosigkeit seiner außerösterreichischen allzusehr zersplitterten Teile zur Folge gehabt. Wir dürfen nicht übersehen: Das privilegium majus Rudolfs des Stifters ist ja inzwischen durch Kaiser Friedrich III. mit Zustimmung der Kurfürsten ohne weitere Bedenken am 6. Jänner 1453 zum Reichsgesetz erhoben worden, und das so ausgestattete Haus Österreich hätte sich nicht mehr mit einem zweiten Platz begnügen können.

Kaiser Friedrich III. soll für sein Mündel Ladislaus die Vormundschaft führen. Dieses Bemühen des schwerfälligen, kriegsunlustigen Kaisers scheitert sogleich für Ungarn und die böhmischen Länder an Widerstande des dortigen Adels, der in Ungarn zunächst einen Polen als König, nach dessen Tode, wie früher schon die Böhmen, einen eigenen Gubernator für Ladislaus einsetzt. Der junge Erzherzog, so dürfen sich die Habsburger nach der Anerkennung des privilegium majus nunmehr nennen, wird 1452 als König in beiden Ländern anerkannt und schließlich auch in Österreich trotz des Widerstrebens seines Onkels durch den Zwang der ungebärdigen Stände vor der Zeit mündig erklärt. Die Wiener haben damals den widerstrebenden Kaiser geradezu in seiner Burg belagert. Ladislaus Postumus ist jedoch schon 1457 kinderlos gestorben, eine unentfaltete Jünglingsknospe. In Böhmen setzt sich nun mit Georg von Podiebrad der frühere Gubernator als tschechischer Nationalkönig durch, in Ungarn der jüngere Sohn des Türkenhelden Johann Hunyaday, der streitbare Matthias Corvinus. Um das österreichische Erbe aber entsteht zwischen Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI., sowie dem gelassenen Sigismund von Tirol ein häßlicher zerrüttender Zwist, bei dem der Kaiser eine klägliche Rolle spielt, bis ihn der Tod von dem Drucke des robusten Albrecht befreit und er 1463 nach Abfindung des Tiroler Vetters ganz Österreich in Besitz nehmen kann. Aber dieser Besitz bleibt ihm nicht unvergällt. Friedrich gerät mit dem unternehmenden Matthias Corvinus in Streit. Die Ungarn dringen erfolgreich in Niederösterreich ein, und der Kaiser wird 1485 aus Wien und seinem geliebten Wienerneustadt verdrängt. Matthias Corvinus gebietet von hier aus über

Mähren und Schlesien und trachtet unternehmungslustig, seine Macht auch im Deutschen Reiche an die Stelle des Kaisers zu setzen, dessen ganze Person ja zu solchen Plänen immer wieder Nahrung gibt und selbst den Nationaltschechen Georg von Podiebrad verlockte, nach der deutschen Kaiserkrone zu streben. Erst nach dem Tode des Matthias Corvinus konnte Friedrich III., bereits ein hochbetagter Mann und nur durch seine größere Lebenskraft Sieger geworden, mit Hilfe seines tapferen Sohnes Maximilian sich Wien zurückerobern. Daß der Kaiser bei solchen Lebensschicksalen und solcher Lebenshaltung kampfscheuender Stubenhockerei in dem damaligen von Streit und Fehde zerrissenen deutschen Reich nur eine klägliche Rolle zu spielen vermochte, ist klar. Ein Kaiser, der als Flüchtling im Reiche umherzieht, macht keinen imponierenden Eindruck. Schließlich ist es auch hier nur seine Zähigkeit und seine geschickte Diplomatie, daß er sich unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten und trotz offenkundigen Versagens in allen Fragen der Reichspolitik so lange zu halten vermochte.

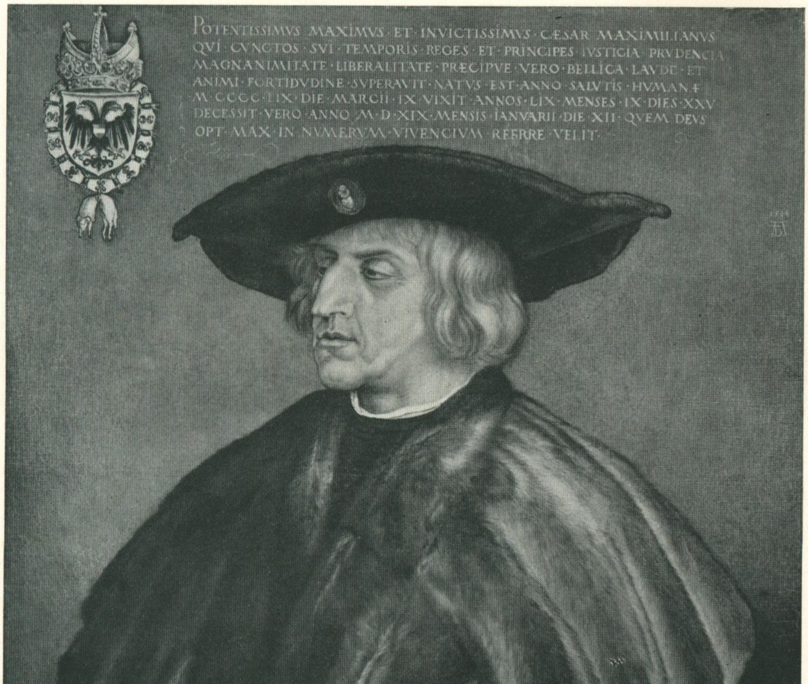
Die zähe Beharrlichkeit war die stärkste Gabe im Leben dieses Mannes, und genährt wurde sie immer wieder durch den Glauben an sein Haus, dessen Zukunft in ihm unerschütterlich feststand und die er als Universalherrschaft mit beinahe mystischer Kraft in zähem Beharren auch in den bittersten Zeitläuften seines Lebens vor Augen hatte. Bei allen Kirchenbauten, die auf den Kaiser zurückgehen, finden wir stets die seltsame Buchstabenfolge AEIOU, die er selbst als Austriae est imperare orbi universo auslegte oder in deutscher Ausschreibung als „Alles Erdreich ist Österreich untertan" gedeutet werden kann. So weithoffender Wahlspruch mutet beinahe phantastisch, gemessen an der Machtlosigkeit Friedrichs, seiner Entmachtung im eigenen Lande gegenüber an. Aber wie ausdauernd ist dieser Politiker doch, wie geschickt weiß er die Verhandlungen zu führen, als die Möglichkeit auftaucht, für seinen Sohn Maximilian, der in seinem ritterlichen Wesen das gerade Gegenteil des Vaters ist, die Hand der Erbin und Tochter Karls des Kühnen von Burgund zu erlangen und damit die Erbaussicht auf einen für die österreichischen Verhältnisse ungeheuer reichen Besitz. Sind doch die Niederlande und Burgund damals die wirtschaftlich höchstentwickelten Länder mit blühenden Handels- und Industriestädten. Wirklich gelingt dem Kaiser trotz mannigfaltiger

Enttäuschung das Zustandekommen der Verlobung, und alles weitere hat dann das Schicksal besorgt. Denn der stolze Karl der Kühne ist bald darauf im Kampf mit den Eidgenossen in der Schlacht bei Nancy 1477 erschlagen worden. Beraubt lag die Leiche des kurz vorher vielleicht mächtigsten Mannes des christlichen Europa auf dem Schlachtfelde, für die Habsburger aber ging der Stern des Glückes auf. Maximilian gelingt es, die Vermählung mit seiner schwerbedrängten Braut Maria zu erreichen und sie gegen die französischen Angriffe auf das Erbe wirksam zu beschützen. Und wenn auch Maria bald danach stirbt, wenn auch Maximilian in seinem Bestreben, für seinen Sohn Philipp die Vormundschaft in den Niederlanden zu führen, ärgste Schwierigkeiten zu erleben hat, die ihn einmal sogar in die Gefangenschaft der übermütigen Stände und in Todesgefahr bringen, so ist doch für das Habsburgerhaus die Hauptmasse der burgundischen Erbschaft — die Niederlande und die Freigrafschaft Burgund — gerettet.

Mit diesem Besitz aber hat Österreich seine südostdeutsche und südwestdeutsche Begrenzung verlassen und ist zu einer Macht geworden, die, zwar in ihrem Interessenbereich außerordentlich bedrohbar, aber auch gerade durch ihre weitgespannte Beteiligung an den europäischen Dingen ersten Rang gewonnen hat. Österreich kann durch den Besitz der Niederlande seiner Pflicht als Reichshaupt ganz anders als früher nachkommen, denn es beherrscht nun im äußersten Nordwesten des Deutschen Reiches die Grenzbastion der Rhein-, Maas- und Scheldemündung, ebenso wie im Südwesten die Höhen der Vogesen und den Rand des Plateaus von Langres. Ein jedes Vorgehen Frankreichs gegen die deutsche Westgrenze wird dadurch flankiert. Frankreich ist seit dieser Zeit der geschworene Gegner des Hauses Habsburg, eine Feindschaft, die ungebrochen bis 1756 andauert und in den Kriegen der Revolutionszeit und Napoleons von neuem auflebte. Damit aber war Österreich über seine verzettelten Vorlande, ihre Privatbesitzinteressen und kleineren Händel hinaus in die Weltpolitik der damaligen Zeit gerückt. Wenn Maximilian, den die deutschen Kurfürsten als Gegengewicht gegen die Misere der väterlichen Regierung im Jahre 1486 zum deutschen König gewählt haben, nunmehr nach dem Tode des Matthias Corvinus in schnellem Vordringen die Stadt Wien befreit und nach Ungarn vordringt, um das habsburgische Recht auf die Nachfolge hier geltend zu machen, so eröffnet sich damit die Weite des

Südostens und muß der Gedanke der Universalmonarchie in dem jungen Herrscher lebendig werden, an den ihn ja die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die er trägt, auch ständig gemahnen muß. Noch allerdings entschwebt die Aussicht auf die Erlangung der Nachfolge in Ungarn, obwohl Maximilian bereits in Stuhlweißenburg seinen Einzug halten kann. Eine Meuterei seiner unbezahlten Landsknechte, Geldmangel ist die ewige Geißel in der Regierung dieses Herrschers, macht den Sturm auf Ofen, der die Entscheidung bringen müßte, unmöglich. Der König muß sich im Frieden zu Preßburg (1491) damit zufrieden geben, daß Wladislaw von Böhmen, dem die ungarische Krone damit endgültig zugefallen ist, ihm den Titel eines Königs von Ungarn zugesteht, daß ein Abkommen zustandekommt und dann auch von den Ständen in Ofen angenommen wird, wonach bei einem Tode Wladislaws oder bei einem Tode seiner Söhne in Ermangelung eines männlichen Erben Maximilian ipso facto zur Nachfolge gelangen müßte. Außerdem werden Maximilian die Bezirke Eisenstadt und Güns, die schon Friedrich III. seinerzeit von Matthias zugestanden erhalten hatte, belassen. Ist Ungarn den Habsburgern somit zunächst entglitten, so ist doch seine Wiedererwerbung sorgfältig vorbereitet. Der sterbende Friedrich kann das Bewußtsein ins Grab nehmen, daß sein Haus nach vielen Heimsuchungen dennoch mit einer unerhörten Machtzunahme abgeschlossen hat.

Maximilian ist ein anderer Kaiser als Friedrich III. Im Felde daheim und als ebenso tüchtiger Heerführer wie verwegener Kämpfer und Jäger bekannt, kein Stubenhocker und Grübler wie der Vater, offen und frisch in seinem Wesen, der Welt nicht abgekehrt, sondern mitten in ihr stehend, faßt er seine Kaiseraufgabe hoch auf, und wenn er von den großen Problemen der Zeit auch keines für Deutschland zu lösen vermochte, weder die Reichsreform, die qualvoll drängend geworden war, noch die Abwendung der schweren akuten Bedrohung durch Franzosen und Türken, so hat er doch das Ziel groß erblickt, wie lange kein Kaiser vor ihm, hat mit heißem Herzen nach der entscheidenden Machtentfaltung des Reiches gerungen und immer wieder auf den Reichstagen die Notwendigkeit betont, in die großen Fragen der Zeit von Reichs wegen einzugreifen. Und wenn auch sein Eingreifen etwa in den italienischen Kampf seiner Zeit, sein zehnjähriges Ringen mit Venedig unzulänglich war, gemessen nach den Möglichkeiten, die ihm



Maximilian I.

zu Gebote standen und den Ergebnissen, die sein Eingreifen erreichte, dieser Mann sah, was der Nation nottat, während ihm seine kurfürstlichen Gegner in ihrer Engherzigkeit und Binnensorge kurzsichtig die Mittel verweigerten. Wie war es doch für das Römische Reich, das unter Barbarossa und Friedrich II. an der Spitze der abendländischen Kreuzzugsbewegung stand, das unter Karl dem Großen die Awaren ausgetilgt hatte, unter Otto die Magyaren auf dem Lechfelde schlug und damit die Schrecken ihrer ewigen Einfälle in Europa beseitigte, schmählich, daß es gegen die Türken niemals zu einem Schlagen mit gesammelter Macht kam, daß die Abwehr der Türken auf die europäischen Oststaaten überging, die ihr auf die Dauer in keiner Weise gewachsen waren.

Denn seitdem die Türken im 14. Jahrhundert in Europa Fuß gefaßt hatten, war ihnen in einem selten unterbrochenen Siegeszuge die Eroberung der Balkanländer geglückt. Als vollends das Bollwerk Konstantinopel im Jahre 1453 gefallen war, drang die Türkenflut unaufhaltsam nach dem Norden und Nordwesten vor. Im Jahre 1463 wird Bosnien erobert und der türkische Pascha, der hier eingesetzt wird, unternimmt fortan verheerende Einfälle nach dem benachbarten Kroatien und gelangt alsdann, nachdem die Gegenstöße der Könige von Ungarn letzten Endes erfolglos verklungen sind, immer bedrohlicher in die Nähe der südöstlichen österreichischen Herzogtümer. Es beginnt die Reihe von entsetzlichen Heimsuchungen, durch welche vorweg Krain, Steiermark und Kärnten, aber auch das Görzer Land betroffen werden, die sich etwa 1469, 1471, 1480, 1483, 1493 und 1494 vollzogen haben. Mit dem türkischen Nachbarn war ein dauernder Friedenszustand nicht zu erreichen, bestenfalls ist hier ein Waffenstillstand zustande gekommen, der aber noch keineswegs nach türkischer Meinung gebrochen war, wenn etwa der Pascha von Bosnien in den Grenzgebieten seine Plünderungsscharen auf Sklavenjagd ausschickte. Diesem Gegner gegenüber, der damals über das beste Kriegsheer von Europa verfügte und mit ungebrochener islamischer Wucht seinen verheerenden Gang nahm, reichten die Kräfte der unmittelbar betroffenen österreichischen Herzogtümer bei weitem nicht aus. Verfügte man damals doch noch nicht über irgendwie ansehnliche stehende Truppen, war eine Kriegsrüstung nur auf dem umständlichen Wege der Verhandlungen mit den Ständen, eines bitteren, die beste Zeit ver-

säumenden Marktens und Feilschens möglich. Besaßen schon die von der Gefahr nicht unmittelbar betroffenen habsburgischen Länder, etwa das ganze Vorderösterreich, nicht mehr das notwendige Verständnis für die grauenvollen Ereignisse, die sich an der nur mit Burgen beschirmten Ostgrenze der Steiermark und von Krain, am „Hofzaun des Heiligen Römischen Reiches", immer wieder entzündeten, so war vollends das Reich, immer mehr auseinanderberstend in selbsttätig strebende und auf eigene Entwicklung bedachte Territorien, nicht imstande, rechtzeitig der Türkengefahr das erforderliche Augenmerk zuzuwenden.

Die Waffenehre der deutschen Nation drängt sich auch hier in der Person des ewig planenden letzten Ritters zusammen, wenn ihm auch ein Erfolg nicht vergönnt gewesen ist. Wir sehen Maximilian noch ein Jahr vor seinem Tode zu Innsbruck einen Generallandtag der vorder- und niederösterreichischen Stände abhalten, auf dem 69 Delegierte über die vom Kaiser gestellten Anforderungen größerer Geldbewilligung für einen etwaigen neuen Krieg gegen Venedig, zumindest aber für entschlossene Abwehr der Türkengefahr beraten sollen. Überraschend ist auf diesem Generallandtag der starke Anteil der Vorlande, die 22 Delegierte entsendet haben, aber von den schließlich bewilligten 400 000 Gulden nur 60 000 aufbringen, während mit 120 000 Gulden bei weitem die beiden eigentlichen österreichischen Herzogtümer die Hauptlast tragen. Das Ergebnis von Innsbruck ist trotz der Bemühung der Stände ein recht kümmerliches gewesen, und es muß dem Kaiser, dessen Leben sich dem Ende entgegenneigte, schmerzlich bedünken, daß er wie im Reiche so auch in den Erblanden an der Macht und Kurzsichtigkeit der Stände gescheitert war. Ja, die Stände waren seit den ewigen Bruderzwisten im Hause Habsburg so recht eine Großmacht geworden. Ausschußlandtage, gemeinsame Beratungen der Stände der österreichischen Länder waren schon keine Seltenheit mehr geworden, haben allerdings auch zum Zusammenwachsen des habsburgischen Länderkomplexes erheblich beigetragen. An dem Widerstande der Stände litten auch die Bestrebungen Maximilians zur Herstellung einer modernen zentralistischen Regierung in Österreich. Maximilian strebte den Beamtenstaat an und hat wenigstens die Errichtung zweier ständiger Regierungskollegien, Regimente genannt, in Innsbruck und Wien, erreicht. Eine Raitkammer in Innsbruck als Finanzministerium für alle habsburgischen Länder bedeutet den großen Fort-

schritt einer Trennung der Finanzverwaltung von der politischen Administration und der Justiz. Aber ein Kammergericht des Landesherrn stieß auf den entschlossenen Widerstand der Stände und ist daran gescheitert, ebenso wie ein Maximilian schließlich zugestandener Hofrat, an dem die Stände Anteil haben sollten — wir merken hierbei wieder das starke Gewicht der Vorlande —, doch niemals ins Leben getreten ist. So ist der Gedanke des Kaisers, das zentral gelegene Innsbruck zur Hauptstadt der Erblande auszugestalten, nicht zur Ausreife gediehen.

Wenn nun dem Kaiser in der Reichsreform und Reichsaußenpolitik kein Erfolg beschieden war, wenn seine Händel mit Venedig statt reicher Beute in der Tiefebene nur den Besitz einiger Südtiroler Bergfesten und Talungen einbrachte, wenn er niemals gegen die Türken zum Schlagen gekommen war und nie Gelegenheit hatte, seine glänzenden Eigenschaften als Heerführer und Krieger vor diesem für den römisch-deutschen Kaiser würdigsten Feind zu bekunden, so war der Habsburger um so erfolgreicher in der ausgreifenden Planung seiner Politik der Erbverträge und Verehelichungen. Es ist doch eine seltsame Fügung, daß dem Herrscherhaus nun auf einmal die mächtigsten Aussichten erwachsen und sich schon zu Lebzeiten Maximilians großenteils verwirklicht haben, nachdem man so lange in schrittweiser, jedoch sehr gesunder Ausweitung der Macht des Hauses auch für kleinen errungenen Vorteil froh sein mußte und nachdem vollends seit den großartigen Dezennien Rudolf des Stifters und des dritten Leopold sowie nach dem Intermezzo Albrechts V. und des jungen Ladislaus in der böhmischen und ungarischen Krone kein sichtbarer Erfolg mehr dem Hause Habsburg zugewachsen war. Maximilian aber hatte nicht nur die burgundische Erbschaft zum größten Teil vor den Klingen der Franzosen zu retten vermocht, er hatte im Jahre 1496 seinen Sohn Philipp mit Johanna von Spanien vermählt und durch die Gunst der Umstände es erleben können, daß dieser Philipp in die Lage kam, der einzige Erbe der geeinten spanischen Länder und der eben erst erschlossenen spanischen Kolonien zu werden. Der alternde Kaiser konnte das stolze Gefühl hegen, daß nun, war auch der Sohn frühzeitig gestorben, der Enkel Karl der Erbe der reichsten Krone von damals werden mußte. Mutet es allerdings nicht wie eine Tragik an, daß Maximilian bei so weitspannender Hauspolitik seine Kinder und Verwandten fern von sich in

der weiten Welt und entfremdet auch der eigenen Nationalität wissen mußte? Drohte doch dem Habsburger Hause gerade durch die spanische Ehe die Hispanisierung, weil ja in dem neuen Gefüge der Macht des Hauses, das eben zu dieser Zeit seine Weltausdehnung und völkerüberbrückende Universalität gewann, der deutsche Besitz fast zu provinzieller Unbedeutung herabsank! Hatte doch die damalige Zeit alle Fenster der Weltweite des durch Kolumbus erschlossenen Westens geöffnet.

Der letzte Ritter aber rückt in noch seltsamere Schicksalsbedeutung, als es ihm gelingt, im Jahre 1515 mit Wladislaw von Böhmen und Ungarn eine Doppelehe zu Wege zu bringen, wonach der zweite Kaiserenkel Ferdinand die ungarische Prinzessin Anna und seine Schwester Maria den einzigen Erben des Ungarnkönigs Ludwig mit genau festgelegter Erbfolgemöglichkeit heirateten. Den Zirkel stolzer Ausweitung der Macht seines Hauses hat der Sohn des phantastisch träumenden Friedrichs III. doch unglaublich glücklich nach dem Westen wie nach dem Osten hin gezogen. Kamen die Pläne zur Erfüllung, dann war Österreich die Weltherrschaft zuteil geworden, dann war der Spruch wirksam geworden: Austriae est imperare orbi universo. Allerdings war bei solchen AEIOU Austria breits ein anderer Begriff geworden, als ursprünglich, wo darunter noch das biedere Antlitz der Alpen- und Donaudeutschen allein sichtbar wurde. Austria wird nun übernationaler Weltordnungsbegriff, einer Weltordnung der sanften Mittel, wie ja doch Zeitgenossen Maximilian glücklich priesen mit den lateinischen Versen: Bella gerant alii, tu felix Austria nube. Quod dat Mars aliis, dat tibi regna Venus. (Laß' ruhig kriegen die andern, du, glückliches Österreich, heirate. Was den andern Gott Mars, schenkt dir an Reichen Venus.)

Rückschauend in alte Zeit, Ritter ohne Furcht und Tadel wie nur der edelste Streiter aus des Königs Artus Tafelrunde, voll von Abenteuerlust gleich dem schweifenden Parzival oder Gawan, ist der Kaiser zugleich Schwelle und Bahnbrecher ganz anderer Zukunft, nicht nur als Begründer der Weltweite seines Hauses, auch als moderner Monarch und als Miterlebender, Spornender, Förderer des geistigen Aufbruchs seiner Gegenwart, die überall im Zeichen der Renaissance von der alten gotischen Zeit Abschied nimmt. Der Mann, der die zarten Singvögel so liebte wie die stürmische, grausame Jagd, war in den Abenteuern des von ihm gedichteten, teils angeregten „Teuerdank“

ebenso zu Hause, wie in der Nürnberger Werkstatt seines Freundes Dürer, von dem er gewaltige Entwürfe heischte, ohne je ihre monumentale Ausführung finanzieren zu können. Er beschäftigt die großen Erzgießer, auch den Meister Peter Vischer, für die Figuren seines Grabmales, er läßt aber auch seine lieben schweren Stücke für harte Kriegstaten und erträumten Feldherrenruhm gießen. Er schreibt ein Buch über die verwickelte Politik seiner Zeit, es ist der „Weißkunig", zugleich aber auch über Geschütze und ihre Wirksamkeit. Dann wieder läßt er den Zöllner Hans Ried vom Eisack alte Heldenlieder zum Ambraser Heldenbuch zusammenschreiben und einzig und allein in dieser Fassung ist uns die „Gudrun" erhalten geblieben.

War dem Kaiser zeitlebens auch des Fortunatus Wunschsäcklein voll von Gold versagt, um seine stolzesten Pläne in Politik, Krieg und Kunst zu erfüllen, so ist doch sein Österreich damals ein wahres Schatzkästlein Deutschlands. Mit Zinnen und Türmen stehen die Städte und Städtchen der weitgebreiteten Erbländer da, das starke Freiburg am Fuße der Schwarzwaldhöhen, Wien, wo seit 1433 hoch über die Bollwerke, die alten Kirchen und Klöster, auch über die graue Hofburg der Stadt der Stephansturm emporragt, weithin sichtbar, voll Würde und Größe, wo die Bürger in hochgiebeligen Häusern mit bunten Glasfenstern, Palästen vergleichbar, wohnen, ein herber deutscher Bürgersinn strenge Ordnung hält und der fremde Besucher über den Wohlstand erstaunt; Wienerneustadt mit neuem Dome, mit seiner trotzigen alten Herzogsburg, die nun das auf dem ganzen Festlande einzigartige Wappenfenster mit dem vielen kunstvollen Steinwerk trägt; Innsbruck das Ehrenmal der Erblande, unter allen Städten dem Kaiser am liebsten, von ihm als Hauptstadt seines Besitzes gedacht, mit seinen nahen Gemsjagden stets von neuem Ziel seiner Reise. Wie sind diese Erblande schön und reich, echtdeutsches Land, voll deutschem Herrentum noch auf den Karsthöhen und an der brandenden Adria. Ließ sich alles später Errungene damit vergleichen?

Abwehr der Türken. Im deutschen Glaubensstreit

Als Kaiser Maximilian am 12. Jänner 1519 sein taten- und enttäuschungsreiches Leben beschließt, hinterläßt er zu gemeinsamer Regierung seine österreichischen Länder den beiden in Spanien weilenden Enkeln Karl I. und Ferdinand. Die niederländisch-burgundische Erbschaft und der spanische Besitz, beide gebunden an die Erstgeburt, waren früher bereits Karl I. ausschließlich zugefallen. Dieser überläßt nun zu Brüssel und endgültig zu Worms (1522) seinem Bruder Ferdinand den Besitz der österreichischen Länder, damit dieser, der eben die ungarische Ehe eingegangen ist, über die entsprechende Länderausstattung verfüge. Damit aber hat Karl seinen gesamten deutschen Besitz, abgesehen von den Niederlanden, aus der Hand gegeben. Jedoch erst nach großen Schwierigkeiten mit den ihr Recht eifersüchtig hütenden Ständen gelingt es Ferdinand, die Erbhuldigung in Österreich zu erlangen. Über die Häupter der niederösterreichischen Stände, die sich am hartnäckigsten gegen den landfremd gewordenen Herrscher wandten, ist ein förmliches Strafgericht hereingebrochen, bei dem die Adeligen Eitzinger, Puchheim und die Führer der Wiener Bürgerschaft Siebenbürger und Rinner ihr Leben lassen mußten.

Ferdinands Bruder Karl war inzwischen 1519 deutscher Kaiser geworden, ein Kaiser, dem deutschen Volke trotz seiner Abstammung aus altdeutscher Familie fremd geworden, Träger der alten Krone, weniger territorial, jedoch mehr der Idee nach, zugleich erfüllt von der kaiserlichen Sendung als Universalherrscher. Gewiß hat auch Karl V., wie er nun als deutscher Kaiser heißt, die Wahrung der Grenze des Heiligen Römischen Reiches als eine Ehrenaufgabe gesehen und dabei nicht dynastisch engherzig gedacht, wenn er erklärte, daß im Falle einer gleichzeitigen Bedrohung von Straßburg und Wien er ungesäumt Straßburg zuerst retten und dann erst das habsburgische Wien von der Feindesgefahr befreien würde. Er hat am Ende seines Lebens auf

das schwerste darunter gelitten, daß es ihm nicht mehr gelang, das zu seinen Regierungszeiten verlorene Metz zurückzuerobern. Aber dennoch glühte die zähe Flamme dieses Lebens vorweg dem Gedanken schirmherrlicher Einigung der Christenheit, der Hütung des einen und wahren Glaubens und der Abwehr des Ansturmes der Ungläubigen in Europa. Dieser Kaiser fand gegen sich den partikularen Eigenwillen der fast schon politisch mündig gewordenen deutschen Fürsten und ihr kampfentschlossenes neues religiöses Bekenntnis, gegen ihn stand bei seinem Drange nach universalem Ausbau seiner Herrschermacht und Einserhaltung des Hauses Habsburg, schließlich sogar sein Bruder Ferdinand, den er auf sein schweres Drängen hin als deutschen König mit angenommen hatte. Zudem blieb auch der Papst die ewige Enttäuschung im Leben Karls V., weil er als ein schlauer, berechnender Territorialpolitiker und politischer Intrigant handelte, während der Kaiser aus reinem Herzen und heißer Glut des Inneren nur an die gesamtchristliche Welt dachte und der letzte große Vorkämpfer der gottesstaatlichen Idee gewesen ist. So mußte denn der Habsburger an seinen Zielen, wenn auch in großartigem Wollen und nach harten Kämpfen und schließlich doch auch in großer Haltung, scheitern. Als er im Jahre 1556 bei voller Manneskraft, dem seltensten Entschlusse für einen Politiker sich beugend, vom Schauplatz seiner Weltpolitik abtritt, ist das Haus der Habsburger in eine spanische Linie, die im Escorial (bei Madrid) Spanien, die Kolonien und die Niederlande beherrscht, und in eine rückverdeutschte österreichische Linie zerfallen, die die Kaiserkrone trägt. Über beiden wölbt sich allerdings noch als gemeinsame Idee die casa d'Austria, das Haus Österreich. Wir nehmen mit Karl V. von dem letzten Universalkaiser der Geschichte Abschied, so wie wir mit Albrecht I. von dem letzten deutschen König Abschied genommen haben.

Ferdinand I., vom Schicksal neben seinem beglückteren und begabteren Bruder zunächst sichtbar in den Schatten gestellt, wird der Gewinner aus der furchtbaren Katastrophe, die im Jahre 1526 über Ungarn hereinbricht. Die Türken hatten 1521 Belgrad erobert und damit das neuerrichtete letzte Bollwerk der christlichen Waffen im Südosten zum Falle gebracht. Sultan Soliman der Prächtige greift 1526 nach Ungarn aus, und der Ungarnkönig Ludwig II., der letzte Erbe seines Hauses, unterliegt durch Unzuverlässigkeit des magyarischen

Adels der türkischen Übermacht und ertrinkt auf der Flucht vom Schlachtfelde Mohacs (1526). Nun aber fällt das Recht der Erbfolge in Böhmen, Mähren, Schlesien und in Ungarn mitsamt dessen großen Nebenländern an Ferdinand I. Wie hatten die Habsburger doch in unermüdlicher zäher Arbeit den Anfall der böhmischen Krone und des ungarischen Reiches, die so lange Zeit und so oft schon miteinander verbunden waren, angestrebt! Was Albrecht I. mißlang, was Rudolfs IV. Ehrgeiz versagt blieb, was nur kurz unter den Albertinern verwirklicht war und wiederum Friedrich III. vorausschauend anbahnte, war nun ein unumstößliches Recht für Ferdinand geworden und mußte ihm zufallen, wenn er nur geschickt und energisch eingriff. Die böhmischen Länder Schlesien, Mähren und die Lausitz haben denn auch sogleich den Habsburger als Landesherren anerkannt, nur in Prag mußte der Weg der Verhandlungen beschritten werden. Als jedoch der Oberst-Burggraf Zdenko Lew von Rozmital durch Bestechung gewonnen worden war, haben die Stände Ferdinand gewählt. So ist Böhmen, das sich seit der unseligen Hussitenkriege (1419 bis 1436) Deutschland zu entfremden begann, wieder eng mit unserem Schicksal verknüpft. Die sechshundertjährige Bindung an das Reich Deutscher Nation kann erneut werden, und in dem alten Kurfürstentum wird sich auch das deutsche Volksleben nach den Bedrückungen eines Jahrhunderts wieder erheben. Österreichertum und Sudetendeutschtum werden vereint zu segensvoller Arbeit für das Gesamtvolk im Südostraum antreten.

In Ungarn aber, wo die Magnaten (der Hochadel) für den König waren, wo die Witwe Ludwigs eifrig für ihren Bruder warb und ihm die Kroninsignien zubrachte, hat dennoch die Mehrheit des niederen Adels den ehrgeizigen Johann Zapolya zum König gewählt. Als dann die deutschen Landsknechte Ferdinands bei Großwardein diesem Königstraum Zapolyas ein grimmiges Ende bereiten, greift der Sultan, von dem Ungarn gerufen, in den Streit ein und wirft das ganze Gewicht des osmanischen Militärstaates in die Waagschale der magyarischen Rebellen. So setzt ein Kampf um die Erbfolge in Ungarn ein, der in unsagbaren Leiden und zahllosen Gefechten und Schlachten Ströme von Menschenblut fordert, bis endlich nach fast 200 Jahren im glorreichen Frieden von Passarowitz auch der letzte Fleck ungarischer Erde den Habsburgern zuteil geworden ist. Zunächst allerdings erschei-

nen mit gewaltiger Heeresmacht die Türken im ungarischen Felde. Es ist im Sommer des Jahres 1529, als der gefürchtete Soliman der Prächtige selbst mit einem gewaltigen Heere vor den Bollwerken von Wien steht. Die Anstürme der Türken jedoch scheitern an der todestrotzigen Entschlossenheit der tapferen Landsknechte, die sich als ebenbürtige Kämpfer den gefürchteten Janitscharen gegenüber erweisen. So kann Graf Niklas Salm, der entschlossene Verteidiger von Wien, den Triumph erlangen, daß die türkischen Heeressäulen im Oktober beim Einbruch der kalten Jahreszeit sich nach rückwärts wenden, und die Stadt unbezwungen ihren Landesherrn wieder aufnehmen kann. Der Sultan aber, der vor der Belagerung Wiens bereits hochfahrend gefordert hatte, die Habsburger mögen sich nach Spanien zurückziehen, Deutschland aber gehöre ihm, da sein Fuß es bereits betreten habe, sah sich um seine stolzen Hoffnungen gebracht. Bedauerlich war allerdings, daß ein glücklich zustandegekommenes Reichsheer nach Ungarn nicht vorgehen wollte, sondern an der Leitha, der Grenze des deutschen Reichsbodens, Halt machte. Auch im Jahre 1532, wo ein Türkenheer von 200 000 Mann durch die Tapferkeit des kroatischen Hauptmanns Niklas Juritschitsch und der deutschen Bevölkerung vor der kleinen westungarischen Stadt Güns erfolglos geblieben war, konnte kein entscheidender Schlag erfolgen. In imposantem Aufmarsch war wiederum ein deutsches Heer zusammengekommen, und der Sultan ließ vor dieser Macht, an deren Spitze die bewährtesten kaiserlichen Führer Niklas Salm und Hans Katzianer standen, den Rückzug nach Belgrad antreten, ohne verfolgt und zur entscheidenden Schlacht gezwungen zu werden. Bayern, das bereits einige Zeit vorher selbst mit den Türken Unterhandlungen geführt hatte, verhinderte den Einsatz des Reichsheeres über die deutsche Grenze hinaus. Damit war wiederum nur halbe Arbeit geleistet und die Türken vermochten ihre Vorstöße alsbald zu erneuern, so daß es fortan im 16. Jahrhundert fast immer Kriegszustand an der habsburgischen Grenze gab, der nur durch Waffenstillstände unterbrochen wurde. Denn der Sultan riß nach dem Tode von Johann Zapolya, der ihm auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Mohacs 1529 den Handkuß des Dieners geleistet hatte, nunmehr die Mitte des Landes selbst in seinen Besitz und setzte 1541 in Ofen einen eigenen türkischen Pascha ein. Dieser Pascha von Ofen, der ehemals deutschen Bürgerstadt, ist fortan mit

seinen Kriegsscharen die Geißel der niederösterreichischen und deutschwestungarischen Gebiete, wie es der Pascha von Bosnien für die Alpengebiete der Steiermark und von Krain war.

Dem Kaiser aber verblieb, und das war auch das Ergebnis eines Waffenstillstandes aus dem Jahre 1547, nur der Westen und der Norden von Ungarn, dazu das nordwestliche Kroatien und das westliche Slawonien. Dafür aber mußte er — und diese Vereinbarung wurde noch 1568 im Frieden von Adrianopel erneuert, dem Sultan ein jährliches „Ehrengeschenk" in der Höhe von 30 000 Dukaten machen. Die Mitte von Ungarn, sein fruchtbarster Teil, war den Türken überantwortet. Siebenbürgen wieder und einige nördliche Komitate bildeten fortan ein Herzogtum zweifelhafter ungarischer Adeliger, die geschickt den Kampfzustand zwischen Habsburgern und Türken zu trugvollen Verträgen und falschen Ergebenheitserklärungen, beides jedoch zur Behauptung und Mehrung ihrer Macht benutzten. Für die werdende Großmacht Österreich jedoch war es von unabsehbarer Bedeutung, als Ferdinand im Jahre 1538 an der Kulpa in Kroatien die sogenannte Militärgrenze errichtete, eine Ansiedlung von Soldatenfamilien mit der Verpflichtung dauernder Kriegsbereitschaft. Denn diese Militärgrenze hat nicht nur den Türken auf die Dauer Lust und Mut zum Einfall in die südöstlichen Alpentäler gekühlt, sondern auch unter mannigfaltigen Erweiterungen und Umgestaltungen im Lauf der Jahrhunderte eine hervorragende spartanische Soldaten- und Offiziersschule für das österreichische Heer gebildet. Die Grenzerfamilien — zunächst meist Südslawen, auf die Dauer jedoch eingedeutscht — haben sich in den vielen Feldzügen des habsburgischen Reiches stets als unbedingt zuverlässige Soldaten und tüchtige Führer erwiesen. In dem öden Gleichmaß der fortgesetzten Türkenkämpfe mit ihren Verwüstungen und der furchtbaren Entvölkerung der deutschen Grenzgebiete ragen bedeutsam zwei Jahre hervor. 1566 verteidigt der kroatische Adelige Niklas Zrinski mit einer Handvoll Leute die kleine Stadt Szigeth gegen das Heer des Sultans Soliman — der vor dieser Festung sein tatenreiches Gewaltherrscherleben beendete — durch lange Zeit, so daß den Türken nach der endlich erreichten Vernichtung der Besatzung die Neigung zu weiterem Vormarsch verging. Im Jahre 1593 aber erleidet der Pascha von Bosnien bei Sissek eine vernichtende Niederlage. Diese beiden Kampfhandlungen beweisen, daß

bei einer Zusammenfassung der deutschen Kräfte die Türkengefahr für Europa geradezu im Handumdrehen hätte beseitigt werden können. Waren doch die Landsknechte den türkischen Janitscharen, die selbst nur wieder aus geraubten Christen — und wieviele mögen davon deutsche Alpenländler gewesen sein! — bestanden, durchaus gleichwertig. Nach 13jährigem Kampfe war dann das weltgeschichtliche Ergebnis des letztgenannten Türkenkrieges, daß im Jahre 1606 im Frieden von Zsitva Torok der Sultan den Kaiser als gleichberechtigt anerkannte und gegen eine einmalige Zahlung von 300 000 Dukaten das jährliche „Ehrengeschenk" erließ. Die Machtverhältnisse indes auf der blutgetränkten ungarischen Erde lagen auch jetzt noch unverändert, obwohl fast ein Jahrhundert des Kampfes bereits verstrichen war.

Sind die Habsburger in der Abwehr der Türken von den deutschen Reichstagen zwar wiederholt mit zusammengenommen ansehnlichen Geldmitteln des gesamten Reiches unterstützt worden, nie aber mit einer einmaligen außerordentlichen und entscheidenden Kraftentfaltung, so machte sich für die Abwehr der Türkengefahr auch das große Vorrecht der erbländischen, der böhmischen und der ungarischen Stände ungünstig geltend; war doch die Macht der Stände von Österreich seit dem Tode des kühnen Leopold III. unheimlich gewachsen, hatten die Böhmen bei der Nachfolge Ferdinands sich wertvolle Vorrechte gesichert und war der Adel Ungarns seit jeher zu trotziger Selbständigkeit geneigt. Gemeinsame Anstrengungen zur Abwehr der Türken stießen letzten Endes dann doch auf den engherzigen Partikularismus der nichtbeteiligten Länder, etwa Tirols und Vorderösterreichs oder des Königreichs Böhmen, und der habsburgische Landesherr war in dieser Zeit vielfach nichts anderes als der Präsident einer Adelsrepublik, die zugleich schwerster Bedrängung durch einen äußeren Feind ausgesetzt war. Gemeinsame Ausschußlandtage aller habsburgischen Länder, der erste wird über ungarischen Wunsch 1542 in Prag abgehalten, haben keine Ergebnisse erzielt. Noch 1614 versagte sich ein Generallandtag zu Linz, der von ungefähr 70 Abgeordneten beschickt war, zu dem auch der Gesandte von Spanien und ein Vertreter der spanischen Niederlande zur Betonung des gesamt-habsburgischen Interesses erschienen waren, einer wirksamen Türkenhilfe, so daß die Kosten dieser Tage, die mit 200 000 Gulden beziffert werden, nahezu vergebens gebracht waren.

Auf die Dauer mußte zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen ein entscheidendes Wort gesprochen werden, zumal sich mit dieser Machtfrage auch das Problem Reformation und Gegenreformation verband. Denn der Glaube Luthers hatte in Österreich sowohl bei den Rittern und Herren als auch in den Städten und in der Bauernschaft mächtig Bahn gewonnen und, nachdem die Möglichkeit eines Übertritts des ferdinandeischen Hauses zum Protestantismus mit Rücksicht auf das winkende spanische Erbe versunken war, steht und wächst das Luthertum nunmehr gegen den katholischen Willen seines Landesherrn. Noch Kaiser Ferdinand I. hat zwar strenge Strafen gegen die Lutheraner verhängt, aber sie wurden nicht ausgeführt und blieben praktisch lediglich auf die Wiedertäufer beschränkt. Indes der Kaiser wirkte eifrig auf dem Trienter Konzile für Zugeständnisse an die Protestanten, um die Einheit der Kirche, den Grundgedanken habsburgischer Politik, wiederherstellen zu können. Er forderte die Priesterehe und den Laienkelch, und er hat als Kaiser und dann auch als Landesherr die Bedingungen nicht ganz verleugnen können, unter denen er im Jahre 1556 gegen seinen Bruder Karl zur deutschen Krone kam. Denn es war ja schließlich doch ein Bündnis Ferdinands mit der protestantischen Fronde, das den Augsburger Religionsfrieden und damit schließlich den Zusammenbruch der Hoffnungen Karls V. und seine Kronentsagung zur Folge hatten. Seiner spanischen Herkunft treu betonte Ferdinand auch sein Herrenrecht an der österreichischen Kirche und hat diese allerdings durch Klostervisitationen und erzwungene Reform des kirchlichen Lebens außerordentlich gestärkt. Er ist es, der im Jahre 1551 die Jesuiten nach Wien, 4 Jahre später nach Prag und 1562 nach Innsbruck gerufen hat. Die Habsburger waren alsbald gegenüber den evangelischen Ständen schon durch eine neue Länderteilung erheblich geschwächt, die Ferdinand auf dem Totenbette vorgenommen hat. Im Jahre 1564 teilte der Kaiser seinen Länderbesitz so, daß Maximilian II., seinem Nachfolger auf dem Kaiserthrone, die böhmischen Länder, Ungarn und das Erzherzogtum Österreich, Karl aber die innerösterreichischen Herzogtümer und Besitzungen, Ferdinand Tirol und die Vorlande zuteil wurden. Konnte auch der Letztere, da er mit einer Augsburger Patriziertochter, der schönen und reichen Philippine Welser vermählt war, seinen Söhnen erster Ehe die Herrschaft nicht vererben und blieben ihm aus zweiter Ehe männliche Nachkom-

men versagt, so ist nach seinem Tode das Land Tirol doch in besonderer Verwaltung geblieben, indem Erzherzog Maximilian, der Deutschmeister, hier die statthalterliche Regierung führte, und seit 1618 Erzherzog Leopold, dem im Jahre 1630 von seinem kaiserlichen Bruder direkt die landesherrlichen Rechte zugesprochen werden. Erst als mit dessen kinderlosen Söhnen die Seitenlinie erlischt, kehrt Tirol zum Gesamthause zurück. Hatte auch der Kaiser Ferdinand I. vorgesehen, daß die Reichslehen zu gemeinsamer Hand erteilt würden und daß dem Ältesten des Hauses als „Vorgeher" bestimmender Einfluß gebühre, so war doch während der Trennung der Länder die Macht gelockert, und die Stände, mit ihnen der Protestantismus, konnten weitere Vorteile erreichen. In Tirol, wo das Luthertum in seinen Anfängen bereits die härteste Unterdrückung erfahren hatte, erhebt sich der neue Glaube allerdings nicht mehr, während er in Innerösterreich und Österreich nun seine kraftvollste Entfaltung nimmt.

Kaiser Maximilian, im Herzen Protestant und nur durch die Rücksicht auf die spanische Linie und die mögliche Erbschaft seiner Söhne in den spanischen Ländern von offenem Übertritt zurückgehalten, gewährt für die Herren und Ritter von Österreich auf ihren Schlössern, Häusern, Gebieten und in ihren Patronatskirchen die freie Religionsübung („Religionskonzession") und dehnt diese Erlaubnis drei Jahre später auch auf das Gesinde und die Untertanen aus. Schießt hier die Saat des evangelischen Bekenntnisses ebenso wie in den innerösterreichischen Ländern stolz und trotzig empor, so ist unter Erzherzog Karl — noch mehr aber unter seinem fanatisierten Sohn Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II. — in den innerösterreichischen Ländern der Umschwung eingetreten. 1598 setzen die Verfolgungen ein, indem die lutherischen Prediger aus dem Lande vertrieben werden. In der Zeit von 1599—1604 mußten dann Bürger und Bauern, die dem neuen Glauben nicht abschwörten, 1628 auch der bisher geschonte Adel das Land verlassen. Unsäglich groß ist die Schädigung, die damit ein deutsches Grenzland, das ohnedies durch den äußeren Feind auf das schwerste bedroht wurde, gerade an seiner aufrechtesten Bevölkerung erlitt. Ging der einheimische Adel aus dem Land, so ist ein fremder als Ersatz eingedrungen, und dieser fremde war eben doch nicht mehr mit seinem Blute dem Lande und Volke verbunden. Seit dieser Zeit ist der stolze und streitbare Adel Österreichs ins Herz getroffen und lebenslang

zu einem Hofadel herabgemindert worden. Auch der große Astronom Johannes Kepler wurde damals als lutherischer Lehrer aus seinem geliebten Graz ausgetrieben.

Während so der Landesherr von Innerösterreich in unerbittlichem Haß den neuen Glauben aus seinem Lande jagt, steigt in Österreich und in Böhmen nochmals der Protestantismus empor. Eine schwere Zerrüttung im Hause Habsburg, hervorgerufen durch den Streit Kaiser Rudolfs II., Maximilians tatenscheuem Sohn, mit seinen Brüdern, dem ehrgeizigen Matthias voran, gibt den Ständen die wichtigste Stimme und umworbene Kraft. Der Kaiser weigert sich, den Türkenkrieg, der seit 1593 tobt, zu liquidieren. Matthias aber, dem ein Fürstentag zu Linz die Vollmacht dazu erteilt, schließt ohne Rücksicht auf das Reichshaupt den Frieden im Innern Ungarns und den Frieden mit den Türken ab. Er muß sich nun auf die Stände stützen und kommt durch das Eibenschitzer Bündnis des mährischen Adels mit den österreichischen und ungarischen Ständen zu bewaffneter Schilderhebung gegen Rudolf, der in seiner Hilflosigkeit dem Bruder Österreich, Mähren und Ungarn überlassen und das Zugeständnis der Nachfolge in Böhmen machen muß. Das Geschöpf der ehrgeizigen Stände, selbst bei allem seinem Streben ein schwacher, beeinflußbarer Mann, Werkzeug des vorwärtsdrängenden Bischofs Klesl, der damals nach reformatorischem Eifer seiner ersten Zeit einem Ausgleich zugetan ist, muß Matthias im Jahre 1609 sich den reformatorischen Forderungen und dem Rechtsbegehren der protestantischen Stände in Niederösterreich fügen. Nun erst erteilen sie ihm, die bereits zu Horn im nördlichen Niederösterreich eine eigene Regierung begründet hatten, die geforderte Huldigung. Als aber nun Kaiser Rudolf, um Böhmen zu behaupten, im gleichen Jahre 1609 den Ständen von Böhmen und bald darauf denen von Schlesien den Majestätsbrief mit weitgehenden Glaubenszugeständnissen bewilligte, hatte damit die Bewegung des Adels in Österreich ihren Höhepunkt erreicht. Versuchte der Kaiser in trotzigem Groll gegen seine aufbegehrenden Brüder noch einmal das Steuer der Entwicklung herumzureißen und rief er aus diesem Grunde den streitbaren Neffen Leopold, den Bischof von Straßburg und Passau, mit seinen Söldnerscharen nach Böhmen, so brachte das völlige Mißlingen dieses kaiserlichen Staatsstreiches nicht nur Rudolf in die Gefangenschaft der böhmischen Stände, sondern die Wahl seines Bruders

Matthias zum Könige von Böhmen (1611), eine Königswahl, wobei sich die Stände das Recht freien Bündnisses selbst mit außerösterreichischen Staaten ausbedangen, so daß von einer Gewalt der Krone wahrhaftig keine Rede mehr war.

Während dieser Zeit aber hat sich im Reiche der Kampf der beiden Konfessionen zu unheimlichstem Hasse zusammengeballt und stehen sich bereits die bewaffneten Bündnisse der protestantischen Union und der katholischen Liga gegeneinander. Auch in den österreichischen Ländern hat sich ein Bund der katholischen Stände gebildet und den Schnitt unbarmherzigen Hasses durch das Land geführt, so daß auch hier eines Tages alles in den Fluten des Bürgerkrieges unterzugehen drohte. Rudolf II. noch hatte sich geweigert, dem Bündnis der Liga beizutreten und damit immer noch das Kaisertum vor einer Parteinahme, vor einer kommenden Auseinandersetzung bewahrt. Auch Klesl als Ratgeber des Kaisers Matthias, der nun, nachdem sein Bruder Rudolf im Jänner 1612 in Verzweiflung gestorben ist, die Krone trägt, hat nach Ausgleich und dem Wirken kaiserlicher Schlichtung gestrebt.

Doch aus den habsburgischen Ländern selbst schlägt auf einmal jäh die Flamme hervor, die den Zündstoff im Reiche mitentzünden mußte und damit den 30jährigen Brand hervorgerufen hat. Die Protestanten haben nach Meinung der Katholiken durch Kirchenbauten Sinn und Wortlaut des Majestätsbriefes verletzt. Die betroffenen katholischen Kirchenhäupter gingen gewalttätig gegen diese Übergriffe vor. Der böhmische Adel unter der Führung des Grafen Matthias Thurn ergreift jetzt die Gelegenheit, die Rechte der Stände und des Protestantismus zugleich durch entscheidende Tat zu verfechten. Am 23. Mai des Jahres 1618 erfolgt der Prager Fenstersturz. Eingedrungen auf dem Hradschin, dem Sitz der habsburgischen Landesregierung, werfen die Wortführer der Stände nach kurzem Streit die kaiserlichen Statthalter Slawata und Martiniz und deren Geheimschreiber Fabricius nach altböhmischem Brauch aus dem Fenster in den 23 Fuß tiefen Burggraben.

Sucht Klesl auch jetzt noch zu vermitteln, da er weitsichtig genug ist, die gewaltige Kriegsgefahr zu erkennen, so handelt der unduldsame Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich, der am Hofe des Kaisers Matthias als dessen voraussichtlicher Nachfolger immer größeres Gewicht erhalten hatte. Er läßt den Bischof Klesl verhaften und nach

Tirol entführen und setzt nun bei dem schwachen Kaiser schärfste Maßnahmen gegen die böhmischen Stände durch. Damit aber sind die Würfel zum Kriege gefallen, und die österreichischen Länder eröffnen im Bürgerkriege auch den großen gesamtdeutschen Kampf der beiden Bekenntnisse.

Wenig danach, als die Habsburger durch das energische Eingreifen Ferdinands die schon so lang über dem deutschen Südosten schwebende Machtfrage zur Entscheidung stellen, brechen die Feindseligkeiten aus.

Die Böhmen hatten zur Wahrung ihrer Rechte dreißig Direktoren erwählt und entsenden nun, nachdem der Weg zu Verhandlungen gesperrt ist, unter der Führung des trotzigen Grafen Thurn ein Heer der Stände nach Niederösterreich, während der kaiserliche General Bouquoy den Feldzug nach Südböhmen eröffnet. Die Lage wird noch mehr gespannt, als Matthias 1619 stirbt und der unnachgiebige Ferdinand in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern sein Nachfolger wird. Der Thronwechsel ist die Kampfansage für die protestantischen Stände und wirft neben der Glaubensfrage auch sogleich das Problem auf, wer künftig ausschlaggebend sein soll: der Landesherr oder die in den letzten Jahrhunderten mächtig emporgekommene ständische Macht. Dem Habsburger glückt die Wahl zum deutschen Kaiser, ja, er wird sogar einstimmig gewählt, obwohl der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, das Haupt des bewaffneten Fürstenbundes der Union, sich gerade zu dieser Zeit von den rebellischen Ständen Böhmens die Krone übertragen läßt. Der Pfälzer bedenkt dabei nicht, daß er damit einen Kampf auf Leben und Tod mit der habsburgischen Macht auf sich nimmt und dieser im Zusammenhang mit der fürchterlich gespannten europäischen Lage zugleich den Ausbruch des großen Glaubenskrieges bedeutet. Ferdinand wird also im Zeitpunkte seiner Wahl von den böhmischen Aufständischen des Thrones verlustig, Böhmen jedoch zu einem Wahlreich erklärt, das dem Kalviner Friedrich zufällt.

So bricht in den habsburgischen Ländern der gewaltigste und fürchterlichste Krieg aus, der jemals deutsches Land verwüstet und deutsche Volkskraft zerfleischt hat. Bei der allgemeinen Lage im Reiche, wo sich die evangelischen und katholischen Reichsstände bereits gerüstet gegenüberstanden, muß die Brandfackel aus dem Südosten alsbald das ganze Haus in Flammen setzen, zumal in leichtfertigster Laune, ohne

die grimmigen Konsequenzen seines Handelns zu bedenken, der Pfälzer den Prager Königstuhl einnahm. Der Dreißigjährige Krieg wird im Reiche endgültig die Krone ihrer Führermacht entkleiden und den Prozeß der Auflösung, der sich bereits durch vier Jahrhunderte vorbereitet hat, zur Reife bringen. Nimmt der Kaiser am Ende des schicksalsvollen Ringens von den Resten seiner mittelalterlichen Machtfülle Abschied, so ist andererseits in den Ländern des Hauses Habsburg die Macht der Stände und mit ihnen der südostdeutsche Protestantismus auf der Walstatt geblieben. Hier wie überall fast in den deutschen Fürstentümern erhebt sich in dem ehernen Gang dieser Schicksalsjahre geradezu aus dem Bedürfnis damaligen Herrschens und Erhaltens heraus die Gewalt des Landesherrn und der Absolutismus nahender Zeit beginnt sich deutlich abzuzeichnen. Staaten bilden sich auf dem alten Reichsboden, und unter diesen Staaten ringt vorweg das Haus Österreich um die Vereinheitlichung seines Länderbesitzes und die Begründung ihrer Eigengestalt. Gleichzeitig aber erfolgt nach dem Unterliegen des Protestantismus eine schwerwiegende Abtrennung Österreichs von den protestantischen Reichsgebieten. Die ganze Politik des Hauses ist auf die Stärkung des Katholizismus in den Erblanden gerichtet, und so geschieht es, daß, während in den zwanziger Jahren der protestantische Adel seine Heimat verlassen muß, gutkatholische Welsche aller Berufe, Geistliche, Mönche, glücksritternde Adelige und Kriegsmänner vorweg, dann aber auch Künstler, Kunsthandwerker und Hofdiener scharenweise nach Österreich, insbesondere nach Wien und Innsbruck, die beiden Sitze habsburgischer Regierung, einströmen. Es ist eine unheimliche, vom Hofe und der Kirche besonders geförderte Überfremdung, der Herr zu werden der Stamm der Südostdeutschen seine ganze echtösterreichische Kunst der Menschenbehandlung und Selbstbehauptung offenbaren mußte.

Noch aber ist die Unglückssaat erst im Aufgehen. Die böhmischen Stände sind unter dem Grafen Thurn bis Wien vorgedrungen. Die Stände von Niederösterreich, eben mit aller Macht bestrebt, diese Stunde zur Sicherung ihrer Glaubensfreiheit und zum Ausbau ihrer ständischen Gerechtsame zu benützen, können Ferdinand, mit dem sie in der Hofburg verhandeln, nicht zum Unterzeichnen der vorbereiteten Handfeste bringen, da rechtzeitig landesherrliche Truppen eintreffen. Die Böhmen müssen von Wien wieder zurück und der ungarische

Fürst und Herr Siebenbürgens Bethlen Gabor, fortan durch längere Zeit die vergebliche Hoffnung der österreichischen Protestanten, der eben losgeschlagen und sich wertvoller ungarischer Komitate bemächtigt hat, läßt sich zu einem Waffenstillstand bewegen und unter dem Eindruck der nun folgenden Erfolge der Katholiken im Jahre 1622 zum Frieden von Nikolsburg gewinnen. Auch in der Folge hat Bethlen nach zweimaligem Losschlagen doch alsbald wieder Frieden gemacht und sich mit Zugeständnissen territorialer Natur begnügt, die ihm persönlich gemacht werden. Als er dann 1629 stirbt, ist ein schwankender, unruhiger und ehrgeiziger Fürst von der Bühne der Zeit abgetreten.

Der Kaiser findet — und das ist die entscheidende Wendung des böhmischen Krieges zur gesamtdeutschen Katastrophe — die Hilfe der Liga unter ihrem ausgreifenden Führer Maximilian von Bayern, der als religiöser Fanatiker wie sein Vetter Ferdinand die böseste Rolle unter den deutschen Fürsten dieser Zeit gespielt hat. Die Truppen Maximilians rücken unter der Führung des tüchtigen Tilly in Oberösterreich ein und erzwingen die Huldigung der Stände für den Kaiser. Es ist eine Unterwerfung, bei der nicht mehr von Bedingungen die Rede ist. Das Heer der Liga aber schwenkt nun nach Südböhmen vor und vereinigt sich mit den Truppen, die hier Bouquoy gegen die Rebellen befehligt. Am Weißen Berge, unfern von Prag, fällt am 8. November desselben Jahres 1620 eine der schicksalsvollsten Entscheidungen des ganzen Krieges. Der Pfälzer Friedrich versagt in dieser kritischen Stunde, ebenso wie die böhmischen Adeligen, die ihn geholt hatten. Nach kurzem Kampfe, den die tapferen deutschen Hilfsvölker Friedrichs aufrechterhalten, ist alles vorbei und die pfälzische Böhmenkrone zu einem dem Spotte der Welt überlieferten Winterkönigtum verwandelt. Die böhmischen Länder fallen der Verfügung des kaiserlichen Siegers zu, Schlesien allein gelingt es durch rechtzeitige Unterwerfung unter den Kurfürsten von Sachsen, der aus Haß gegen den pfälzischen Kalviner im Lager Ferdinands steht, sich die Glaubensfreiheit zu bewahren. Böhmen und Mähren aber müssen das Schicksal der restlos Unterlegenen ertragen. Die lutherischen Prediger werden des Landes verwiesen, die Häupter der Erhebung, durch einige Zeit in trügerische Sicherheit gewiegt, einem blutigen und wirtschaftlich verheerenden Strafgericht unterworfen. Riesenhafte Konfiskationen verändern das Bild des böhmischen Adels, der zum Teil

von da ab ein romanisches Gepräge erhält. Es ist für die Bodenständigkeit geradezu noch ein Glück, daß unter dem Adel Böhmens sich ein Mann findet, der als Anhänger des Kaisers die Gunst der Stunde zur Mehrung seines eigenen Besitzes zu nützen versteht. Der Konvertit Albrecht Eusebius von Waldstein wertet kaiserliche Zuwendungen durch Aufkauf konfiszierter Güter zur Errichtung einer wirtschaftlichen Großmachtstellung aus. Der kluge Rechner kann sich bald der Erhebung seiner Gütermasse und erworbenen Herrschaften zu einem Fürstentum Friedland durch den Kaiser rühmen.

Hat die Krone damals das von ihr Erworbene freigebigst weiterverliehen, so ist dennoch auch für sie aus dem Zusammenbruch der böhmischen Ständeherrlichkeit dauernder Gewinn hervorgegangen. Kaiser Ferdinand hat eigenhändig den Majestätsbrief seines Oheims Rudolf, der den Herren und Rittern des Landes so große Freiheiten verliehen hatte, zerrissen und im Jahre 1627 dem Lande Böhmen ein „Verneuerte Landesordnung" verliehen, die keinen Zweifel mehr darüber obwalten läßt, daß der König der Herr im Lande ist. Das Wahlrecht der Stände ist gefallen, das Gesetzgebungsrecht der Krone allein vorbehalten. Zugleich aber wird die deutsche Sprache als gleichberechtigt neben der tschechischen erklärt, denn das Königreich sei von „verschiedenen Völkern und Zungen bewohnet". Damit ist für die Sudetendeutschen die schwere Bedrückung beseitigt, die am Ende der Hussitenkriege durch die Zugeständnisse Sigismunds an den Iglauer Landtag Gesetz geworden war. Wir sehen künftig das Deutschtum Böhmens sich wieder kräftig regen und den ihm gebührenden Platz in der Verwaltung des Landes sich erobern.

Mit dem Sturz des pfälzischen Winterkönigs und seiner Austreibung aus Böhmen und dann auch aus Schlesien war nach dem ganzen Stand der deutschen Dinge noch kein Ende des Krieges gegeben. Hatte doch der Kaiser den Pfälzer in die Acht erklärt und ihm seine Kurfürstenwürde abgesprochen, drängte doch das Haupt der Liga danach, die Acht auch in den Ländern des Pfälzers zu vollstrecken. So wird in der Verfolgung des Geschlagenen durch Maximilians Bundestruppen die Union selbst in den Krieg hereingezogen, geschlagen und zur Auflösung gebracht. Alsbald aber erhebt sich gegen den bis nach Norddeutschland hinauf allmächtig gewordenen Militarismus der Liga ein europäisches Bündnis des Protestantismus unter der Führung von

Dänemark. In dieser Lage benötigt der Kaiser, um von der kostspieligen und peinlichen Hilfe seines Vetters und der Liga unabhängig zu sein, ein eigenes Heer und erhält dieses durch das Organisationstalent des mährischen Edelmanns Albrecht von Waldstein, der nun den Reichtum seiner zahllosen Herrschaften und seines Fürstentums Friedlands benützt, dem Kaiser die erforderlichen Summen vorzustrecken und selbst die Werbung des Heeres beginnt.

Durch eine Ehe mit einer reichen ältlichen Witwe war Waldstein oder Wallenstein, wie er sich bald selber nennt, in den Besitz großer Besitzungen geraten, die er nach dem frühen Tode seiner Gattin durch tüchtige Verwaltung und sein großes Beutemachen nach dem Zusammenbruch der böhmischen Rebellion vermehrt. Durch eine zweite Ehe mit der Gräfin Harrach erwirbt er sich die Gunst des einflußreichen Grafen Harrach, der ihn dem Kaiser immer wieder empfiehlt. Wallenstein, bereits früher durch eine in Italien geleistete Hilfe diesem rühmlich bekannt, hat während der Erhebung der böhmischen und mährischen Stände entschlossen zugunsten des Kaisers gehandelt und die Kriegskasse seines mährischen Ständeregiments für Ferdinand gerettet, wenn es ihm auch nicht gelang, das Regiment selbst auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Er war dann gegen die Ungarn mitgezogen und hatte das Augenmerk auf sich zu lenken verstanden. Nun bietet er dem Hofe die Aufstellung und Erhaltung einer Armee ohne die würgenden Kosten, die sonst damit verbunden waren, denn Wallenstein vertritt den Standpunkt, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. So wird er im Jahre 1625 mit seinem Landesherrn einig. Zum Herzog und General-Obrist-Feldhauptmann ernannt, erhält er das Kommando der von ihm rasch aufgebrachten 50 000 Mann, wird berechtigt, „leidliche Kontributionen" zu erheben und gehalten, strenge Mannszucht zu üben. Damit ist über die bescheidenen Anfänge eines stehenden Heeres hinweg, das seit der Türkenbedrohung bestand, durch den Friedländer die erste österreichische Armee der Geschichte begründet worden. Als Heerführer offenbart Wallenstein bald eine merkwürdige Haltung. Er vermeidet es, die stattliche und durch ständige Werbungen immer neu verstärkte Armee der Entscheidung einer Schlacht auszusetzen. Er geht ungern in eine größere Kampfhandlung, wie er denn während seiner beiden Generalate in acht Jahren nur drei Feldschlachten geschlagen hat. War allerdings der Kampf unvermeidlich gewor-

den, dann entfaltete der Zauderer eine außerordentliche Energie und Härte. Zweifellos überwiegt in diesem merkwürdigen Leben die Gabe der Organisation, der Verwaltung und der staatsmännischen Berechnung die eines rasch handelnden Führers, obwohl den Zeitgenossen die Feldherrnpersönlichkeit stärker auffiel.

Wallenstein wird des Grafen Mansfeld, der für den Dänenkönig ein Söldnerheer befehligt, an der Dessauer Brücke Herr. Er verfolgt den Geschlagenen in langsamem Heereszuge und kann es nicht verhindern, daß dieser seinen Weg durch das kaiserliche Schlesien nimmt. Das feindliche Heer löst sich auf dem langen Marschwege allerdings fast auf, aber auch die Kaiserlichen erleiden große Verluste durch Krankheiten. Wallenstein ist hocherfreut, als er Oberungarn, wohin er auf seinem Marsche gelangte und wo ihm nach dem Ausscheiden der Armee Mansfelds eine Zeitlang Bethlen Gabor, verbündet mit einem türkischen Aufgebot, gegenübersteht, mit neuen Verstärkungen wieder verlassen kann, um nach Schlesien zu gehen. Hier macht er allerdings den feindlichen Besatzungen in den einzelnen Festungen einen raschen Garaus und gewinnt das Land ganz für den Kaiser wieder. Gegen den Dänenkönig hat indes bereits Tilly die Feldzugsentscheidung herbeigeführt. Da aber der General der Liga durch eine Verletzung einige Zeit von der Kriegsführung ausscheidet, wird Wallenstein der sichtbare Lorbeer endgültiger Besiegung der Dänen zuteil. Er wendet sich mit seiner wachsenden Armee gegen Jütland und bringt das Festland in kaiserliche Hand.

Inzwischen hat sich in Oberösterreich, das an Maximilian von Bayern verpfändet war, eine blutige Tragödie ereignet. Die religiöse Unduldsamkeit Ferdinands geht auch hier ohne Rücksicht gegen die Evangelischen vor. Da erhebt sich im Mai 1626 das gequälte Bauernvolk in elementarem Aufbegehren unter der Führung des kriegstüchtigen Stephan Fadinger aus St. Agatha bei Aschach. Unaufhaltsam, bald auch von den Städten des Landes unterstützt, dringen die Bauern auf Linz los. Hier aber verliert der Aufstand durch den Soldatentod Fadingers seinen umsichtigen Führer und das Bauernheer zieht ab, so hoffnungsvoll die Belagerung der auch über Geschütze verfügenden evangelischen Macht sich angelassen hatte. Nun kann der bayrische Oberst Pappenheim unter wechselvollen Kämpfen, die den Aufruhr noch einmal zu gewaltiger Wucht anschwellen lassen, der

Bauern Herr werden. Aber der unter den Greueltaten des Dreißigjährigen Krieges hart gewordene, durch seine Wildheit bekannte Truppenführer erschaudert selbst vor diesem Heldenmute der Bauern, die für das Heil ihrer Seele und die Freiheit des geliebten Glaubens mit der ganzen urwüchsigen Kraft ihres bajuwarischen Stammes kämpfen und auch ebenso tapfer zu sterben wissen. Als der Kampf in Blut und Greueltat erstickt war, hatte eines der kernhaftesten deutschen Länder tiefe Wunden erlitten.

In Norddeutschland besitzt nun Wallenstein gegenüber der Liga nunmehr das sichtbare Übergewicht. Mit seinem Heere, das allmählich die Höhe von etwa hunderttausend Mann erreicht, kann Tilly, dem der große Zulauf zu mangeln beginnt, nicht wetteifern. Wallenstein ist auf der Höhe seines Lebens. Er erhält durch den Kaiser die beiden Herzogtümer Mecklenburg, deren Besitzer der Friedländer mit schwerstem Ellbogendruck aus ihrem Lande gebracht hat, als Lehen zuerkannt. Er wird 1628 zum General des baltischen und ozeanischen Meeres ernannt und hat dem Kaiser und seinen spanischen Bundesgenossen den großartigen Gedanken einer wirksamen Erschließung der Ostsee gegeben. So wird der Friedländer auch der Schöpfer einer kaiserlichen Flotte, die allerdings keineswegs den Erwartungen ihres Begründers entspricht, da sich die Hansa seinen Pläne aus Furcht vor den Spaniern und Furcht um ihre Glaubensfreiheit versagt. Es ist für den Herzog eine bittere Enttäuschung, daß es ihm nicht gelingt, die Stadt Stralsund, die sich einer kaiserlichen Besatzung trotzig verschloß, in die Hand zu bekommen. Er drängt nun nach dem Friedensschluß mit dem Dänen. Ihm schwebt ein entscheidender Feldzug gegen die Türken vor, gewiß der großartigste Gedanke, der in der damaligen Zeit überhaupt gefaßt werden konnte. Denn mit einem Schlage wäre unter den hohen Zielen einer solchen Unternehmung die deutsche Bürgerkriegsatmosphäre, die sonst zu immer neuen Entladungen drängte, gereinigt worden, die Nation hätte eine große Aufgabe erhalten und wäre unter dem Eindrucke gemeinsamer christlicher Aktion gegen die Türken vielleicht früher zu einem wahren Glaubensfrieden gekommen. Kaiser Ferdinand allerdings, der zeitlebens unter dem Einfluß seiner jesuitischen Beichtväter stand, konnte diesen großen Gedanken seines Feldherrn nicht verstehen. Seine Ratgeber drängen ihn auf eine Maßnahme hin, durch die im Gegenteil der deutsche Krieg neue Nahrung

erhalten muß, weil sie eine Verfügung rein religionspolitischer Natur ist. Ferdinand erläßt im März 1629 das Restitutionsedikt, wonach alle von den Evangelischen seit dem Jahre 1552 eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben werden sollen. Zu dieser Verfügung, die für den deutschen Protestantismus die schwerste Bedrohung und damit die äußerste Kampfansage ist, die geeignet erscheint, von neuem das interventionsbegierige Ausland auf den deutschen Kriegsschauplatz zu rufen, drängt auch der Herzog von Bayern. Der Kaiser hat mit diesem Erlaß nicht nur dem deutschen Kriege neue Nahrung gegeben und seinen protestantischen Bundesgenossen Sachsen verloren, er hat auch die Ansätze einer Wiederherstellung deutscher Kaisermacht geopfert, wie sie durch die Armee Wallensteins eben damals im Werden waren. Denn diese Wallensteinische Armada garnisonierte an den verschiedensten Plätzen im nördlichen und mittleren Deutschland, weit außerhalb der Erbländer des Kaisers. Die Tatsache der Anwesenheit eines Heeres spricht seit jeher eine sehr deutliche Sprache, dämpft immer Eigenwillen und schwächt die schönsten Privilegien ab. Der Kaiser mußte nur dieses Heer sich verstärken lassen, wie es Wallenstein tatsächlich betrieb, und seine Machtfülle konnte einen ungeahnten Aufschwung nehmen und dann auch reichsgesetzliche Wirksamkeit erlangen. Hatte doch Ferdinand durch die Siege seiner Waffen bereits die beiden Mecklenburger Herzöge aus ihrem angestammten Lehensbesitz bringen können, war doch Tilly mit norddeutschem Besitz ausgestattet worden, der einem andern gehörte, stand doch nun auf der Seite des Kaisers das wirksamste Recht, das es gibt, das Recht der Waffen, das allerdings seine größte Werbekraft dann entfaltet, wenn es bedacht, weitschauend und vorsichtig gehandhabt wird. So aber versteifte sich Ferdinand auf das Restitutionsedikt, während er bald darauf auf dem Regensburger Kurfürstentage gegen alles Interesse des Reiches, seines Hauses und der wirklichen großen Politik auf seinen Feldherrn Wallenstein verzichtete, weil die Liga, Maximilian vorweg, darauf drängte. Daß die Liga jedesmal darüber klagte, Wallenstein plane in Deutschland die Erbmonarchie des Kaisers einzuführen, Deutschland auf den Fuß der spanischen Länder zu bringen, Wallenstein spreche davon, die Kurfürsten Mores zu lehren, alles dies mußte einem denkenden Kaiser diesen Mann doppelt wertvoll machen, mußte ihn geradezu auf den Gedanken hindrängen, diese Arbeit seines Generals mit den

Künsten der Wiener Hofburg auf das wirkungsvollste zu unterbauen. So aber opfert der Habsburger seinen Feldherrn und Staatsmann und ruft damit im Friedländer bittersten Groll über solchen Undank wach. Kommt der Augenblick, daß Ferdinand nochmals seiner Dienste not hat, so wird er mit dem verletzten Stolze des großplanenden, in seinen Gedanken ungeheuer ausgreifenden Mannes zu rechnen haben, er wird nie mehr die besten Dienste des tief gekränkten Wallenstein empfangen können. Und wirklich braucht Ferdinand nur zu bald den entlassenen Diener, der inzwischen in seinem gewaltigen Palaste zu Prag wahrhaft königliche Residenz gehalten hat und, genau über die Wandlung der Kriegslage unterrichtet, seiner nahenden Stunde harrt.

Tilly, der das Kommando über die kaiserlichen, sehr verringerten Truppen erhalten hatte, ist geschlagen. Der Schwedenkönig Gustav Adolf, der gerade in den Tagen des Sturzes des Friedländers auf Usedom landete, um in den Kampf der deutschen Protestanten, den er schon während der Belagerung von Stralsund unterstützt hatte, einzugreifen, hat sich als gefährlichster Gegner erwiesen. Wallenstein wird durch seinen früheren Vertrauten, den sächsischen Feldmarschall von Arnim und andere Unterhändler über bedeutungsvolle Anerbietungen des Königs der Schweden unterrichtet. Die böhmische Krone wird ihm angeboten. Aber während sich diese Besprechungen bei der erforderlichen Vorsicht der beiden Partner noch recht in die Ferne dehnen, tritt bereits der Kaiser an den Friedländer mit der Bitte heran, eine neue Armee aufzustellen und das Kommando über diese zu übernehmen. Wallenstein sagt in Besprechungen, die er zu Znaim mit seinem besonderen Gönner, dem kaiserlichen Kämmerer Eggenberg führt, nur unter außerordentlichen Bedingungen zu, die ihm das Kommando über das Heer und die Verfügung über die Offiziere unbestritten zuerkennen und das Recht zur Einleitung von Friedensverhandlungen sichern. Für sein inzwischen von den Schweden besetztes Herzogtum Mecklenburg wird er vom Kaiser durch das Herzogtum Glogau entschädigt und soll noch außerdem eine bedeutende „Rekompensation" aus den zu gewärtigenden Eroberungen des Krieges erhalten.

So mit geradezu ungeheuerlichen Vollmachten ausgestattet, die kaiserliche Verfügung über das Heer geradezu ausschließen, rückt Wallenstein ins Feld. Es gelingt ihm, den Siegeslauf Gustav Adolfs zu hemmen. Der Schwedenkönig und der Friedländer, mit dem sich der



Graf Albrecht von Wallenstein

tief gedemütigte Bayernherzog an der Spitze des Restes seiner Truppen vereinigt hat, liegen sich wochenlange verschanzt bei Nürnberg gegenüber. Wallenstein erweist sich als zäher und hartnäckiger als sein Gegner. Ein Angriff des Schweden auf die Feldstellung der Kaiserlichen scheitert. Gustav Adolf bricht sein befestigtes Lager ab und wendet sich nach Süden. Alsbald aber bricht nun auch der Friedländer auf, nach Norden zu, um den Kurfürsten von Sachsen zum Frieden zu zwingen. Dies ist fortan der Grundgedanke seines Handelns. Der Schwedenkönig muß dem stärkeren Magneten folgen und seine Siegesbahn abbrechen. In Eilmärschen trifft er in Sachsen ein, wo eben Wallenstein nach den schwersten Verheerungen seine Truppen in die Winterlager verteilt, da der November angebrochen ist. Gustav Adolf erzwingt die Schlacht gegen die eiligst zusammengerufenen Kaiserlichen, denen vor allem die Fußvölker des nach Halle abmarschierten Pappenheim fehlen. Auf dem Felde von Lützen wird am 6. November nach sehr blutigem Ringen der Friedländer zurückgedrängt. Auf der Walstatt bleibt jedoch neben dem kaiserlichen Obersten Pappenheim, der mit seiner Reiterei noch zurechtgekommen ist, der Schwedenkönig in der Blüte seines Lebens.

Es entspricht dem rätselhaften, im tiefen Grunde doch tatenscheuen Wesen des so ehrgeizigen kaiserlichen Generalissimus, daß er trotz dieses Umstandes und obwohl er Pappenheims Fußvolk bereits auf Reichweite nahe hat, am nächsten Morgen die Schlacht nicht fortsetzt, sondern den Rückzug nach Böhmen antritt, die sächsischen Winterquartiere preisgebend. Zu Prag aber vollzieht der Feldherr, der über die Haltung mancher Truppenkörper während der Schlacht unzufrieden war, ein schweres Strafgericht über eine Reihe von Offizieren, während die Mannschaften verschont bleiben. Im Februar 1633 finden 15 Enthauptungen und zwei Hinrichtungen durch den Strang statt, darunter des 66jährigen Artilleriehauptmannes Johann Burg und des blutjungen Rittmeisters Hillmann Staitz von Hochkirchen. Auch ein Oberst und Deutschordensritter befindet sich unter den Gerichteten. Dieses unbarmherzige Vorgehen grollt in der Armee nach und hat die Furcht vor dem rätselhaften, immer irgendwie von einem Geheimnis umgebenen Feldherrn gesteigert. Die Verbitterung wirkt sich stimmungsmäßig aus, als der Friedländer bald nach der Schlacht bei Lützen in wachsende Schwierigkeiten mit dem Wiener Hofe gerät. Kurz-

gesagt: Wallenstein hat im folgenden Jahre 1633 keinen großen Schlag gegen die Schweden geführt. Er ist in Schlesien eingedrungen und hat Verhandlungen mit den Sachsen zur Erlangung eines Sonderfriedens geführt. Er hat schließlich in überraschendem Vorstoß ein kleines Schwedenheer, bei dem sich auch der altgewordene Prager Fenstersturzer Graf Matthias Thurn befand, bei Steinau eingeschlossen und zur Kapitulation genötigt. Indes die klangvolle Wirkung dieses stattlichen Erfolges, der Wallenstein in den Besitz von Frankfurt an der Oder setzte und seine Reiter bis an die Tore von Berlin schweifen läßt, wird für Wien um den besten Geschmack gebracht, weil der Friedländer den Grafen Thurn mit einer verächtlichen Bemerkung über seine persönlichen Eigenschaften begnadigt und damit vor dem Wiener Blutgericht rettet. Damit aber wendet sich der Hof gegen ihn. Wird in Wien schon geraume Zeit vorher mit Mißtrauen über des Friedländers undurchsichtige Verhandlungen mit Brandenburg und Sachsen gesprochen, taucht bereits aus dem Munde seines vertrauten Mitarbeiters Piccolomini die Bezichtigung des Verrates auf, so ist der Kaiser völlig gegen den Feldherrn eingenommen, als Bernhard von Weimar sich in kühnem Handstreich der wichtigen Donaustadt Regensburg bemächtigt. Aufgefordert die Stadt zurückzuerobern, setzt sich Wallenstein wohl in Marsch, kehrt aber bei Furth wieder um, den Angriff zu dieser winterlichen Jahreszeit als unmöglich erklärend. Eine neuerliche Aufforderung des Kaisers wird vom Friedländer durch eine General- und Regimentskommandanten-Versammlung als undurchführbar abgelehnt. Der Herzog aber fordert seinerseits: „Man muß Fried machen, sonst wird alles unsererseits verloren sein."

Spanien, der bayrische Kurfürst, des Kaisers Beichtvater und der Thronfolger sind des Friedländers entschlossenste Gegner. An ihrer Seite betreibt der hinterlistige Piccolomini aus Gründen schmutzigster Habgier den Sturz des Feldherrn. Der Wiener Hof aber fängt an, sich der Treue der Militärs zu versichern, um Wallenstein fallen lassen zu können. Seine bisherigen Freunde, Kriegsrat Questenberg, der kaiserliche Kämmerer Eggenberg, der Bischof von Wien und der Pater Quirega beginnen ihn zu verlassen. Gundacker von Liechtenstein schlägt am 11. Jänner 1634 in geheimer Denkschrift dem Kaiser vor, Wallenstein abzusetzen, selbst wenn es unter „Privirung seines Lebens" ge-

schehen müßte. Weil aber „Menschenbluet nicht Oxenbluet ist“, solle der Kaiser erst noch ein Gutachten von zwei oder drei gewissenhaften Räten über die rechtliche Frage einholen. Der Friedländer läßt sich, über die Verdüsterung des Wiener Horizontes im allgemeinen unterrichtet, im berühmten „Pilsener Schluſt“ von den an ihn gebundenen Regimentskommandeuren und Generalen unverbrüchliche Treue versichern. Piccolomini und Gallas aber machen nur noch zum Scheine mit. Ferdinand II., über diesen Verteidigungsschritt des unschlüssigen Herzogs unter unheimlichen Übertreibungen unterrichtet, fordert nun von Eggenberg, Trautmannsdorf und dem Wiener Bischof das von Liechtenstein angeregte Gutachten ein. Nach ihrer Antwort enthebt der Kaiser in einem Geheimpatent vom 24. Jänner Wallenstein seines Amtes als Generaloberstfeldhauptmann, weist die Arme an Gallas und beauftragt die vier verläßlichsten Offiziere der Armee, „das Haupt und die vornehmsten Mitverschworenen, wenn irgend möglich gefangenzunehmen und nach Wien zu bringen oder als überführte Schuldige zu töten“. Damit ist Wallensteins Leben im geheimen in die Hand seiner Todfeinde gegeben. Der Ahnungslose indes versichert sich, während seine Feinde schon die Exekution vorbereiten und im Geiste die Riesenbeute verteilen, nochmals der Treue seiner höheren Offiziere zu Pilsen. Vom Krankenbette aus beteuert der Feldherr, daß er nur den Frieden herbeiführen wolle und nichts gegen den Kaiser plane. Die Zahl der zur Unterzeichnung Anwesenden ist bereits zusammengeschmolzen. Boten des Friedländers werden an den Kaiser geschickt, um seinen Rücktritt vom Kommando, wie schon mehrmals vorher, anzubieten, Boten gehen aber auch für den Notfall an den sächsischen General Arnim und bereits an den schwedischen Heerführer Bernhard von Weimar.

In Prag aber wird bereits das Ächtungspatent des Kaisers angeschlagen. Der Friedländer, der sich auf diese Nachricht, unterrichtet über den Abfall der Armeeführer, in Pilsen unsicher fühlt, wendet sich am 22. Februar 1634 morgens nach Eger. Dem Oberst Beck sagt er zum Abschiede: „Ich habe den Frieden in meiner Hand gehabt. Gott ist gerecht.“ Zu dem kleinen Heerhaufen, der dem einst allmächtigen Feldherrn noch folgt, stößt unterwegs General Butler mit seinem Dragonerregiment. Der Schotte Leslie, aus Eger zum Friedländer gerufen, wird von diesem über die Lage, den Verrat Piccolominis

und die Hoffnungen des Herzogs auf baldigen Straffeldzug gegen Wien unterrichtet. In der winterlichen Abenddämmerung des 24. Februar erfolgt der Einmarsch der friedländischen Truppen in die starkgeschützte Festung. Hier beraten alsbald die beiden Schotten, die Festungskommandanten Gordon und Leslie mit dem Iren Butler, der seine Maske abwirft und sich als Anhänger des Kaisers offenbart, über die Lage. Leslie rät zur Ermordung des Herzogs. Kurz nachdem noch am Morgen des 25. Februar die drei vor dem Getreuen des Feldherrn Bernhard von Ilow erneut dem Friedländer als ihrem ausschließlichen Herrn geschworen haben, setzen sie alles zur Mordtat ins Werk. Zunächst werden die engsten Mitarbeiter des Herzogs, Ilow, Trzcka, Kinsky und der Rittmeister Niemann auf der Burg zu Eger, wo sie als Gäste Gordons ahnungslos erscheinen, am frühen Abend durch butlerische Dragoner beim Gelage überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr erstochen. Nun bemächtigen sich die Verschwörer der Hauptwache und lassen diese dem Kaiser von neuem schwören. Dann aber stürmt, nachdem der endgültige Beschluß über die Ermordung des Friedländers gefaßt worden ist, Hauptmann Devereux, die Partisane in der Hand die Treppe zu Wallensteins Schlafgemach im Pachhelbelschen Hause auf dem Unteren Marktplatz empor. Er sprengt durch Fußtritte die Tür auf und dringt mit den Worten: „Du schlimmer meineidiger alter rebellischer Schelm" erbarmungslos auf den einst so Gefürchteten ein, der, wie Gordons gleich nach der Ermordung abgefaßter Bericht besagt, die Worte „Ah! Quartier", hervorgestoßen haben soll. Nach anderen, allerdings späteren und vielleicht tendenziösen Berichten soll Wallenstein auf den Ruf: „Bist Du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will?" in lautloser Verbissenheit die Arme ausgebreitet haben. Die Mißhandlung des herzoglichen Leichnams, der in düsterer Fahrt zu den entstellten Körpern der Seinen auf die Burg gefahren wird, berühren nicht mehr Lebenswerk und Schicksal des in der deutschen und im besonderen auch in der österreichischen Geschichte so bedeutungsvollen Mannes.

Der Kaiser, dem die glückliche Nachricht am 2. März zuteil wird, läßt 3000 Seelenmessen zugunsten der Ermordeten lesen, eine vortreffliche Gewissensentlastung für den Monarchen! Dann aber wird die Beute des Feldherrn in der skrupellosesten Ausschlachtung zur Belohnung verteilt. Die Habgier der Welschen und der schottischen Aben-

teurer feiert Triumphe. Der Hof aber bleibt noch eine Zeit in zweifelhafter Stimmung, ob er das Patent vom 24. Jänner der Welt verkünden dürfe, da bei der Versiegelung der Kanzlei des Friedländers keinerlei Beweise für seine Schuld gefunden worden sind. Endlich aber entschließt man sich, die Verantwortung für die Tat auch selber zu übernehmen.

Wallenstein gehört, obwohl seine Familie tschechischer Abstammung gewesen ist, voll zur deutschen Geschichte, wie er denn auf seinen Gütern und in seinem Herzogtum Friedland auch selber ein Bahnbrecher des Deutschtums war. Durch den beispiellosen Aufstieg seines Lebens dem kaiserlichen Herrn gegenüber in eine zwielichtige Stellung gekommen, hat er, selbständiger Reichsfürst und umumschränkter Heerführer, nach der Übernahme des zweiten Generalates sich Ferdinand gegenüber als gleichberechtigt gefühlt. Den zweiten Krieg hat er, seiner ganzen Natur nach dem Ungefähr der Schlachten ohnedies abgeneigt, nur mit halbem Herzen geführt und mit aller Kraft auf einen Frieden mit Sachsen und Brandenburg zur Entfernung der Schweden aus dem Reiche hingearbeitet. Im Zuge dieser Verhandlungen mußte er erkennen, daß der Kaiser den einzig möglichen Bedingungen, Rückkehr zu den religiösen Verhältnissen, wie sie unter Rudolf II. und Matthias, also vor dem Kriege bestanden hatten, seine Zustimmung versagen würde. Er ist nach dieser Erkenntnis zu dem Gedanken gelangt, seinen Herrn zu einem solchen Frieden notfalls zu zwingen und hat in Verfolgung dieses Gedankens auch Unterhandlungen mit Frankreich und mit Schweden geführt, ohne den ihm von der Wiener Hofburg dabei in die Schuhe geschobenen Verrat auch wirklich begangen zu haben. Ein Freund gedanklicher Manöver und mannigfaltiger Kombinationen hat der an seiner Gicht schwer leidende Mann den Mut zum Absprung nach keiner Richtung finden können und darum den Frieden, den er, wie er dem Oberst Beck gestand, schon in der Hand hatte, nicht zu verwirklichen vermocht. So wird er, dessen Verrat die Geschichte auch heute noch nicht nachzuweisen vermag, auf das geschickteste selber vom Verrate umgarnt und fällt, weil er seinen Unterführern zu sehr vertraute. Aber obwohl ihm das Leben den Sturz bereitete, erglänzt über die Katastrophe seines Schicksals hinaus sein Name im Lichte eines Friedensstrebenden inmitten blutdürstiger haßerfüllter Zeit. Sein weitschauender Blick er-

kannte die Sinnlosigkeit weiteren Blutvergießens und der von ihm gedachte Reichsfrieden unter Hinausdrängung der Schweden wäre ein wirklich deutscher Frieden geworden. So ist der große Heeresorganisator, der Begründer der ersten großen österreichischen Armee, der weitschauende Verwalter in Mecklenburg und in seinem böhmischen Herzogtum, zugleich ein Staatsmann großen Ranges gewesen, wie wir ihn im Deutschland dieser Zeit sobald nicht mehr erblicken. Er ist zwischen den Tagen Karls V. und Moritz' von Sachsen bis auf die Zeiten des Prinzen Eugen der einzige gesamtdeutsche Staatsmann geblieben.

Der Kaiser aber, dessen Sohn nun unter des Gallas Fittichen den ersehnten Feldherrnflug endlich antritt, erlebt bald den Triumph, daß Regensburg den Schweden wieder entrissen werden kann, daß die Feinde zudem bei Nördlingen (1634) eine außerordentlich schwere Niederlage erleiden. Auf diesen Ausgang hin erfolgt dann zu Prag der von Wallenstein mit gutem Wort und harter Kriegstat so heiß ersehnte und so sorgfältig vorbereitete Friedensschluß mit Kursachsen, und er erfolgt im Sinne der Wallensteinischen Gedanken mit religiöser Duldung. Zugleich aber überläßt Österreich dem Sachsen die beiden Lausitzen, die diesem bereits früher pfandweise gegeben worden waren. Ein folgenschwerer Anfang! Österreich weicht aus der Grenze des norddeutschen Raumes zurück, der Spreewald hört auf, österreichisch zu sein.

Trotz des Prager Friedens indes geht der Kampf in Deutschland weiter, obwohl allmählich alle Reichsstände seinen Vereinbarungen beitreten, im wesentlichen nur noch Hessen-Kassel an der Seite der Schweden verharrt. Dafür aber sind nun die Franzosen auf der Seite Schwedens mit starken Kräften auf den Plan getreten. Ein westlicher Kriegsschauplatz mit wechselvollen blutigen Kämpfen tut sich nun endgültig auf. Im Lager des Kaisers und seiner Verbündeten fehlt fortan die feldherrliche Vorsicht Wallensteins und seine einzigartige Gabe, gewaltige Armeen zu organisieren und unter seiner Fahne zu erhalten. Das Kriegsglück schwankt, wie im Westen, so auch im Norden, ja es bringt wiederholte Male die Schweden an die Pforten und in das Innere der Erbländer des Kaisers. Der schwedische General Baner dringt im Jahre 1639 bis nach Prag vor, und obwohl er wiederum zurückgehen muß, bleiben den Kaiserlichen gegen die Schweden richtige Erfolge künftig versagt. Torstenson, dem Baner an Feldherrngaben

zumindest gleich, erobert 1642 Olmütz in Mähren und kann nach einem entscheidenden Siege über Piccolomini bei Breitenfeld und einem zweiten bei Jankau über Hatzfeld, der nun der Nachfolger des Gallas geworden ist, unter beispiellosen Verheerungen auf Wien vordringen. Schon gerät Korneuburg in die Hand der Schweden und die Burg Kreuzenstein fällt, beide in unmittelbarer Nähe der kaiserlichen Residenz. Die Lage wird für den Kaiser — seit 1637 regiert Ferdinands gleichnamiger Sohn Ferdinand III. — um so bedrohlicher, als seit einem Jahre bereits der Fürst von Siebenbürgen Georg I. Rakoczy sich erhoben und mit den Schweden verbündet hat. Mit Mühe kann dieser neue Feind in einem Linzer Frieden gegen Zusicherungen religiöser Freiheit in Ungarn zur Ruhe gebracht werden. Da sich in Mähren unter dem Obersten de Souches die Hauptstadt Brünn auf das tapferste hält, müssen die Schweden schließlich doch wieder abziehen. Ein neuer Einfall erfolgt dann 1648 unter dem General Königsmark, wobei es den Schweden gelingt, sich der Prager Kleinseite durch Überrumpelung zu bemächtigen. Doch hält sich die schwerbedrängte Altstadt noch, als die Nachricht von dem inzwischen abgeschlossenen Frieden von Münster und Osnabrück eintrifft.

Der Westfälische Friede beendet den religiösen Kampf mit einem Kompromiß. Das Jahr 1620 wird als Normaljahr erklärt, das heißt, die religiösen Verhältnisse dieses Jahres sollen bestehen bleiben. Der Kaiser aber lehnt jedes Glaubenszugeständnis für seine Erblande ab, was das Schicksal des Protestantismus in diesen Ländern besiegelt. Im Reiche aber wird nun ein Gleichgewicht zwischen katholischen und evangelischen Reichsständen geschaffen, so daß keine Veränderungen als Quelle neuer Streitigkeiten zu befürchten sind. Die Reichsstände aber erhalten das volle Recht der Souveränität, sie dürfen auch mit dem Ausland Bündnisse eingehen, nur dürfen diese nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. Mit dieser Vereinbarung, aufgenommen in einen internationalen Vertrag und nicht eine ausschließlich deutsche Festlegung, haben die Stände endgültig über das Reichsoberhaupt gesiegt. Das Heilige Römische Reich ist damit tatsächlich zur Fürstenrepublik geworden. So wie durch die endgültige Durchsetzung des lutherischen Bekenntnisses der letzte Rest religiöser Schirmherrstellung des Kaisers verloren geht, ist nun das deutsche Königtum, einst die Grundlage der alten Kaiserherrlichkeit, endgültig aufgesprengt. Das

Reich erscheint fortan als wenig mehr denn der Glanz einer uralten Krone und Gefüge gewisser natürlicher Bindungen, wie die der geistlichen Fürsten zum Kaiserhofe, sonst aber als Inbegriff ungemein verwickelter und zum Teil widerspruchsvoller rechtlicher und politischer Zusammenhänge und Verbindungen, vom Spotte des Rationalismus der aufblühenden Fürstenstaaten ein Monstrum genannt und dennoch im Letzten der politischen Entscheidungen — wenn auch stets im Stich gelassen und darum auch selber stets enttäuschend —, auch der Inbegriff deutscher Nation und gemeinsamer deutscher Politik.

Mochte es für die Habsburger als ein Gewinn erscheinen, daß sie während des Dreißigjährigen Ringens ihre Machtstellung in den böhmischen Ländern, die durch die Majestätsbriefe so sehr angenagt war, absolutistisch auszubauen vermochten, daß sie die Selbständigkeitsgelüste der altösterreichischen Stände gründlich gebändigt hatten und endlich, daß, von gewissen Zugeständnissen in Schlesien abgesehen, auch der evangelische Glaube aus Österreich verdrängt war, so hatte das Haus noch im Krieg die beiden Lausitzen an Sachsen und durch Maximilians Verschulden im Friedensvertrag von Münster und Osnabrück den uralten Besitz des Sundgaus und die Landgrafschaft im Oberelsaß an Frankreich verloren. Die wichtige Stellung am Oberrhein war damit eingebüßt und der habsburgische Breisgau lag fortan wie offen dem französischen Zugriff. Mochte man auch unter dem Zwang der Umstände sich mit dieser schweren Minderung der so mühsam aufgebauten Vorlande abfinden, es war hier doch dem Hause bitterster Schaden zugefügt, der an dieser empfindlichen Ecke des Reiches zugleich ein dauernder gesamtdeutscher Schaden wurde.

Schirmherr am deutschen Rhein und Hüter im Südosten

Die alte Zeit habsburgischer Universalpolitik geht innerlich mit dem Dreißigjährigen Kriege zu Ende. Als Kaiser Ferdinand III. stirbt, wird sein zweiter, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmter Sohn Leopold I. nur nach langem Widerstreben der Kurfürsten gewählt. In seiner Wahlkapitulation muß er versprechen, der spanischen Linie des Hauses in ihrem Kampfe gegen Frankreich keine Hilfe zu gewähren. Damit ist die Einheit des Hauses zum Vorteil der Franzosen zerrissen. Es ist für die Machtverhältnisse nach dem Dreißigjährigen Kriege bezeichnend, daß Ludwig XIV., als ernsthafter Wettbewerber um die deutsche Krone gegen Leopold auftreten kann.

Der neue Kaiser, der seiner Natur nach kriegerischen Verwicklungen abhold ist, sieht sich zeitlebens in die gewaltigsten Kämpfe der Neuzeit verwickelt. Während seiner Regierung erhebt sich Österreich unter unsagbaren Opfern und Verlusten zum Schützer des deutschen Westens gegen die fortgesetzten Versuche Frankreichs, deutsches Grenzland sich anzueignen. Es ist nicht des Kaisers Schuld, wenn 1681 Straßburg verloren geht. Die kaiserlichen Truppen sehen wir unter seiner Herrschaft in drei blutigen Kriegen mit den Franzosen die Klingen kreuzen. Österreicher helfen auch dem Brandenburger im Kampfe gegen die Schweden und erscheinen siegreich in Vorpommern. Es rundet den Bogen solcher kriegerischer Machtentfaltung, wenn Österreich gleichzeitig die Wacht im Südosten hält und hier, nach Abwehr einer schwersten Bedrohung, die Waffen der deutschen Nation durch das ganze Ungarn hindurch in die Länder des Balkans trägt.

Die Türken hatten den Frieden von Zsitva-Torok während des Dreißigjährigen Krieges gehalten, denn sie hatten selbst unter schweren

inneren Krisen zu leiden. Erst seit die tüchtigen Köprülüs das Amt des Großwesirs übernahmen, erhebt sich das Osmanenreich von neuem zu kriegerischer Kraft. Über die Siebenbürgener Frage entzündet sich im Jahre 1663 der Krieg mit dem Kaiser. Leopold wehrt sich gegen die Einsetzung des Michael Apaffy, der von der Pforte unterstützt wird. Ein gewaltiges Türkenheer, dem von Graf Raimund Montecuccoli geführten kaiserlichen Heere bei weitem überlegen, kann die starke Festung Neuhäusel, das Vorwerk Österreichs in Ungarn, erobern. Diese Schreckensnachricht macht es dem Kaiser möglich, eine reiche Hilfe durch den Reichstag, den Papst und Spanien, aber auch die Unterstützung durch ein französisches Hilfskorps von 5000 Mann zu erlangen. Die letztere, überraschende Hilfe ergibt sich aus dem damaligen Bestreben Ludwigs XIV., als Protektor im westlichen Deutschland zu erscheinen. Da nun der Rheinbund über 6000 Mann stellte, sollen die französischen Hilfstruppen die Macht und das Interesse des Sonnenkönigs demonstrieren. Neben zahlreichen Reichstruppen stoßen auch 2000 Brandenburger zum kaiserlichen Heere. Sie werden bald nach Eröffnung des Feldzuges bei Lewencz in Oberungarn mit Auszeichnung fechten. Der türkische Plan, wie einst Soliman entlang des Ostalpenabfalls vorzustoßen und, wenn die Umstände günstig sind, bis vor die Tore von Wien zu gelangen, scheitert, wie schon 1532, wiederum an dem Heldenmute der deutschen Bürgerschaft von Güns. Der Name dieses kleinen, entlegenen deutschen Städtchens sollte mit goldenen Lettern im Buche der Nation festgehalten werden. Durch die Tapferkeit der Günser können die Kaiserlichen unter Montecuccoli an die Raab vorrücken, wo sie am 1. August gegenüber von St. Gotthard die über den Fluß vorgehenden Osmanen in heißer, hin und her wogender Schlacht, in der sich neben dem französischen Hilfskorps besonders die kaiserlichen Reiter unter ihrem General Sporck auszeichnen, die Feinde zurückwerfen. Eine Verfolgung aber unterbleibt infolge der Weigerung des Führers des französischen Expeditionskorps und eines Teiles der Reichstruppen. So ist auch diesmal halbe Arbeit geleistet. Geradezu wie ein Faustschlag bei so viel geflossenem Soldatenblut aber muß es wirken, wenn bereits am 10. August 1664 der Friede von Vasvar (Eisenburg) abgeschlossen wird, der den Türken den Besitz der Festungen Großwardein und Neuhäusel beläßt und ihnen in der Siebenbürgener Frage recht

gibt, während zugleich der Kaiser dem Sultan ein Ehrengeschenk von 200 000 Gulden zu leisten hat. Es ist ein schwacher Erfolg, daß Österreich nunmehr im Orient als Schutzmacht der Christen die gleichen Rechte zuerkannt erhält, die Frankreich dort bereits besitzt. Der Friede schließt einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre in sich.

Diese plötzliche Beendigung eines so erfolgreich geführten Feldzuges ist hervorgerufen durch die damals bereits Europa in Bewegung setzende Frage der Erbfolge in Spanien. Hier war der einzige Thronerbe kränklich und das Recht der deutschen Habsburger geriet mit den Ansprüchen Frankreichs in Streit. Außerdem ist die Hofburg gerade zu dieser Zeit auf das äußerste durch das Erscheinen eines französischen Korps in Mitteldeutschland beunruhigt. Die ausgreifende Politik Ludwigs XIV. mahnt zur höchsten Vorsicht und Beendigung aller sonstigen Kriegswirren.

Aber dieser unrühmliche Friede gibt einer bedrohlichen Bewegung in Ungarn willkommene Nahrung, die sich gegen die habsburgische Herrschaft in diesem Lande richtet. Der Türkenheld Niklas Zrinski, Banus von Kroatien, und sein Bruder Peter waren schon während des Krieges über die ihrer Meinung nach zu geringe Würdigung des von ihnen geführten Kleinkrieges in Kroatien enttäuscht. Sie haben zu Frankreich Fäden gesponnen und schließlich durch Peters Gattin Katharina den Bourbonen geradezu den Gedanken nahegelegt, die ungarische Krone zu erlangen. Die beiden kroatischen Führer finden eine Magnatenschaft, die sehr gegen Wien aufgebracht ist, da man von hier aus absolutistische und katholisierende Politik wahrzunehmen meint. Die Bewegung nimmt ihren Fortgang, auch als ihr angesehener Führer Zrinski 1664 bei der Eberjagd verunglückt. Sein Bruder, vom Kaiser zum Banus von Kroatien ernannt, bleibt unversöhnt und zieht seinen Schwager Frangipani und dann — durch eine Ehestiftung mit seiner Tochter Helena — den mächtigen Franz Rakoczy in den Bund, dem sich 1666 auch der Palatin Wesseleny anschließt. Bei all diesen gefährlichen Machenschaften, die sich auch mehrmals um die Unterstützung des Rheinbundes bewerben, hat der französische Gesandte in Wien Gremonville seine Hände im Spiele, steht doch auch durch seine Vermittlung bereits Peter Zrinski im Pensionsbezug durch Ludwig XIV. Auch der Oberstrichter Nadasdy und der steirische Regimentsrat Graf Tattenbach werden gewonnen, und so wächst

die Magnatenbewegung, zu der auch Michael Apaffy von Siebenbürgen steht, unheimlich an, obwohl Wesseleny stirbt. Indes die Frage der Nachfolge im Palatinat, das ja die Stellvertretung für den König bedeutet, bringt die Entzweiung der feierlich Verbündeten. Der Kaiser erfährt von der Bewegung durch eine vertrauliche Verständigung seitens des türkischen Großwesirs Achmed Köprülü, an den sich die Verschwörer um Hilfe gewandt haben. Er erhält aber vor allem — und dies ist die alarmierendste Nachricht — durch die Witwe Wesselenys von den abgeschlossenen Bündnissen untrüglichste Kunde. Unvorsichtige Truppenmusterungen Zrinskis führen zu einer ernsten Abmahnung der Hofburg, und als bald danach Frangipani die Huldigung der Stadt Agram für Zrinski erzwingen möchte, beschließt Wien zu handeln, und zwar mit „List gegen List". Zrinski, in seinen Hoffnungen auf Türkenhilfe und raschen Anschluß Kroatiens betrogen, unterwirft sich, als die kaiserlichen Generäle Herberstein und Heister in das Land einrücken, rasch. Er und sein Schwager Frangipani stellen sich im April dem Kaiser. Die Wiener Politik aber, Lobkowitz und sein Rat Hocher, bedienen sich nun Zrinskis, um seinen Schwager Rakoczy in Oberungarn zum Niederlegen der Waffen zu veranlassen, so daß auch das letzte Widerstandszentrum beseitigt ist. Nun aber wird den Rebellen, und nur Rakoczy bleibt durch den Einfluß seiner Mutter verschont, erbarmungsloser Prozeß gemacht. Am 30. April 1671 werden im Neustädter Rathaus der Oberstrichter Nadasdy, auf dem Blutgericht von Wiener Neustadt Zrinski und Frangipani, zu Graz auf dem Schloßberg aber Tattenbach gerichtet. Der Prozeß setzte sich über die ständischen Sonderrechte der Magnaten völlig hinweg, in der Kommission aus 12 Mitgliedern war kein Ungar. Der Weg der kaiserlichen Politik ist klar. Auch Ungarn soll der ständischen Macht und Rechte entkleidet werden, wie dies ein halbes Jahrhundert früher mit Böhmen so völlig gelungen ist. Zwei Jahre später wird der Hoch- und Deutschmeister Caspar von Ampringen als kaiserlicher Gouverneur nach Preßburg gesetzt. Das Amt des Palatins und die übrigen Verfassungseinrichtungen des Landes werden als „verwirkt" erklärt und der Bischof Kollonitz beginnt ein eifriges Werk der Katholisierung. Eine starke deutsche Landesbesatzung verleiht den neuen Maßnahmen gewichtigen Nachdruck.

Gegen solchen Druck erhebt sich alsbald Oberungarn, und auch die

tüchtigsten kaiserlichen Feldherren können das gebirgige Land nicht zur Ruhe bringen, zumal der Kaiser in den zweiten Raubkrieg Ludwigs XIV. hineinverwickelt wird. Er muß gegen Frankreich losschlagen (1672), soll nicht Holland dem französischen Zugriff erliegen, sollen nicht die spanischen Niederlande verschlungen werden. Der Aufstand in Oberungarn aber verdichtet sich durch das Betreiben des jungen Emmerich Tököly zur allgemeinen Insurrektion der „Kuruzzen" im Jahre 1678. Schon fühlt sich durch die Bewegungen der Aufständischen, die Kremnitz und Schemnitz, die bedeutendsten deutschen Bergwerksstädte erobert haben, das benachbarte Mähren bedroht, während am Rhein Montecuccoli gegen französische Übermacht fechten muß, während in der Türkei der Nachfolger des Köprülü, Großwesir Kara Mustapha, seinen beutegierigen Herrn zu einem Feldzug gegen den Kaiser zu bereden bemüht ist. Nur ein russischer Krieg hält noch die Pforte vom Losschlagen ab. Polen aber, — der gefährliche nördliche Nachbar der ungarischen Rebellion, wo eben in Johann III. Sobieski ein König französischer Orientierung einen Verwandten des Kaisers Leopold abgelöst hat, — anerkennt die aufständischen Ungarn als kriegführende Macht, was auch von seiten Frankreichs geschieht. Der Kaiser ist in dieser Lage gezwungen, nachdem ihn bereits die Niederländer verlassen haben, zu Nymwegen seine Teilnahme am zweiten Abwehrkriege gegen Ludwig zu liquidieren, wobei Österreich, um die wichtige Reichsfestung Philippsburg zu retten, auf sein festes Freiburg verzichtet. Damit aber wird der mächtige und anspruchsvolle Große Kurfürst von Brandenburg ins Lager der Franzosen gebracht und läßt sich von diesen in einem Geheimvertrag desselben Jahres (1679) eine Jahresrente von 100 000 Livres zur Ausgestaltung seiner Heeresmacht zusprechen.

Die Lage des Kaisers ist also trotz des Friedensschlusses mißlich genug, da keine Aussicht besteht, ohne völligen Verzicht auf die in Ungarn getroffenen Maßnahmen zu einer Verständigung mit Tököly zu gelangen. Die kaiserliche Diplomatie sieht sich in ihrem Bestreben, durch Krafteinsatz und Entgegenkommen zu einem günstigen Abschluß der in den Karpathentälern so lang schon schwelenden Feindseligkeiten zu gelangen, auch durch die verheerenden und verwirrenden Folgen der im Jahre 1679 tobenden Pest schwer beeinträchtigt. Als sich zugleich auch die Lage im Westen durch die von Ludwig XIV.

vorbereiteten und seit 1680 wirksamen Reunionskammern, die wieder Gebietsraub androhen, neu verschärft, als die Türken und Russen zum Frieden gelangen und damit das weitere Verhalten der Pforte gegen den Kaiser unsicher wird, entschließt man sich in Wien zur Verständigung mit den ungarischen Ständen, die insgesamt — auch die katholischen — die Wiederherstellung der alten Palatinswürde und religiöse Duldung fordern und nun auch tatsächlich auf dem Reichstag zu Ödenburg erhalten (1681). Mit Tököly wird ein Waffenstillstand vereinbart. Ja, der Kaiser bewilligt ihm die erbetene Heirat mit der Witwe Rakoczys, der willensstarken Helena Zrinska. Indes die Ehe mit der dem Kaiser grollenden Rebellentochter und Rebellenwitwe steigert die Hitze noch mehr und bestärkt Tököly in seinem zweifelhaften Verhalten. Der Kampf bricht alsbald von neuem aus, und der Rebellenführer wird durch den Pascha von Ofen, mit dem er sich verbündet hat, zum König von Ungarn ausgerufen. Das ist die für den Kaiser furchtbar gespannte Lage im Osten, die noch unterstrichen wird durch die völlige Ergebnislosigkeit einer nach der Pforte zur Erneuerung des Friedens von Eisenburg entsandten außerordentlichen Gesandtschaft.

Zu diesen schwersten Sorgen lastet auf dem Gewissen des redlichen, seinen kaiserlichen Verpflichtungen nachsinnenden Leopold der Kummer über das Vorgehen Frankreichs. Im Zuge seiner Reunionspolitik, die nichts anderes als wenig verhüllter Raub deutschen und spanischen Gebietes war, hatte Ludwig XIV. am 30. September 1681 Straßburg, den deutschen Eckpfeiler des Westens, zu Fall gebracht, nachdem die Stadt, kurzsichtig genug, noch ein halbes Jahr vorher das Angebot einer kaiserlichen Besatzung abgelehnt hatte. Das Bollwerk am Rhein wiederzugewinnen, arbeitete die Wiener Politik eifrigst an einem europäisch-deutschen Bündnis gegen Frankreich und war auch aus diesem Grunde für eine Verständigung mit der Türkei. Denn Leopold erkannte die unbedingte Notwendigkeit, im Westen klare Verhältnisse zu schaffen und Deutschland, wie es ja auch seine Kaiserpflicht war, von der unausgesetzten Bedrohung durch Frankreich zu befreien. Indes von den Reichsfürsten versagte sich der Kurfürst von Brandenburg und empfahl, immer noch im Bannkreise französischer Subsidien stehend, eine Politik der Verständigung durch Nachgiebigkeit Ludwig gegenüber. Dennoch aber macht eine Laxen-

burger Allianz, abgeschlossen zwischen den Niederlanden, dem Kaiser und den vorderen Reichskreisen, die ja von Frankreich am meisten bedroht waren, bereits große Fortschritte, als der Kurs der habsburgischen Politik jäh nach dem Osten zurückgerissen werden muß, da der türkische Krieg nun doch unmittelbar bevorsteht. Die kaiserliche Mission ist völlig ergebnislos geblieben.

Leopold I. folgt nur schweren Herzens der notwendig werdenden Frontänderung, für die der päpstliche Nuntius Buonvisi in Wien im Auftrag seines nach einem Türkenkrieg brennenden Papstes Innozenz XI. ständig hinarbeitet. Päpstliche Vermittlung hat ihre Hand im Spiele, als es in einem beispiellosen, mit den gewaltigsten Bestechungen arbeitenden diplomatischen Ringen mit Frankreich gelingt, Polen unter seinem König Johann III. Sobieski zum Abschlusse eines Offensivbündnisses mit dem Kaiser zu gewinnen, das am 31. März 1683 vollzogen wird. Zugleich wird fieberhaft gearbeitet, um entsprechend starke deutsche Hilfstruppen mobil zu bekommen. Johann Georg von Sachsen, dann aber auch der bayerische Kurfürst erweisen sich, ebenso wie der fränkische und schwäbische Kreis, zu einer namhaften militärischen Hilfe bereit, während der Papst in gewaltiger Anstrengung finanzielle Mittel — es sind bis zum Sommer 1683 allein 1 000 000 Gulden — bereitstellt und endlich auch Spanien, wenn auch schweren Herzens wegen der abgeblasenen Offensive gegen Frankreich, nicht mit Subsidien zurückhält.

Es ist aber auch bereits höchste Zeit geworden. Die Pforte hat sich zum Angriffskrieg entschlossen, obwohl noch die Fristen des Eisenburger Friedens gelten. Sie ist von Ludwig beruhigend genug verständigt worden (1682), daß ein türkischer Angriff nur dann Frankreich auf dem Plan finden werde, wenn er gegen Polen oder Venedig gerichtet sei. Diese Rückendeckung ermuntert den Großwesir, das Hochziel seines Lebens, auf den Spuren des Sultans Soliman gegen Wien zu ziehen, in Angriff zu nehmen. Am 2. Jänner erfolgt die interne feierliche Kriegsverkündigung zu Adrianopel, am 31. März der Aufbruch nach Belgrad, einen Monat später der Einzug daselbst mit ungeheuerer Pracht und besonderer Üppigkeit des riesenhaften Trosses. Während der Sultan Mohammed IV. zur Jagd in den serbischen Tälern bleibt, wird der Großwesir zum „Seraskier" (Reichsfeldherrn) ernannt. In Esseg huldigt Tököly, der sich allen

Bemühungen des Kaisers entzogen hat, und wird als König von Ungarn ausgerufen.

Inzwischen sind die kaiserlichen Rüstungen durch das Versagen und die Engherzigkeit der österreichischen Stände außerordentlich beeinträchtigt worden. Schließlich steht nur ein Heer von 22000 Mann zu Fuß und 11 000 zu Pferde bereit. Mit dieser Macht, an deren Spitze der Kaiser nun den erprobten Herzog Karl V. von Lothringen, der seit einigen Jahren sein Schwager ist, stellt, kann der Vormarsch der Türken, dessen Ziel übrigens immer noch unbekannt ist, nicht aufgehalten werden, da die ungarischen Aufgebote unter dem Druck der Tökölyschen Propaganda versagen. Karl führt sein Heer, mit dem er an der Raab dem Großwesir gegenüberlag, nachdem das Feldzugsziel der Türken erkannt worden ist, nach Wien. Hier richtet er noch eilig eine Besatzung von 12 000 Mann ein, mit dem Rest seiner Armee weicht er ins Marchfeld zurück. Der Kaiser und der Hof haben die schwergeprüfte Stadt, wo nun mit allem Einsatz fieberhaft gearbeitet wird und auch bereits der berühmte Festungsbaumeister Rimpler und sein Gehilfe Elias Kühn weilen, am 8. Juli verlassen. Einige Tage später sind die Vorstädte in Flammen gesteckt worden, um den Türken das Fußfassen im Vorgelände zu erschweren. Mit der Mitte des Juli ist der feindliche Aufmarsch vollendet. Fünfzigtausend Türkenzelte umgeben in weitem Bogen die Stadt. Der Großwesir hat im heutigen 7. Bezirk im Trautsohnschen Garten sein in orientalischem Prunke erglänzendes Zelt errichten lassen.

Die Verteidigung der schwerbedrängten Stadt ist vom Kaiser mit richtigem Griff in die Hand des kriegserfahrenen, bei der Belagerung von Stettin bewährten Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg gegeben worden, während die Aufgabe der Kriegsverwaltung in die Hände des 72jährigen Grafen Kaplirs gelegt ist. Die Bürgerschaft von Wien, die erst vier Jahre vorher durch die entsetzliche Pest viele Tausende Todesopfer erlitten hatte, wird von dem hingebungsvollen Bürgermeister Baron Liebenberg geführt. Der Bischof von Wiener Neustadt Kollonitz aber, seinerzeit die Seele der zentralistischen Regierung in Ungarn, hat sich geweigert zu fliehen und ist mit ganzer Kraft seiner Persönlichkeit am Werke, die charitative Hilfe in der schwerstbedrohten Stadt zu organisieren.

Wien, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als

Reichsbollwerk im Osten auch mit Reichshilfe stark ausgebaut, ist damals eine Festung mit 12 Bastionen und ihren Vorwerken, tiefem Graben und kahlem Glacis. Vor dieser Festung, der Hauptstadt des Reiches, wird sich nun der Ansturm eines Heeres erproben, das aus drei Erdteilen gespeist ist und die stärkste Kriegstradition an die seit der Einnahme von Konstantinopel vornehmste Aufgabe seiner Geschichte verwendet. Mit ihren Truppen lagern im Heere des Seraskiers die Paschas von Rumelien, von Damaskus, Temesvar, Erlau, Großwardein und Bosnien und später noch als der tüchtigste unter ihnen der Pascha von Ofen, Ibrahim. Als die ersten Versuche der Türken, die Stadt durch Beschießung sturmreif zu machen, an der Vortrefflichkeit der Artillerie der Belagerten scheitern, beginnt der systematische Angriff, der sich in einem Grabengewirr immer näher an die Festung herandrängt, und endlich die Minenangriffe, die für die Belagerer die schwerste Heimsuchung bedeuten und erst die Einschulung einer Gegenminierungstruppe erfordern. Die Türken haben jedoch sehr lange gebraucht, bis sie die Vorwerke überwunden hatten. Erst am 12. August gelingt es ihnen, unter der Wirkung einer furchtbaren Minenexplosion zum Festungsgraben vorzustoßen. Der Hauptangriff der Belagerer wird diesmal nicht wie in den Tagen des großen Sultans an der unteren Wien geführt, sondern auf Rat der ortskundigen Ungarn zwischen Burg- und Schottentor gegen die Nordwestfront der Festung. Die Angreifer gehen nun an die Zuschüttung des Festungsgrabens und an den Angriff gegen die Ravelins, von denen das Burgravelin alsbald der Mittelpunkt der fürchterlichsten Beschießungen und immer erneuter Stürme wird, bis endlich nach einer unerhörten Verteidigung, die ein ewiges Ruhmesblatt deutscher Tapferkeit ist, der Trümmerhaufen geräumt werden muß.

Damit aber ist am 3. September die Lage der Verteidiger bereits sehr ernst geworden. Starhemberg, zum äußersten Widerstand entschlossen, läßt die Straßenzüge hinter der Kampffront befestigen, aber schon beginnt es an Pallisaden in der schwer geprüften Stadt zu mangeln. Eine Ruhrseuche mindert die Kampfkraft der Truppen und die Widerstandslust der Bürger. Der tapfere Festungsbaumeister Rimpler ist gefallen, der Verlust an Offizieren bei den Kampftruppen erschreckend hoch. Der Bürgermeister Liebenberg erkrankt zum Tode, und auch Starhemberg überwindet nur durch seine eiserne Energie

einen Anfall der Ruhr. Dringlich werden die Botschaften, die noch immer verwegene Meldegänger durch die türkischen Linien hindurch zum Herzog von Lothringen bringen. Der Aufmarsch des Entsatzheeres verzögert sich für die Verteidiger doch zu stark. Gewiß sind auch die Janitscharen drüben im Bereich der ungeheuren Zeltstadt unmutig. Denn nach ihrem Kriegsritus müßten sie so lange nicht vor einer Festung liegen. Aber die Hoffnung auf die nahe Beute und der Erfolg am Burgravelin reißen ihre Angriffslust stets von neuem hoch. So sind der 4., 6. und 9. September gewaltige Großkampftage für die Kaiserstadt. Erst von da ab macht sich die Wirkung der herannahenden Entsatzschlacht geltend. Die Türken beginnen ihre Aufmerksamkeit von der Stadt abzuwenden, wenn auch der Großwesir glücklicherweise dem Rate Ibrahims keine Folge leistet, die westlich von Wien aufragenden Bergeshöhen des Wiener Waldes durch Verhaue und Bestückungen zu sperren.

Denn während die Stadt mit beispiellosem Heldenmute ihren Bestürmern trotzt und in wiederholten Ausfällen dem Angreifer stets von neuem ihre ungebrochene Kraft offenbart, hat sich unter unendlichen Mühen und langen diplomatischen Unterhandlungen doch ein stattliches Entsatzheer zusammengefunden. Karl von Lothringen, der seine Armee stets in der Nähe der bedrohten Hauptstadt hielt und zweimal, das erstemal vor Preßburg gegen Tököly, das andere Mal bei Lang-Enzersdorf gegen den Pascha von Erlau erfolgreiche Angriffsstöße führte, hat sich durch die Beherrschung von Krems und Vorbereitung des Brückenschlages bei Tulln die Möglichkeit zum Angriff vom Westen her gesichert, wozu die heldenmütige Verteidigung der niederösterreichischen Stifte Lilienfeld, Herzogenburg und Seitenstetten, insbesondere aber des noch am 22. August und 2. September bestürmten Klosterneuburg beitragen. Zum Entsatze der Stadt sammeln sich 21 000 Kaiserliche, 10 000 Sachsen unter ihrem Kurfürsten und den Generälen Goltz und Fleming, 11 000 Bayern unter ihrem Kurfürsten und General von Degenfeld, 10 000 schwäbische und fränkische Reichstruppen unter dem Fürsten Waldeck und endlich unter ihrem König Johann III. Sobieski, der bundestreu geblieben ist, 13—14 000 Polen. Dieses zu drei Vierteln deutsche Heer wird, um die Eitelkeit des ansonsten unberechenbaren Polenkönigs nicht zu verletzen, dessen Kommando unterstellt, weshalb gegen seinen Willen

der aus dem Fluchtlager Passau inzwischen nach Linz übersiedelte Kaiser dem Heere fernbleiben muß. Die wahre Oberleitung indes führt der Generalleutnant Karl von Lothringen. Der Aufmarsch gegen Wien erfolgt so, daß am linken Flügel die Österreicher und die Sachsen vom Kahlenberge her und zwischen Donau und Gebirge, in der Mitte vom Hermannskogel aus die Reichstruppen, am rechten Flügel indes die durch Österreicher verstärkten Polen antreten. Auch eine kleinere Abteilung braunschweigischer Truppen ist bei dem Heere, obwohl gegen seinen Willen der Hannoveraner die Hauptmacht sicherheitshalber im Heimatlande zurücklassen mußte. Denn die Haltung des brandenburgischen Kurfürsten, dessen Bindung an den Franzosenkönig trotz mehrerer Verhandlungen und diplomatischer Sendungen nicht gelöst werden konnte, stimmt das Welfenhaus zur Besorgnis.

So tritt denn am Morgen des 12. September in wahrer Kreuzzugsstimmung das Entsatzheer zur sorgenvollen Entscheidungsschlacht an, die eine weltgeschichtliche Wendung einleitet. Der österreichisch-sächsische Flügel — die Sachsen erleben hier zum letztenmal auf dem Boden des alten Reiches ruhmvollste Geschichte — dringt erfolgreich vor und kann, nachdem er sich in heißesten Kämpfen der Höhe vor Nußdorf und schließlich des Ortes selber bemächtigt hat, zur Umfassung ausschwenken. Auch das Zentrum hat siegreich Raum gewonnen, während die polnischen Truppen von den Türken alsbald bei Dornbach und Hernals durch Gegenstöße bedrängt werden. Aber die Erstürmung des Döblinger Lagers durch die siegreichen Sachsen und Österreicher reißt auch den rechten Flügel mit fort, wo ein persönlich von Kara Mustapha geführter Gegenstoß ebenso scheitert wie ein letzter Versuch der Janitscharen, die Stadt noch im Handstreich zu nehmen. Entgegen polnischer Bedenklichkeit hatte es Karl von Lothringen durchgesetzt, die Schlacht noch an diesem Tage durchzukämpfen. Nun mehren sich die Staubwolken im Südosten, die auf den Rückzug der Türken deuten, und endlich ist am Ausklang dieses herrlichen Herbsttages die ganze Armee des Feindes auf der Flucht und eine unermeßliche Beute bleibt in den Händen der Sieger. Sinnfällig bekundet die Pracht der Zelte, die Seltsamkeit der Vorräte und die Masse der erbeuteten Kamele und Büffel, daß der Orient aufs Haupt geschlagen worden ist.

Wenn sich auch die Polen ebensowohl wie die allzu sorgenvoll nach ihrer Heimat zurückblickenden Sachsen der sofortigen Verfolgung versagen, die Sachsen alsbald wieder zurückkehrten und auch die Reichsvölker sich dem weiteren Feldzug, auf den der siegreiche Lothringer drängt, nicht anschließen, so ist doch schon durch die Schlacht bei Wien eine ungeheure Entscheidung gefallen. Die Türken haben die erste große Feldschlacht verloren, das erstemal hat das deutsche Land die herrliche Kraft seiner Waffen gegen diesen Dränger in entscheidendem Kampfe geoffenbart. Die abendländische Welt aber, die seit dem Einbruche der Türken in Ungarn, also seit 1526, die gefährlichste Verengung erfahren hatte und durch die Ermunterungen Frankreichs an den Padischah mit dem Verlust ihres österreichischen Bollwerkes bedroht war, hat den Durchbruch in der Stunde der höchsten Bedrängnis zu erstreiten vermocht. Es braust nun für unser ganzes Volk die nächsten Jahre hindurch ein befreiender Sturm, da sich die Weite des Südostens, zeitweise bis tief in den Balkan und auch in die walachischen Gefilde hinein, den österreichischen Waffen und damit dem deutschen Machtbereiche erschließt. Neben den bayerischen Truppen, die unter ihrem tapferen Kurfürsten entscheidend mitfechten, und dem brandenburgischen Kontingent, das seit 1686 endlich — und nun unter höchster Auszeichnung — an den Kämpfen teilnimmt, sind es Freiwillige aus ganz Deutschland, ja aus der ganzen christlichen Welt, die mitkämpfen wollen bei der ehrenvollen Austreibung der Ungläubigen aus Ungarn. Am Horizonte taucht in der hoffnungsvollsten Zeit dieser Abrechnung der Gedanke an die Eroberung von Konstantinopel durch die kaiserlichen Waffen auf. Der schlichte Habsburger Leopold aber ist in dieser Morgenzeit deutscher Geschichte als Kaiser wieder sichtbar das Haupt des Abendlandes, so sehr sich gegen einst die Zeitumstände geändert haben, so sehr auch dieses vorstürmende Heer ein Koalitionsheer ist, das durch mühevolle Verhandlungen zustande kam und nur ebenso beisammen erhalten werden kann. Hat doch der Kaiser, um die Hilfe des Großen Kurfürsten zu erlangen, den Schwiebuser Kreis aus dem österreichischen Schlesien an Brandenburg abtreten müssen, muß doch auf neue Bundesgenossen, wie die Venezianer und die Russen, peinliche Rücksicht genommen werden.

Dennoch aber, es sind herrliche Jahre! Karl von Lothringen siegt noch 1683 bei Parkany und erobert Gran. Ein Jahr darauf wird die

Festung Neuhäusel zurückgewonnen und Tököly, für dessen zweideutige Diplomatie im Zeichen eindeutiger Siege der Kaiserlichen kein Raum mehr ist, in Oberungarn zu hoffnungslosestem Kleinkrieg verdammt. Und im Jahre 1686 wird mit der tapferen Hilfe der Brandenburger Ofen im Sturme genommen. Schon vorher hat Hans Haller von Hallerstein die Unterwerfung Apaffys von Siebenbürgen unter den Kaiser vollzogen. Neue Siege bei Szegedin und unfern dem Schlachtfelde von Mohacs am Berge Harsan treiben die Ungarn vollends aus Siebenbürgen und Slawonien aus. Ein Jahr darauf zerbricht der Widerstand der in Muncacs immer noch trotzenden Helena Tököly und die Rebellin gerät in Gefangenschaft. Am 6. September aber erobert Max Emanuel von Bayern, der Nachfolger des unvergeßlichen Lothringers im Kommando, die alte Schicksalsstadt Belgrad im Sturme. Nun erschließt sich die Walachei den Truppen Veteranis und Prinz Ludwig von Baden dringt siegreich in die serbischen Täler ein, wo er bei Batschin und Nisch Sieger wird. Ein Manifest des Kaisers hat bereits zwei Jahre vorher die Balkanslawen zur Erhebung aufgerufen. Indes eine nach dem Sturze des Sultans Mohammed bereits offenkundige Friedensbereitschaft der Pforte vergeht, als Ludwig XIV. geradezu zur Entlastung der Osmanen seinen dritten Raubkrieg beginnt (1688). Die Türken können sich unter dem tüchtigen Großwesir Mustapha Köprülü von neuem ermannen und im Novibazar und im südlichen Serbien, wohin bereits die kaiserlichen Generäle gedrungen sind, Erfolge erringen, endlich sogar Belgrad zurückerobern. Und der alte Rebell und Abenteurer Tököly findet noch einmal für seine treulose Diplomatie und seinen Haß gegen den Kaiser in dem wiedereroberten Siebenbürgen ein Betätigungsfeld, wohin ihn der Großwesir entsendet. Aber Prinz Ludwig von Baden, der in dieser Zeit seinen Ehrennamen „Türkenlouis" erringt, kann das wichtige Bergland dem Aufrührer entreißen und am 19. August 1691 bei Salankamen auch den heldenhaften Mustapha aufs Haupt schlagen, der mit 12 000 Türken auf dem Schlachtfelde bleibt. Jedoch der Sieger muß alsbald nach dem westlichen Kriegsschauplatz abgehen, wo gegen die Übermacht der Franzosen schwer gekämpft wird. Die Nachfolger im Kommando, auch der Kurfürst von Sachsen erscheint als solcher, gewinnen keine Schlacht. Belgrad bleibt unbezwungen, und die Türken erringen in Südungarn erneuten

Halt. Sultan Mustapha II., wieder ein Padischah, der persönlich seine Heerscharen anführt, siegt bei Lugos und wendet sich bedrohlich gegen Siebenbürgen. In diese Beklemmung hinein fällt die Ernennung des jungen Generals Prinz Eugen von Savoyen zum Oberbefehlshaber. In vierzehn Jahren kaiserlichen Felddienstes ist dieser Prinz aus hohem italienischem und französischem Geblüt vom einfachen Flüchtling zum Heerführer emporgestiegen und hat mit seiner verwegenen Tapferkeit und seiner großartigen Hingabe an das Vaterland seiner Wahl einen glänzenden Aufstieg redlich bezahlt. Nun aber, zum erstenmal an der Spitze eines mächtigen Heeres, offenbart er eine Feldherrngabe, die ihn zum größten Heerführer Europas in der ganzen Zeitspanne zwischen Karl von Lothringen und Friedrich dem Großen erhebt.

In Eilmärschen, aus der Armee durch seinen unbeugsamen Willen das Letzte an Leistung herausholend, wendet sich Eugen gegen den Sultan, den er während des Uferwechsels bei Zenta anfällt. Der 11. September 1697, an dem neben den österreichischen Truppen auch die sächsischen und brandenburgischen Aufgebote ruhmvollsten Anteil haben, wird eine großartige Siegesschlacht. Unter ganz geringen Verlusten der verwegen angreifenden Kaiserlichen, bei denen neben dem Prinzen sich auch General Guido von Starhemberg besonders auszeichnet, wird dem türkischen Heere vor den Augen des Sultans eine vernichtende Niederlage zuteil. Der Großwesir ist gefallen.

Die Seemächte, England und Holland, sehen eine weitere Ausdehnung der kaiserlichen Waffen nicht gern, hat doch bereits der Prinz einen kühnen Vorstoß nach Bosnien unternommen. Sie wollen die völlige Besiegung der Türken nicht. Der Kaiser andererseits kann sich, immer noch im Westen im Kriege festgehalten, ihrer aufdringlichen Vermittlung nicht entziehen. So beendet zu Beginn des Jahres 1699 der Friede von Karlowitz das vierzehnjährige Ringen.

Es ist immerhin ein großartiger Friede. Der Kaiser erhält Ungarn und Siebenbürgen, mit Ausnahme bloß der Festung Temesvar und des zugehörigen Banats. So hat der Riesenkampf, der mit der Erhebung des doppelzüngigen Meisters im Bürgerkriege, Tököly, begonnen hatte, ein siegreiches Ende gefunden. Der mitteleuropäische Raum ist unendlich geweitet, Asien aber in die Verteidigung zurück-

geworfen. In türkischem Asyle muß der Unruhestifter Tököly mit seiner ehrgeizigen Gattin leben. Seine Königsträume sind ausgeträumt. Frankreich aber hat seinen ungarischen sowohl wie den türkischen Sekundanten eingebüßt. Denn nun liegt die ganze Weite der ungarischen Ebene schon allein zwischen den Erbländern des Kaisers und den Türken, und bis zur Donau und Save hinunter gebieten die Waffen Leopolds, dem seine zähe Beharrlichkeit zum Siege aus äußerster Bedrängnis verhalf.

Während aber so in Ungarn mit wechselndem und schließlich eindeutigem Erfolge von den Kaiserlichen und ihren Bundesgenossen gestritten wurde, donnern bereits seit neun Jahren auch die Kanonen am Rheine. Ludwig XIV. hat das Aussterben einer Linie des pfälzischen Hauses zum Anlaß genommen, Ansprüche auf die Pfalz zu erheben und diesen Ansprüchen durch Besetzung des unglücklichen Landes sogleich Nachdruck zu verleihen. Der Kaiser, schon 1682 zur Abrechnung mit den Franzosen entschlossen und damals nur durch die furchtbare Türkengefahr von diesem Vorhaben abgedrängt, nimmt nun den Kampf auch im Westen auf. Gegen die Franzosen ballt sich ein deutsches sowohl wie ein Weltbündnis zusammen, und schließlich stehen gegen die ewigen Friedensstörer der Kaiser, Brandenburg und das damals stets einsatzbereite Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel, das Reich selber, dann England, die Niederlande, Spanien und Savoyen in Waffen. Die erprobten Reichsfeldherrn Karl von Lothringen und, nach dem Tode dieses Heldenführers, Ludwig von Baden erringen am Rheine und in Schwaben neue Lorbeeren, während Max Emanuel von Bayern, durch seine Ehe mit der Erzherzogin Maria Antonia des Kaisers Leopold Schwiegersohn und damals noch zuverlässiger Bundesgenosse, in den Niederlanden befehligt. War auch bei der Schwerfälligkeit eines Koalitionskrieges der Gang der Kämpfe nur ein sehr schleppender und konnte von den unglücklichen Städten des Pfälzer Landes das entsetzliche Unglück der französischen Barbarei nicht abgewendet werden, so haben doch die österreichischen Aufgebote auch hier in der Verteidigung bedrohten deutschen Grenzlandes das ihrige getan, wenn auch begreiflicherweise die weitaus überwiegende Masse der Kaiserlichen gegen die Türken gebunden blieb. Der große Abwehrkampf gegen französische Raubgier endet leider, trotz bereits eingetretener Erschöpfung der Machtmittel

des Sonnenkönigs, mit unzulänglichen Erfolgen, da es der französischen Diplomatie auf dem Friedenskongreß zu Rijswijk gelingt, die Verbündeten zu trennen. Als der Reihe nach England, Savoyen, Spanien und Holland Frieden gemacht haben, ist nicht mehr daran zu denken, das ersehnte Kriegsziel, die Rückgabe von Straßburg und der 1648 verlorengegangenen zehn elsässischen Reichsstädte, zu erreichen. Der Kaiser erhält allerdings von verlorenem deutschen Lande die wichtigen Städte und Festungen Breisach und Freiburg zurück, das Reich Kehl und Philippsburg und die übrigen ihm durch die Reunionen entrissenen Gebiete. Ist so der ganze Erfolg nicht eingetreten, so hat doch der Raubsinn Ludwigs eine schwere Niederlage erlitten.

Es gehört jedoch zu der ganzen Erbarmungslosigkeit dieses an Kriegen und Verheerungen reichen Jahrhunderts, daß sich noch in seinem letzten Jahre eine neue europäische Auseinandersetzung vorbereitet, die um einer ungeheueren Ländermasse willen erfolgt und als Hauptgegner Österreich und Frankreich erblickt. Es geht um das spanische Erbe, das mit dem bald zu erwartenden Tode Karls II., des letzten spanischen Habsburgers, fällig werden muß. Auf diese Erbschaft erhebt das Haus Österreich durch Familienverträge und Ehebündnisse Ferdinands III. und Leopolds I. begründeten Anspruch, aber auch die Bourbonen haben, Ludwig XIII. sowohl wie Ludwig XIV., spanische Prinzessinnen, und zwar die älteren Töchter, geheiratet, wenn auch diese stets ausdrücklich auf die Erbschaft verzichten mußten, weil man solchen Anspruch der österreichischen Braut vorbehielt. Durch seine Ehe mit Maria Antonia, der Habsburgerin, erhebt, nachdem ihm ein Sohn geboren wurde, auch der Erstürmer Belgrads, Max Emanuel von Bayern, Anspruch und für die wittelsbachische Erbfolge beginnen sich die Seemächte England und Holland einzusetzen, die weder Frankreich noch Österreich den geschlossenen Besitz der ungeheueren spanischen Macht gönnen wollen. Teilungsvorschläge tauchen bei solcher Lage in großer Zahl auf, schon in den sechziger Jahren hat die kaiserliche Diplomatie in der spanischen Frage mit Frankreich ein Abkommen gesucht. Als dann 1699 der aussichtsreiche wittelsbachische Erbe, Max Emanuels Sohn, stirbt, steht man von neuem vor dem ungelösten Problem. Eine Machtfrage ersten Ranges erhebt sich für Europa, und es wird das Signal zu gewaltigem Krieg, als es der französischen Politik gelingt, den spanischen



Eugen, Prinz von Savoyen

Nationalehrgeiz für ein ungeteiltes Reich zugunsten eines Enkels Ludwigs zu gewinnen und dieser plötzlich erstandene Kandidat von dem schwachen Karl testamentarisch zum Nachfolger eingesetzt wird. Erst als Karl II. am 1. November 1701 stirbt, wird der französische Trug bekannt. Philipp aber kann sich rasch, von seinem Großvater unterstützt, in den Besitz des Landes setzen.

In Wien ist es Prinz Eugen, der den Kaiser zum unerbittlichen Wahren der österreichischen Rechte drängt. Sein Feuereifer veranlaßt den mit dem Alter noch zaudernder gewordenen Leopold, ein Heer aufzustellen, das unter des Prinzen Kommando nach Tirol entsandt wird, damit wenigstens das spanische Mailand als deutsches Reichslehen sogleich besetzt würde. Und dem Savoyer gelingt es tatsächlich, aus den Tiroler Bergen, wo ihn ein starkes, bereits in Italien eingedrungenes Franzosenheer unter Catinat blockiert zu halten hofft, auf schwierigen Bergwegen mitten durch die schneebedeckten Lessinischen Alpen den Austritt nach der Ebene zu gewinnen und Etsch und Po zu überschreiten. Bei Carpi erleiden die Franzosen ihre erste Niederlage in diesem Feldzuge (1701), und dieser Mißerfolg gewinnt sogleich weltgeschichtliche Bedeutung. Denn jetzt entschließen sich die Seemächte, die bisher noch gezaudert hatten, zum Abschluß der Großen Allianz mit dem Kaiser, dessen zweitem Sohne Karl nun der Besitz von Spanien, seiner Nebenländer und Kolonien zufallen soll. Auch Savoyen wendet sich später Österreich zu. Und gegen die Franzosen steht auf einmal ein gefährlicher Bund im Felde, da sich auch die altdeutschen Fürstentümer und die vorderen fünf Reichskreise dem Kaiser anschließen, noch über die ergehende Reichskriegserklärung an Frankreich hinaus. Besonders wertvoll aber wurde es für den Habsburger, daß der Kurfürst von Brandenburg, der sich mit seiner Zustimmung am 18. 1. 1701 zum König in Preußen krönte, seine junge Kriegsmacht zu den kaiserlichen Fahnen stoßen ließ, wo sie sich während der Dauer des Krieges bis zu Preußens Ausscheiden 1713 überall ausgezeichnet geschlagen hat.

So erhebt sich in Europa, nachdem eben erst der große Türkenkrieg zu Ende gekommen, ein gewaltiges Ringen, das durch den Seekrieg zwischen Frankreich und den Westmächten hinübergreift in die Neue Welt und ebenso erbittert in Spanien, wie in Italien, in den Niederlanden und am Rheine, dem alten Schauplatz deutsch-französischer

Auseinandersetzungen, geführt wird. Wenn aber der große Türkenkrieg durch die Sendung der Kreuzerhebung und der Austreibung der Ungläubigen von Anfang an den höchsten Schwung atmete, ist es hier ein Kampf der Kabinette, mit unendlich viel diplomatischen Verhandlungen und Staatsreisen, voll von Feilschen und Abwägen der gegenseitigen Vorteile, voll von Berechnungen über Machtzuwachs und Kompensationen, ein Krieg, der, so sehr immer noch der Kaisername einen Hauch des alten Sinns und der alten Weltweite wahrt, doch geführt wird um Quadratmeilen und sehr berechenbare Vorteile, und schließlich sogar durch Englands und der Niederlande Gewicht in die ganz rationale Welt der europäischen Gleichgewichtspolitik einmündet. Die starken politischen Strömungen, die dieses Ringen von Anbeginn an begleiten, erfahren nur durch die unvergleichlichen Taten des Prinzen Eugen, seine kühnen Feldzüge, verwegenen Ritte und herrlichen Großschlachten heroischen Schwung. Der Savoyer, der in diesem Krieg nach dem Tode des altgewordenen Türkenlouis (1707) zum Reichsfeldmarschall und kaiserlichen Generalleutnant emporsteigt, hat den Spanischen Erbfolgekrieg doch zu einer großartigen Abrechnung mit Frankreich gestaltet und damit dem so lange ihrem westlichen Nachbarn gegenüber tief gesenkten Selbstbewußtsein der Deutschen gewaltigen Auftrieb gegeben und den Alpdruck deutscher Sorge vor dem ewig kriegerischen Gallien vom ganzen achtzehnten Jahrhundert genommen. Erst der große Napoleon hat die Waffen Frankreichs, die dem Prinzen Eugen in diesem Kriege so oft erliegen sollten, wieder furchtbar gemacht. So ist denn das viele deutsche Blut, das von den kaiserlichen Heeren, den Reichstruppen und den verbündeten deutschen Kontingenten vergossen wurde, nicht umsonst geflossen, obwohl die stolzeste Hoffnung des Prinzen Eugen, den Franzosen die geraubte deutsche Westmark, Elsaß mit Straßburg, ja sogar Metz, Toul und Verdun abzunehmen, nicht ausreifen konnte.

Der italienische Feldzug sieht die Waffen des Savoyers nochmals, bei Chiari, siegreich. Den neu auf dem Kriegsschauplatze eingetroffenen prahlerischen französischen Oberbefehlshaber Villeroy holt sich der kaiserliche General durch verwegenen Reiterstreich überraschend im Februar 1702 aus seinem Hauptquartier in Cremona heraus. Auch dem ungleich härteren und über ein den kaiserlichen Truppen bei weitem

überlegenes Heer verfügenden Marschall Vendôme gebietet Eugen in dem wilden Treffen von Luzzara Achtung. Aber der Prinz, der sich so trefflich gegen feindliche Übermacht geschlagen und unmöglich Scheinendes zustande gebracht hat, sieht sich gezwungen, nach Wien zu reisen, um eine bessere Ausstattung der Armee zu erreichen. An den Heldentruppen in Italien würgt der Mangel, es fehlt an Bekleidung, an Verpflegung, an jeglicher Ausstattung. Der Prinz muß sich entschließen, das oberste militärische Amt Österreichs, das eines Präsidenten des Hofkriegsrats, auf des Kaisers Andringen zu übernehmen, um das Nötigste in Ordnung zu bringen. Er kann jetzt und später einen Einblick in das schamloseste jüdische Wuchertreiben gewinnen, das an der Armee nagt. In einem beweglichen Amtsbericht klagt er dem Kaiser, wie unzulänglich der Sold sei und wie schlecht dieser bezahlt würde, wie „die alte Mannschaft zu Fuß und zu Pferd völlig dismundiert, ohne Stiefel und Schuhe nackend und bloß" wäre. Jetzt und später weist er auf diesen jammervollen Zustand hin. Diese Kaiserlichen haben nicht einmal Stroh für das Lager, die höheren Offiziere sogar können sich nur mit einfachem Kommißbrot ernähren, die Mannschaft ist zerlumpt und sieht wie Bettler aus. Der würdige Monarch wird von diesen Schreckensnachrichten ergriffen. Er hilft mit an der Besserung, aber nur ganz langsam stellen sich geregeltere Verhältnisse ein, während riesengroß zur gleichen Zeit die Gefahr sich erhebt.

Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern schließt sich nach vergeblichen Verhandlungen und mancherlei Schwanken den Franzosen an. Nicht deshalb, weil nun auch der andere wittelsbachische Bruder, der Kölner Erzbischof, zu Ludwig XIV. überschwenkt, ist diese Wendung auf das höchste bedrohlich: der tüchtige Feldherr Max steht mit seinen bayerischen Truppen als unmittelbarer Nachbar an Österreichs bedrohtester Stelle. Gleichzeitig aber geht in Ungarn eine neue Welle der Empörung los, denn französisches Geld und Mahnwort haben hier das Erforderliche getan. Es ist der Rebellensohn Franz II. Rakoczy, dessen fürchterliche Einfälle bald die Nordostgrenze der kaiserlichen Lande erbeben lassen, eine wahre Geißel für Mähren und Niederösterreich. So gestaltet sich die Lage für den Kaiser höchst bedrohlich. Die Armee in Italien, die der tüchtige Guido von Starhemberg befehligt, wird nach dem Weggange Eugens durch franzö-

sische Übermacht auf das äußerste bedrängt und ist lange Zeit zur Bewegungsunfähigkeit verdammt. Am Rheine aber kann sich nach anfänglichen Angriffserfolgen der wackere Ludwig von Baden nur noch in der Verteidigung der Stollenhofener Linien halten. Marlborough aber, der Oberbefehlshaber der in den spanischen Niederlanden operierenden englisch-niederländischen Armee, erringt keine großen Lorbeeren.

So ist ungeachtet des herrlichen Opferwillens, der nun, mächtig gespeist durch das Mitgehen des Kaisers, den Weckruf des Savoyers und des energischen Kaisersohnes Joseph, Österreich erfüllt, die Gefahr außerordentlich groß. Max Emanuel ist in Tirol eingefallen und drängt, nachdem er Kufstein bezwungen hat, über den Brenner, um sich mit Vendôme zu vereinigen, der von Süden heraufkommen soll. Der Prinz kann nach dem bedrohten Eckpfeiler des Habsburgerlandes nur einige Bataillone entsenden. Gegen alle geregelte Kriegskunst gelingt es indessen einer Erhebung der Tiroler Bauern unter ihrem heldenhaften Führer Martin Sterzinger, die Bayern aus dem Land zu werfen, ja sogar bis gegen München zu verfolgen. Dem Kurfürsten sank im Angesicht der unermüdlichen verlustreichen Überfälle der Tiroler der Mut, als Vendômes Hilfe ausblieb. Die „Pfaffenstadt" Trient und das Südtiroler Aufgebot hatten dem stolzen französischen Feldherrn seinen Vormarsch im Etschtale zum Scheitern gebracht. Dies alles ist eine unerwartete Besserung der Lage. Aber der Kurfürst erobert noch im Winter desselben Jahres 1703 Passau und Linz und steht damit in bedrohlichster Nähe von Wien, während der ungarische Aufstand sich immer weiterfrißt und in echt orientalischer Kriegsweise Rakoczy sich trotz der verwegenen Entschlossenheit des kaiserlichen Generals Sigbert Heister im verwüstenden kleinen Kriege zu behaupten vermag.

In dieser bedrückenden Gesamtlage faßt der Savoyer den größten Entschluß dieses Krieges, indem er eine Heeresbewegung herbeiführt, die an die gewaltigsten Unternehmungen des Weltkrieges erinnert, die feldzugsentscheidend wird, weil in ihr der Geist über die zahlenmäßige Überlegenheit Frankreichs und seine gewaltigen materiellen Mittel obsiegt. Es geht um nichts anderes, als den Feldherrn Marlborough mit der Hauptmasse seiner Truppen aus den Niederlanden in den süddeutschen Raum hereinzuholen und hier mit gesammelter

Kraft der Verbündeten dem bayerischen Kurfürsten einen entscheidenden Schlag zu versetzen, bevor er und die ihm zur Seite stehenden französischen Truppen sich in diesem Herzraume des ganzen Krieges unüberwindlich machen und dann ihrerseits das Gesetz des Handels diktieren können. Diesen Entschluß herbeizuführen, muß ein Meisterstück kaiserlicher Politik vollbracht werden, weil vor allem die Holländer zu engherzig sind, ohne weiteres die eigene Bedrängnis über zukunftsträchtiger Wagetat in Kauf zu nehmen. Dennoch gelingt die Durchsetzung des Gedankens. Marlborough, der nun nach erfolgloseren Jahren der Zeitspanne höchsten Feldherrnruhmes entgegeneilt, vermag die Feinde zu täuschen und den Anmarsch nach Schwaben zu bewerkstelligen. Noch aber wird dem Prinzen der von ihm ersehnte Befehl über die Kaiserlichen und die Aufgebote der deutschen Bundesgenossen neben den Engländern nicht zuteil, da der rangältere und sehr empfindlich gewordene Ludwig von Baden, Reichsfeldmarschall und österreichischer Generalleutnant, diesen für sich begehrt. Der Schöpfer des gewaltigen Unternehmens aber muß sich mit der Übernahme der Verteidigung in den Stollenhofener Linien unter Ablösung Ludwigs begnügen. Endlich aber erwirkt er sich doch die große Glücksstunde. Seine Amtsbrüder Marlborough und Ludwig haben wohl am Schellenberge bei Donauwörth gesiegt, scheinen aber den Krieg in methodische Bedächtigkeit auslaufen und damit den großen strategischen Gedanken Eugens verwässern zu lassen. Der Prinz erhält in dieser Lage die Genehmigung, auch selbst nach dem Schauplatz der kommenden Hauptentscheidung zu marschieren, nachdem bereits die Armee Tallards an ihm vorbei dem süddeutschen Schicksalsraum entgegenstrebt, während Villeroy Eugen in der Front bedrängt und festhalten möchte. Der Savoyer bewerkstelligt den Abmarsch mit der Hälfte seiner Armee durch ein großartiges Täuschungsmanöver, das ihm gegen Villeroy genau so gelingt wie früher gegen Catinat in Italien und so oft vorher gegen französische und türkische Gegner. So wird sich Eugen mit Marlborough vereinigen und — nachdem Ludwig glücklich dazu gewonnen wurde, die Belagerung von Ingolstadt zu unternehmen, wo er allein schalten und walten kann — zur Feldzugsentscheidung drängen. Es ist am 13. August 1704 bei Höchstädt, wo in einem erbitterten Ringen Max Emanuel seinen Feldherrnruhm und sein bedrohtes Bayerland, die Franzosen aber in dieser

ersten Großschlacht des Krieges den Namen zweier Feldherren — Marsin und Tallard — und den Glanz ihres Souveräns verteidigen. Nach schwerstem Kampfe und gefährlicher Gefechtskrise gelingt es der Tapferkeit und verwegenen Umsicht des Prinzen, die Gegner zu werfen und zur Flucht zu zwingen. Tallard ist gefangen, der Kurfürst muß flüchtig sein Land verlassen. Der Krieg im Herzen von Süddeutschland hat für Frankreich ein klägliches Ende genommen. Zum erstenmal ist vor den Augen von Europa der Sonnenkönig tief gedemütigt worden, und dies vor allem durch den Geist und die Feldherrngabe jenes Mannes, dessen ergebene Bitte um eine Offiziersstelle in der französischen Armee Ludwig XIV. seinerzeit so spöttisch abgewiesen hatte.

Bayern ist nun der österreichischen Verwaltung unterworfen, die bestimmter zugreift, als die zurückgebliebene Kurfürstin ein Abkommen mit Österreich bricht und als dann auch ein Volksaufstand gegen die Besatzung scheitert. In der Hofburg aber erwachen Hoffnungen auf eine dauernde Besitznahme des stattlichen Landes. Die Möglichkeit einer Wiedereinigung des bajuwarischen Raumes taucht damit am Horizonte auf.

Die glückverheißende Verbindung der beiden sich gut verstehenden Feldherrn wird zunächst wieder aufgehoben, da der Prinz nach Italien muß, wo die Kaiserlichen durch Vendôme schwer bedrängt werden. Marlborough aber bricht zum Mittelrhein auf, um sich dann wieder nach den Niederlanden zu wenden, während Ludwig von Baden mit der Eroberung von Landau sein altes Feldherrnleben würdig beschließt. Im Jahre 1707 ist nach der Niederlegung des Kommandos der alte Türkenlouis gestorben.

Ehe noch in Italien die Kaiserlichen unter ihrem trefflichen Feldherrn zu schwerem Kampfe mit den weit überlegenen Franzosen antreten können, trifft aus Wien die Meldung vom Tode des fünfundsechzigjährigen Leopold I. ein. Ein deutsches Herrscherleben, erfüllt von großer Gewissenhaftigkeit für die übernommenen Pflichten eines Reichshauptes sowohl wie eines Herrschers des Hauses Österreich, ist damit zu Ende gegangen, ein Leben, das sich eher zur Kunstübung und geistigen Werken, als zu den rauhen Pflichten des Herrschens gezogen fühlte und dennoch mitten in die schwersten Kämpfe des um seine Gestalt ringenden Europa hineingestellt wurde. In seiner ersten

Zeit war der Kaiser von bestechlichen Beratern umgeben, die wie der Fürst Auersperg und später Lobkowitz im Bannkreise der Persönlichkeit und der Mittel des Sonnenkönigs standen und nach schwerem Schaden wieder entlassen werden mußten. Dann aber war er von vorderösterreichischen und aus dem Reiche stammenden Räten wie Johann Hocher, Abele und Hörnigk gut beraten, und endlich wurde ihm wie selten einem anderen Monarchen Glück zuteil, indem er Männer wie die beiden Starhemberge, den edlen Karl von Lothringen, den trefflichen Türkenlouis und den sie alle mit seinem Genie und Glücke überragenden Prinzen Eugen fand. Auf den Kaiser folgt sein als römischer König bereits angenommener Sohn Joseph, vermählt mit Wilhelmine Amalie von Braunschweig, ein Herrscher voll Glanz des Auftretens, gewinnend schon durch eine schlanke, blonde Erscheinung, entschlossen, durch die veralteten Kanzleien des so lang nach dem Willen eines zaghaften und bedächtigen Herrschers regierten Österreich den kraftvollen Sturm einer neuen Zeit und eines siegreichen Staates brausen zu lassen. Vom Prinzen beraten und auch selber seinem ganzen Geiste nach vorwärtsdrängend, will Joseph auch die alten Kaiserrechte wieder geltend machen und wendet sich gegen den Papst sowohl, der sich dem Erzhause versagt, wie gegen die Kurfürsten, die ihm sogleich die Acht und Aberacht gegen die beiden Wittelsbacher, den Bayern und den Kölner, zubilligen müssen. Die Pfalz wird in Rang und Gebiet wieder hergestellt, und es ist wie eine sinnfällige Offenbarung des großen Umschwunges, daß am österreichischen Hofe die Jesuiten ihren historischen Einfluß verlieren. Das Reich und Österreich hätten nichts anderes gebraucht als eine lange Regentschaft des echt deutschen Herrschers, in dem ein fröhlicher, offener, ausgreifender und stolzer Geist lebendig war!

Prinz Eugen vermag sich zum zweitenmal in der Geschichte dieses Krieges den verrammelten Ausweg aus den Tiroler Bergen zu eröffnen. Wohl wird er nach leidenschaftlichem Kampfe von der französischen Übermacht bei Cassano zurückgedrängt. Als jedoch der hochbefähigte Vendôme nach den Niederlanden abberufen ist, kann der Savoyer mit seiner sehr schwachen Armee, die glücklicherweise durch norddeutsche, darunter wiederum preußische, Truppen aufgefrischt wurde, unter Umgehung der weit stärkeren Franzosen das belagerte und schwer bedrängte Turin in einer glorreichen Großschlacht be-

freien. Zwei französische Armeen sind an diesem Tage geschlagen worden. Der Befehlshaber von Turin, der österreichische General Wirich Daun, hatte durch seine umsichtige Verteidigung zum Gelingen des gewaltigen Erfolges beigetragen, der die Fahnen Frankreichs aus Italien verjagt und dem Kaiser Mailand öffnet. Auch der Papst muß nun nachgeben, als ihm Joseph ohne Erbarmen die protestantischen Preußen in den Kirchenstaat schickt, und Neapel wird von Daun ohne Schwierigkeiten besetzt. Als das nächste Jahr dann keinen glücklichen Verlauf nimmt, Eugen mit zu unzulänglichen Mitteln und daher vergebens über Betreiben der Engländer den südfranzösischen Flottenstützpunkt Toulon belagert, in Süddeutschland von neuem die Franzosen durch die Stollenhofener Linien dringen, als außerdem von dem durch Vendôme bedrängten Marlborough dringendste Hilferufe aus den Niederlanden erschallen, entschließt sich der Kaiser auf den Rat seines Feldherrn, Eugen den Engländern zu Hilfe zu senden. Der Prinz erscheint auf dem Kriegsschauplatze, und es beginnt eine neue Wendung der Dinge. Am 11. Juli 1708 wird Vendôme, ohne daß die Engländer eigentlich noch richtig zu schwerem Kampfe gekommen sind, durch das unüberwindliche Vordringen der Kaiserlichen und ihrer deutschen Verbündeten bei Oudenaarde geworfen. Der stolze Marschall, der sich seines Erfolges vor Cassano so sehr gebrüstet hatte, ist zu keiner neuen Schlacht mehr zu bringen und sieht mit einem zweiten Franzosenheere wie untätig zu, als der Prinz die gewaltige Festung Lille, ein Meisterwerk Vaubans und vom Marschall Boufflers auf das zäheste verteidigt, in seine Hände zu bringen vermag, während kaiserliche Reiter, diese einzigartige Waffe des Savoyers, bis St. Quentin und Peronne vordringen, dem Sonnenkönig die unheimliche Wendung des Krieges demonstrierend. Nun tauchen die ersten Friedensfühler auf, ja, der König von Frankreich ist wirklich bereits mürbe genug, den Frieden zu wollen. Denn mit den vielen wohlausgestatteten französischen Heeren, die Eugen und der strahlende Marlborough, wie auch der nun in Spanien kommandierende Guido von Starhemberg besiegt und zertrümmert haben, sind auch der Wohlstand und die Kampfentschlossenheit Frankreichs tief getroffen worden. Der König schickt seinen Unterhändler nach dem Haag. Aber die Verhandlungen scheitern an der Härte und Unbeugsamkeit des Prinzen Eugen und

an den hochfahrenden, Frankreichs Ehre verletzenden Forderungen der englischen Königin Anna. Ludwig XIV. soll nicht nur auf das ganze spanische Erbe zugunsten des Kaiserbruders Karl, der schon in Barcelona residiert und mit seinem österreichisch-englischen Heere sich auch zweimal Madrids bemächtigen konnte, verzichten. Er soll sogar selbst mit Waffengewalt seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben. Dem Reiche aber soll er — das forderte der Kriegsrat in der Himmelpfortgasse im Palaste des Prinzen Eugen und dem stimmt auch der Kaiser begeistert zu — das geraubte Elsaß und Straßburg, aber auch den Raub aus dem sechzehnten Jahrhundert, Metz, Toul und Verdun rückerstatten. Damit war ein deutsches Programm aufgestellt, von einer Unerbittlichkeit, wie sie hundert Jahre später ein Freiherr vom und zum Stein von seiner Zeit vergebens begehren sollte. Damit hatte Österreich seiner deutschen Pflicht als Schirmherr des Reiches getreu gehandelt. Mit bitterer Scham indes muß es uns erfüllen, daß eine so glänzende Planung, die infolge der tiefen Friedenssehnsucht des Sonnenkönnigs der Erfüllung nahe war, die engherzigen Reichsfürsten dann doch nicht verhinderte, wenige Jahre später vor der großen Entscheidung den Kaiser und das Reich im Stich zu lassen, so daß die historische Stunde französischer Schwäche zur Wiedererlangung des deutschen Grenzlandes im Westen nicht genutzt werden konnte. Im deutschen Südosten, der ja selbst Grenzland ist, hatte man nationaler gesehen und einsatzbereiter geplant als in dem zerstückelten übrigen Reiche.

Als die Friedensverhandlungen sehr zum Kummer des Prinzen, der gerne die Ehrenkränkung Frankreichs, das wesentlichste Friedenshindernis, vermieden gesehen hätte, scheitern, wird im Jahre 1709 die blutigste Schlacht dieses Weltkrieges bei Malplaquet (11. September) geschlagen. Der Marschall Villars unterliegt, selbst im Kampfe verwundet, dem Ansturm seines größeren Gegners. Den Ausschlag in der Schlacht gab der Angriff von neunzig Schwadronen kaiserlicher Reiter. Winterquartiere der schwersten Sorge beginnen für Frankreich. Aber auch der Prinz ist bedrückt. Die Stellung seines Freundes Marlborough in London beginnt sich zu mindern. Preußen aber kann nur durch eine besondere Reise des Savoyers nach Berlin noch bei der Stange gehalten werden. Es ist in dieser Lage schmerzlich, daß an den englischen Forderungen auf Demütigung

Ludwigs auch die neuen Friedensverhandlungen zu Gertruidenburg scheitern, obwohl Frankreich bereits Geld zur Vertreibung des Ludwig-Enkels anbietet. So muß erneut gekämpft werden. Der Savoyer bezwingt mit seinem Verbündeten der Reihe nach nordfranzösische Festungen.

Mitten in dieser Lage, wo allein ein schweres neues Unglück der französischen Waffen den gebeugten Sonnenkönig vollends in die Knie zwingen könnte, waltet der Dämon der deutschen Geschichte, der 1197 einen Heinrich VI. vor der Entscheidung unseres Schicksals, 1308 in ähnlicher Lage einen Albrecht hinwegrafft und nun den jungen Kaiser Joseph, der das alte Haus der Habsburger zu erneuern schien, in jähem Tode fällt. Der Kaiser, der so stolz Kaiserrechte geltend gemacht hatte, der geistliche Kurfürsten einsetzte, ohne sich um den Papst zu kümmern, stirbt am 17. April 1711 an den Schwarzen Blattern. Er hinterläßt keinen Sohn. Nun muß die Nachfolge an den in Spanien weilenden letzten männlichen Habsburger Karl fallen, nun ist aber auch für die Westmächte eine neue Lage gegeben, da jetzt die Gefahr einer Auferstehung des alten habsburgischen Weltreiches droht. Soll man dem sechsten Karl die Erneuerung der Macht seines gleichnamigen Vorfahren gönnen? Die Westmächte sehen das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes, um dessen Verfechtung gegenüber Frankreich sie ins Feld gezogen waren, erschüttert. Sie werden nur noch halben Herzens mitkämpfen, zumal ein Jahr vorher bereits in London die Partei der Wighs gestürzt wurde und die kriegsfeindlichen Tories zur Regierung kamen, Marlborough das Vertrauen seiner Königin verloren hat und abberufen wird.

Im Herzen zum Spanier geworden und mit seinem ganzen Innersten an einer Krone hängend, die er in Barcelona getragen, kehrt Karl nach Deutschland zurück, wo ihm die kluge Politik des Prinzen bereits die Wege zu reibungs- und erpressungsloser Kaiserwahl geebnet hatte. Nun gilt es den Versuch zu wagen, das bereits vom Bündnis abfallende England zum Weiterkämpfen zu bewegen. Der Prinz unternimmt seine bedeutendste und doch ergebnislose Staatsreise, nach England. Wohl gelingt es ihm in diesen Jännertagen des Jahres 1712 die Volksstimmung in London für seine Persönlichkeit zu bezaubern, aber die Königin bleibt kühl und unzugänglich. Die Hoffnung des Savoyers, noch gemeinsam mit dem englischen

Heerführer, es ist nun der Herzog von Ormond, die Entscheidungsschlacht schlagen zu können, erfüllt sich nicht. Schon erbebt Frankreich vor diesem Feldzuge. Der König denkt daran, selber im Kampfe gegen den „furchtbaren und unüberwindlichen“ Savoyer, wenn es sein muß, zu fallen und lehnt in Seelengröße die ihm vorgeschlagene Flucht aus dem bereits als bedroht angesehenen Paris ab. Er ist innerlich überzeugt, daß der tüchtige Villars diesmal völlig geschlagen werden würde. Schon führt der Prinz nach gewaltigem Brückenschlage über die Schelde die sehr starke Armee der Verbündeten dem an die Quellen des Flusses gelehnten Franzosenheere entgegen, als der britische Generalissimus sich einer Schlacht versagt, da man englischerseits bereits in Utrecht mit den Franzosen verhandelt. Es bleibt bewunderungswürdig, daß es dem Prinzen in dieser Lage noch gelingt, mit seiner eigenen Heereskraft die nordfranzösische Festung Quesnoy zu bezwingen und verwegene Reiterstürme nach Frankreich hinein zu lenken. Aber Herzog Ormond bricht nun endgültig vom Kriegsschauplatz auf, und wenn auch die englischen Soldtruppen, voran die tapferen Brandenburger unter Leopold von Dessau, auch die Hannoveraner, Hessen und Dänen zunächst beim Kaiser ausharren, ist die Siegesmöglichkeit geschwunden. Denn engherzige Sorge läßt die Generalstaaten alle Heeresbewegungen hemmen und schließlich werden die Holländer unter Albemarle bei Denain geschlagen, worauf sich auch die Republik aus dem Kriege zurückzieht. Selbst Preußen tritt dem von England am 11. April 1713 zu Utrecht abgeschlossenen Frieden bei und der Kaiser ist isoliert. Er steht mit dem Reiche allein, das aber für einen solchen ausgesprochenen Reichskrieg, während die übrigen Reichsstände schon ihren Frieden gemacht haben, nur die schlechtesten Truppen aufbringt. Eugen muß nach Süddeutschland ziehen, um in tiefer Entsagung nach so herrlichen Angriffserfolgen nun die Ettlinger Linien gegen Villars zu verteidigen und diesen vor dem Einbruch in das innere Süddeutschland abzuhalten. Er kann mit seinen schwachen Kräften wohl diese Aufgabe lösen, nicht aber den Fall von Landau und Freiburg verhindern.

In dieser Lage muß Friede gemacht werden. Er kommt zustande, weil zwei großherzige Menschen, der tapfere Marschall von Frankreich und der Savoyer, die Verhandlungen miteinander führen. Zu Rastatt, dem Schlosse des Türkenlouis, wird am 7. März 1714,

glücklich vor einem neuen Blutvergießen, der gewaltige Krieg beendet. Leider ist nun allerdings, entsprechend der Sachlage, an die Rückerwerbung der Westmark nicht mehr zu denken. Sogar Landau muß den Franzosen belassen werden. Im übrigen werden die Punkte von Utrecht im wesentlichen auch für Rastatt bindend. Der Kaiser erhält die spanischen Nebenländer: die Niederlande, Mailand, die toskanischen Küstenplätze Spaniens und Neapel mit Sardinien. Spanien selbst mit seinen Kolonien verbleibt Philipp, das spanische Sizilien fällt an den savoyischen Bundesgenossen, dessen berechnende Kriegsteilnahme ihren Lohn empfängt. Von den stolzen nationalen Plänen Josephs bleibt nur noch die erfolgreich durchgesetzte Klausel übrig, die Österreich die Möglichkeit offen läßt, die Niederlande gegen Bayern einzutauschen. Die beiden Wittelsbacher aber müssen wiedereingesetzt werden.

Noch vor dem Frieden von Rastatt ist im Szathmarer Frieden (1711) die Erhebung Rakoczys durch die Tapferkeit Heisters zusammengebrochen und Ungarn ist fortan ruhig. Allerdings verzichtet der Kaiser über den Rat Eugens auf die alten leopoldinischen Bemühungen, das Königreich nach dem Fuße der deutschen und der böhmischen Länder des Hauses zu regieren, also zentralistisch von Wien aus zu leiten.

Österreich, durch die Bezwingung der Türken in dem langen Kriege von 1683—1699 dem Ansehen nach zu einer Großmacht emporgestiegen, doch erst nun in dem mörderischen, ihm fast ohne Erholungspause aufgezwungenen Spanischen Erbfolgekriege erhärtet und neu erprobt, hat die Doppelstellung am Rhein, die ihm durch die burgundische Ehe Maximilians zuteil geworden war, erneut erstritten. Allerdings fehlt das elsässische Vogesenstück und damit die Verriegelung des Oberrheins gegen die Franzosen, aber Paris muß doch fortan bei jeder Unternehmung gegen das Reich auf die habsburgische Bastion im Mündungsbereich des gewaltigen Stromes blicken, woher ein Flankenstoß jedes Vorgehen aus der französischen Mitte heraus auf das schwerste gefährden kann. Die Wacht am Rhein liegt somit auch territorial in der Hand des Hauses Habsburg, dessen deutsche Stellung damit eine neue Festigung erfahren hat, wenn auch der Besitz der Niederlande arg beeinträchtigt wird, weil die Generalstaaten durch den Friedensvertrag hier eine Barriere von Festungen

mit handels- und verkehrslähmender Wirkung unterhalten dürfen, weil außerdem dieses Land weit von den Kraftquellen Österreichs entlegen ist.

Wenn Österreich nun am Rheine scharfe Wacht halten muß und kann, so hält der Doppeladler auch die wertvollsten Teile von Oberitalien, das fruchtbare Mailand vorweg, und die ganze Südhälfte der Halbinsel in seinen Klauen. Es trifft sich günstig, daß einige Zeit nach dem Rastatter Frieden ein spanischer Vorstoß zur Rückgewinnung Italiens scheitert und Savoyen, das sich dabei zweideutig benommen hat, für das österreichische Sardinien die Insel Sizilien hergeben muß. Österreich hat nun das Erbe hohenstaufischer Südherrschaft übernommen, das es in zahllosen und oft ruhmvollsten Schlachten bis zum Jahre 1866 fest bewahrte, wenn auch bald das südliche Italien und 1859 die Lombardei abbröckelten.

Karl VI., der neue Herr des Prinzen Eugen, trägt schwer an dem Verlust der spanischen Krone. Alles in der Person dieses Herrschers ist repräsentative Haltung. Er hat aus Spanien das Zeremoniell mitgebracht und das ist neben einem wahren Heere spanischer Schmarotzer das einzige, was von dieser Krone übrigblieb. Aber er kann sich noch immer nicht von der südeuropäischen Kombination lossagen, und so ist er im wesentlichen das Haupt der spanischen Partei in der österreichischen Politik, während der Savoyer die deutsche Partei um sich versammelt hat. Zwischen dem Kaiser und seinem unvergleichlichen Diener besteht nicht mehr das brüderliche Verhältnis, wie es zwischen Eugen und dem zu früh verblichenen Joseph bestanden hatte, Karl kann den Ton solcher Vertrautheit nicht finden, er bleibt im Abstand, ist immer der Herr. Ja, es hat durch beispiellose welsche Hinterlist sogar mehr als eine schwere Verstimmung zwischen den beiden gegeben. Der Kaiser ließ sich ein Märchen von angeblicher Verschwörung des Prinzen erzählen, und der Feldherr mußte seine ganze soldatische Geistesgegenwart und Härte aufbieten, um den Habsburger aus diesem Netz von Verleumdungen zu reißen.

Dies aber ist erst nach einem neuen glorreichen Feldzug des Prinzen geschehen. Während Frankreich sich eben langsam von seinen schweren Kriegswunden erholt, gelingt es Eugen, der als Präsident des Hofkriegsrates die diplomatischen Verhandlungen mit den Türken leitet, die Pforte zu einem Angriffskriege gegen ein inzwischen mächtig ge-

rüstetes Österreich zu locken. Dieses ist mit den von den Osmanen bedrängten Venezianern verbündet, denen Eugen einen seiner besten Feldherrn, den sächsischen Heerführer Schulenburg, zu Hilfe gesandt hat. Nun fordert man von der Pforte, den Krieg gegen die alten Bundesgenossen Österreichs zu beenden. Als daraufhin 200 000 Türken unter ihrem Großwesir Ali Pascha in Südungarn einfallen, treffen sie auf ein vortreffliches, wenn auch bei weitem schwächeres Heer der Kaiserlichen, wieder unter des Savoyers Führung. Bei Peterwardein kommt es am 5. August 1716 zu einer gewaltigen Schlacht, die durch den Einsatz der schweren österreichischen Reiterei eine vernichtende Niederlage der Türken wird. Neben 160 Geschützen und 156 Fahnen bleibt eine riesenhafte Beute in der Hand der Sieger. Prinz Eugen aber wendet sich, das zweifelhafte Unternehmen eines vorschnellen Eindringens in den Balkan unterlassend, gegen die Feste Temesvar, das ragende Bollwerk des letzten türkischen Ungarn, und bringt sie durch eine kurze, allerdings opferreiche Belagerung in seine Hand. Dann folgen Streifzüge nach Bukarest, wo der Hospodar der Walachei gefangen wird, und nach Jassy in der Moldau, wo allerdings die Türken die verwegenen Truppen aufreiben.

Für das nächste Jahr aber wird in Österreich und in Wien, das in Festen schwelgt, als läge alles Leid der nahen Vergangenheit schon im tiefen Ozean des Vergessens, entschlossen gerüstet. Der Feldzug von 1717 wird eine österreichische Armee sehen, die — seltene Episode in der langen Reihe österreichischer Kriege — auf das trefflichste ausgestattet, den Angriff beginnen kann. Ja, es steht sogar für die auf der Donau zu gewärtigenden Kämpfe eine starke Flottille bereit, Vorläufer der Donaumonitore des Weltkrieges.

Über Donau und Save werden Brücken geschlagen, denn der Angriff gilt dem beherrschenden Belgrad. Die Stadt kann eingeschlossen werden, noch ehe die Türken im Felde erscheinen, weil die Kaiserlichen den Feldzug ungewöhnlich früh eröffnet haben. Aber die Belagerungskämpfe ziehen sich lange hin und kosten Opfer genug. Die Türken kommen noch zum Entsatze zurecht und schließen nun ihrerseits einen Bogen um die brückenkopfartig, die unbezwungene Stadt als Pfahl im Fleische, über den Strom gegangene österreichische Armee. Mit 220 000 Mann, darunter sehr viel Reiterei,

steht der Großwesir Chalil Pascha der von zwei Seiten im Feuer liegenden kaiserlichen Armee gegenüber. In dieser Lage, in der auch nur ein kleiner Mißerfolg zur Vernichtung ausschlagen muß, da ein Rückzug der Armee über die beiden Schiffbrücken praktisch eine Unmöglichkeit wäre, entschließt sich der Prinz zum Angriff, und zwar einen Tag bevor die Türken selber, wie der Savoyer erfahren, den Vernichtungsschlag führen wollen. Eugen weiß, um was es am 16. August geht. Seine kalten Worte: „Entweder werde ich mich Belgrads oder die Türken werden sich meiner bemächtigen", reden eine deutliche Sprache für den Ernst der Lage. In unsichtiger Nacht beginnt der Feldherr den Angriff, auf dessen Gelingen alles ankommt und den er doch nur mit 40 000 Mann zu führen vermag. Schon scheint, durch den Nebel verursacht, die kaiserliche Front auseinanderzureißen und die türkischen Massen dringen bereits in dieser Bresche im Zentrum siegreich vor, als der Prinz, bei aufhellendem Morgen die Gefahr erkennend, den Gegenstoß einsetzt. An der Spitze der unvergleichlichen schweren Reiter fällt er selbst die Feinde in der Flanke an, die ihr Vordringen in der Mitte geboten, und erzwingt nach heißestem Ringen den alsbald zur Flucht ausartenden Rückzug des Türkenheeres. Nun muß am 22. August auch das tapfere Belgrad sich ergeben.

Im Juli des nächsten Jahres (1718) aber kommt es, wozu England bereits seit Peterwardein drängte, zum Frieden. Die Türken müssen in Passarowitz dem Kaiser nicht nur den vollen Besitz von Ungarn und seiner Nebenländer überlassen, er erhält auch noch Belgrad und Serbien bis Kragujevac, das halbe Bosnien und die Kornkammer der Walachei bis zur Aluta. Die Hospodare der Walachei und der Moldau aber müssen fortan dem Kaiser Tribut zahlen. Dieser, Österreichs glorreichster Friede, rückt die Macht des Habsburgerreiches, damit aber auch den Bereich deutscher Volksmacht, bis an die Tore des Schwarzen Meeres. Es bedarf nur mehr eines leisen Nachdruckes und Österreich wird als Lohn seiner jahrhundertelangen Kämpfe mit den Ungläubigen den Schutz über die befreiten Balkanslawen übernehmen und bis an den Bosporus hin gebieten können. So scheint es im hoffnungsvollen Jahre 1718.

Aber schon beginnen schmerzliche Sorgen das Herrscherhaus zu bedrücken, dessen einziger Vertreter damals Karl VI. ist. Sein

Bruder Joseph hatte nur Töchter hinterlassen, dem Kaiser ist der einzige, 1716 geborene Sohn gestorben. Die Frage der Nachfolge taucht auf, nachdem gerade erst die spanischen Habsburger erloschen sind. Sollen die österreichischen Königreiche und Länder, so mühsam, unter heißen Kämpfen erworben und in stolzer Tradition erhalten, auch so zerzaust und zerrissen werden, wie die spanischen? Der Kaiser teilt seinem Geheimen Rate bereits 1713 als seinen Willen mit, daß die Erbfolge in Ermangelung männlicher Nachfahren auf seine Töchter, im Falle ihres Todes aber auf die Töchter Josephs übergehen solle. Für dieses Hausgesetz aber muß er, besonders mit Rücksicht auf Ungarn, die Zustimmung der Stände erlangen. So sehen wir denn die Stände der österreichischen und der böhmischen Länder in den Jahren 1720 und 1721 dieser als „Pragmatische Sanktion" verkündigten Erbfolge über die Unzertrennbarkeit der österreichischen Länder ihre Zustimmung erteilen. Ja, die Böhmen sagen sogar — so sehr wirkt noch das deutsche Schwert aus der Schlacht am Weißen Berge nach — der Kaiser habe ihnen seine Disposition „aus purem Überfluß" zukommen lassen. Es ist hier anzuführen, daß die Zustimmung von Tirol, und zwar von seiten der geistlichen Stände, nicht ohne Einwendungen erfolgte. Unschwer erlangt der Kaiser 1722 die Zustimmung der Siebenbürger und 1722 erklärt auch der ungarische Reichstag, daß die Krone und seine Nebenländer nach denselben Grundsätzen vererbbar sein solle, wie sie für die österreichischen und die böhmischen Länder in Geltung stünden. Als selbst die Niederlande ihre Zustimmung erteilt haben, erfolgt die Veröffentlichung des weltgeschichtlich so bedeutsam gewordenen Grundgesetzes auch für die Lombardei.

Der Kaiser hat nun, als ihm in der Folge tatsächlich Söhne versagt geblieben sind und damit die Erbfolge seiner Tochter Maria Theresia, die am 13. Mai 1717 während des Türkenkrieges geboren worden war, in Aussicht stand, die Zustimmung der europäischen Mächte zur Pragmatischen Sanktion zu erlangen gesucht, obwohl Prinz Eugen auf eine solche weniger Wert legte als auf das Bestehen einer starken, wohlausgerüsteten Armee und einer wohlgefüllten Kriegskasse. Karl VI. beginnt für sein Lebenswerk Opfer über Opfer zu bringen und seine äußere Politik in dieser an Bündnissen reichen und wandelbaren Zeit nach diesem Wunsche hin abzustimmen.

All diese Bestrebungen haben bei weitem mehr Mittel erfordert, als die Durchführung des Rates von Eugen Kosten verursacht hätte. Und welches Unheil hätte damit vermieden werden können! So aber haben sich die erlangten Zustimmungen der europäischen Mächte im Augenblick der Erprobung als nichtig erwiesen.

Um England und Holland zu gewinnen, nachdem bereits Preußen und das neu in der europäischen Politik auftauchende Rußland 1723 und 1726 ihre Zustimmung erteilt haben, muß nun der Kaiser, weil ein von ihm herbeigeführtes Bündnis mit Spanien sich als brüchig erwiesen hat, seine flandrische Lieblingsgründung, die Ostindische Handelskompagnie, opfern. Auch die Orientalische Handelskompagnie in Triest wird von den Seemächten mit scheelen Augen angesehen. Und dabei hängt Karl gerade an diesen Gründungen. Ist doch unter seiner Regierung Triest ebenso wie Fiume ein Freihafen geworden, beginnt doch der Habsburgerstaat sich auf dem Meere zu zeigen.

Die auswärtige Politik Karls VI. trägt seit 1718, auch in der späteren Zeit, wo sich Kaiser und Feldherr einander nähern, den hemmenden Stempel des Erhaltens, die Lähmung der Saturiertheit. Es fehlt an den großen Zielen, die Außenpolitik wird zur Defensive. Es kann nicht geleugnet werden, daß der große Savoyer unter der Wirkung der endlosen und blutigen Strapazen seines stets von Kriegen, Märschen und Reisen erfüllten Lebens der Jahre bis 1718 müde geworden ist. Nicht mehr der alte Draufgänger und kühne Forderer, sondern ein weiser Staatsmann steht vor uns, dessen Politik dem ruhigen Werden zugewandt ist, der für sein Österreich und das Reich, die für ihn beide auf das engste verbunden sind, Windstille wünscht, wie Metternich nach den napoleonischen Kriegen, wie Bismarck nach dem Kriege von 1870. Aus dem alternden Prinzen spricht jetzt mehr als früher die abgeklärte, wägende, welterfahrene Staatsklugheit. Seine Blicke gleiten sorgenvoll in die Zukunft, er sucht — wie Bismarck später — den europäischen Himmel nach Möglichkeiten und Gefahren ab. Dabei erhebt sich der alte Held zu Ratschlägen von unheimlichem Tiefblick und hinreißender Liebe zu dem Vaterland seiner Wahl. Er sucht Bündnisse und Allianzen, wie es auch Bismarck getan hat. Er sieht die Notwendigkeit eines Zusammengehens Österreichs mit zwei werdenden Mächten Europas: Brandenburg-Preußen, das wirklich schon eine sehr beachtliche Macht

geworden ist, dessen König über eine starke Armee verfügt, und Rußland, das mit aller Triebhaftigkeit robuster Machtentfaltung, ein Reich der riesigen Räume und der unerschöpflichen Menschenmassen, in den europäischen Bereich hineindrängt. Da sagt der alte Staatsmann, der in seinem Belvedere, wie in seinem Landsitz Straßhof, wie auch in den Feldlagern immer wieder an die Zukunft denkt: „Die Allianz zwischen den beiden Häusern Österreich und Brandenburg soll für ewige Zeiten geschlossen werden ... Beide Parteien finden bei diesem Vertrage ihre Sicherheit, und wenn Österreich, Preußen und Rußland zusammenhalten und bei allem, was kommen mag, wie ein Mann dastehen, so werden sie imstande sein, mit vereinten Kräften allen die Spitze zu bieten, die diese Allianz mit scheelen Augen ansehen." Wer denkt da nicht an die Meinung Bismarcks vom Bündnisse des Reiches mit Österreich und seiner notwendigen Verankerung in der Gesetzgebung der beiden Reiche, an sein Werben um die Freundschaft Rußlands, an den Rückversicherungsvertrag, der diese Freundschaft noch festhielt, obwohl schon die tragenden Säulen geborsten waren?

Es ist die Tragik in der österreichischen Politik von damals, daß bei solchem säkularen Weitblicke des großen Savoyers die Beziehungen zu Preußen mehr mit den Mitteln der diplomatischen Aushilfen behandelt werden: persönliche Beeinflussung Friedrich Wilhelms I. durch die gesellschaftlichen Künste des Grafen Seckendorf, Eheberatung und vermittelnder Eingriff in die Familienzwiste am preußischen Hofe, endlich Finanzierung des Taschengeldes des jungen Prinzen Friedrich durch eine kaiserliche Gabe von 1000 Dukaten im Monat; daß man sich aber der Erfüllung der preußischen Wünsche auf die rheinischen Länder Jülich und Berg versagt, neben vielen Beweggründen letztlich doch auch aus dem Ruhebedürfnis des Gesättigten heraus, der sich durch den ausgreifenden Geist unsaturierter Nachbarn beunruhigt fühlt, ihr starkes Wachstum daher eindämmen möchte. Und dieses werdende Preußen von damals war der am wenigsten gesättigte Staat von Europa! So ist auch Eugen, geschweige denn der Kaiser, diesem Staate und seinem König gegenüber im Grunde versagend geblieben, obwohl Friedrich Wilhelm I. gerne bereit gewesen wäre, für die Habsburger sich voll einzusetzen, wenn dabei die Wünsche seines eigenen Landes Berücksichtigung gefunden

hätten. Der Kaiser hat zuviel Rücksicht auf die Wittelsbacher genommen und deren Anerkennung für die Pragmatische Sanktion erstrebt, weil der Kurfürst von Bayern mit einer Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph vermählt war und deshalb die Nachfolge in Österreich ebenso für sich begehrte, wie der Kurfürst von Sachsen, der sich mit der anderen Tochter verheiratet hatte. So geht die kaiserliche Politik, schon umflattert von den Geiern des späteren österreichischen Erbfolgekrieges, bedächtigen Gang, ohne durch eine gewaltige Kraftäußerung in Europa sich von den Fesseln der Rücksichten freizumachen. So hat man aber auch keinen echten, auf Gedeih und Verderb verschworenen Freund zur Seite, so wird man Kriege führen aus Staatsräson, ohne zwingenden Grund und darum auch ohne letzten Einsatz und siegende Leidenschaft.

Als August der Starke von Polen stirbt (1733), will der Kaiser dessen Sohn August III. die Krone des Wahlreiches verschaffen, wofür Sachsen nun endlich die Sanktion anerkennt. Aber Frankreich wünscht den Edelmann Stanislaus Lesczynski auf dem polnischen Throne und weil die französische Politik nach längerer Friedensgeneigtheit auf einmal wieder angriffslustig geworden ist, kommt es zu einem Kriege. Diesmal aber stehen auf seiten des Kaisers nur das Reich ohne die Fürsten, sowie Rußland, das für solche Kämpfe noch zu wenig in die Waagschale werfen kann, während Frankreich Spanien und Sardinien als Bundesgenossen mitbringt. Prinz Eugen bricht zu seinem letzten Feldzug auf. Zwei Jahre hält er den Ansturm weit überlegener französischer Kräfte auf. Aber die Reichshilfe ist ebenso unzulänglich, wie die österreichischen Truppen an Zahl schwach sind. Zehntausend Russen, die im zweiten Feldzugsjahre an den Rhein kommen, erweisen sich noch als wenig wertvolle Unterstützung. So gehen deutsche Festungen am Rheine an die Franzosen verloren, weil sich der Savoyer auf die Verteidigung beschränken muß. Er ist jetzt im Alter zum methodischen, bedächtigen Heerführer geworden, der sich keine Blöße gibt, keinen der verwegenen, verblüffenden Schachzüge mehr wagt, wie sie in früheren Jahren für ihn selbstverständlich gewesen waren, wo er durch sie das Gesetz der Zahl so oft überwunden hatte. Er ist nun bedachtsam wie einst der alte Prinz Ludwig von Baden. Zugleich aber beobachtet er kühl, abwägend und weitsichtig, was an neuen Männern vor seine Augen tritt. Da ist

der Kronprinz Friedrich von Preußen, den er mit dem preußischen Kontingent im ersten Kriegsjahre um sich hat. Er sieht in dem jungen Manne kommende Gefahren für sein Österreich. Und Friedrich selber hat gewiß mit scharfen Augen beobachtet, wie dieses Heer des Kaisers nicht mehr die Schlagkraft früherer Feldzüge besitzt, er sieht, wie in Italien die Generäle Karls, darunter auch der edle Graf Mercy, unglücklich fechten.

Der Prinz rät zum Frieden. Er rät aber seinem Kaiser noch viel mehr als den Abschluß des sieglosen Kampfes allein. Der Kaiser soll seine Tochter Maria Theresia, die ihm in Österreich nachfolgen wird, nicht dem unbedeutenden Herzog Franz Stephan von Lothringen, dem ihre Liebe gehört, sondern dem bayerischen Kurprinzen geben, damit sich Bayern mit Österreich vereinigt, wenn auch damit das Erzhaus wittelsbachisch wird. Der Fremdling und Flüchtling, der seiner Wahlheimat unsägliche Dienste geleistet hat und eben noch mit den erlahmenden Kräften des verbrauchten Greises am Rheine dafür sorgt, daß dem Heere kein Unglück zustößt, ist damit voll zum deutschen Staatsmann, zu einem der größten deutschen Patrioten emporgewachsen. Nach diesem Eugen hat Österreich keinen Mann mehr von gleichem Format besessen. Der Wahlösterreicher und Wahldeutsche zeigt seinem Kaiser den Weg zur Erneuerung Deutschlands aus dem Südosten her, Karl VI. aber hat sich versagt. Wie ein bürgerlicher Familienvater will er der Tochter die Wahl des Herzens nicht stören.

Der Franzosenkrieg endet 1736 in einem Vorfrieden, der 1738 endgültig wird. Österreich erreicht die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion und der Kurfürst von Sachsen wird polnischer König. Dafür aber erhält — eine neue böse Wendung der Dinge am Rhein — der polnische Stanislaus das deutsche Lothringen, Franz Stephan von Lothringen aber wird Großherzog von Toskana. Welcher Länderschacher volksfremder Zeit! Der Kaiser muß in Italien nicht bloß die toskanischen Küstenplätze, sondern auch Neapel und Sizilien an Spanien abtreten, das sich hier eine Sekundogenitur, eine Nebenlinie, errichtet. Damit ist für Österreich das südliche Italien verloren, allerdings werden dem Habsburger Parma und Piacenza als wertvolle Abrundung seines norditalienischen Besitzes zugesprochen.

Prinz Eugen hat noch den Abschluß des Vorfriedens erlebt. Dann ist er still am 21. April 1736 entschlafen, Österreichs größter Feldherr und weisester Staatsmann, als Soldat und Mensch gleich groß, Sieger in sieben Großschlachten und unzähligen Gefechten und Unternehmungen, nur einmal zurückgedrängt, selten erfolglos, niemals besiegt.

Trotz der bitteren Erfahrungen, die Karl VI. im Franzosenkriege gemacht hat, an dessen Verlust er schuld trägt, weil er noch ganz kurz vorher eine einschneidende Heeresverminderung in Österreich vorgenommen hatte, unternimmt der Kaiser einen neuen Krieg, diesmal an Rußlands Seite, in Erfüllung pragmatischer Bündnispflicht. Das erste Kriegsjahr 1737 sieht noch die Einnahme von Nisch durch die Österreicher, das zweite schon wechselnden Kampf, das dritte aber die Niederlage des unfähigen Feldherrn Wallis bei Kroczka und den übereilten Sonderfrieden dieses Generals und seines Abgesandten Neipperg. Die Türken können sich des Belgrader Friedens freuen. Von den Errungenschaften des Jahres 1718 verbleibt nur noch das Banat bei Österreich. Belgrad, das Tor nach dem Balkan, und die Walachei, das Fenster nach dem Schwarzen Meere, sind verlorengegangen.

Der Kaiser wird von inneren Bedrückungen gequält. Er muß sich sagen, daß er die besten Eroberungen seiner ersten Regentenjahre verloren hat und dies durch eigene Schuld. Das Heer ist verfallen, mit Eugen ist sein letzter großer Führer dahin. Die Staatskassen sind leer. Dem großen Prunk dieser kaiserlichen Regierung entspricht die innere Lage des Staates schlecht. Man ist noch weit hinter einer richtigen Zusammenfassung der österreichischen Länder zurück, das kleine Preußen hat vor Österreich in seiner inneren Organisation einen großen Vorsprung gewonnen, wenn auch gewiß die Schwierigkeiten hier nicht so beträchtlich waren wie im Habsburgerreiche. Aber Preußen erhält aus eigenen Mitteln bereits ein schlagfertiges Heer, und der Kaiser hat seine herrliche Armee zahlenmäßig und der Ausstattung nach verkümmern lassen, obwohl er einen überaus weitläufigen Staat zu schützen hat und seine Besitzungen vielfach denkbar ungünstig gelegen sind.

So ist der Lebensabend jenes Herrschers beschattet, der aus Spanien voll Hunger nach Glanz der Krone und Weite der Herrschaft in die

Heimat zurückkehrte. Unter seiner Regierung aber, die ihm schließlich den äußeren Erfolg grausam wieder entriß, war gleich in den ersten glücklichen Jahren der Entspannung nach so langwierigen Kriegen, zum Teil während der Notjahre selbst, die triumphierende Kunst des österreichischen Barock emporgewachsen. Kaiser, Adel und Kirchenfürsten ließen Paläste und glanzvolle Kirchen erstehen. Die Giebelhäuser der Bürger, die vielfach in der Türkenzeit schwersten Schaden erlitten hatten, werden von dieser prunkvollen Entfaltung überschattet, zum Teil verdrängt. Selbst die uralten Stifte in den Erblanden, diese stillen Residenzen der Landschaft, beginnen von sich aus, zum Teil auch von der Hofburg bedeutet, ihre verwitterten Klostergebäude und gotischen Kirchen im Kaiserstile umzubauen. Sie schaffen mächtige Anlagen und versäumen auch nicht, dem Neubau richtige Kaisergemächer anzufügen, damit das Oberhaupt der Christenheit, wofür der Kaiser ihnen immer noch gilt, überall auf einer Reise durch die Erblande eine Residenz besäße. Wie hatten sich doch auch nach den Qualen und Lasten der Kriege und den fürchterlichen, erst 1717 erloschenen Heimsuchungen der Pest die Künste in den Tagen Karls VI. geregt, eine Blüte, die bis in die theresianische Zeit fortdauert! Bernhard Fischer von Erlach und sein Sohn Joseph Emanuel schufen unter vielem anderen die Hofbibliothek, die Winterreitschule und die Karlskirche, Monumentalbauten voll Größe und bannender Wirkung; des älteren Fischer großer Rivale Johann Lukas von Hildebrandt erbaut dem Prinzen Eugen das Belvedere in der jubilierenden Festlichkeit des beginnenden Rokoko, das schönste unter allen seinen Werken; der Tiroler Jakob Prandtauer richtet den Prachtbau der Melker Stiftskirche und des mächtigen Stiftsgebäudes empor und leitet mit Feinsinn und Kraft die Barockisierung vieler Kirchen und kirchlicher Gebäude im Lande ob und unter der Enns. Während so Meister der Baukunst schaffen, harren die großen österreichischen Barockmaler, ein Daniel Gran, die Altomonte, Peter Strudel, M. Rottmayr und noch Anton Maulbertsch der Stunde erhabener farbenfreudiger Ausschmückung, und Bildhauer, wie der Meister der Brunnen, Raphael Donner, und der Schöpfer ergreifender Grabmäler, Balthasar Moll, auf raumbeherrschende, raumbelebende Gestaltung. So ist hier, siegend über die frühere italienische Vorherrschaft, wieder eine Kunst von Deutschen

aufgekommen, die das Antlitz der Ostmark doch auch erdgebunden geformt hat.

Fröhlichen, sonnigen Tagen gehören diese Hervorbringungen und die düstere Wucht eines Abraham a Santa Clara, dieser Posaune des Jüngsten Gerichts — untrennbar von der entsetzlichen Pest- und der ebenso harten Türkenzeit — ist entspannter Kraft und gesicherter Ruhe gewichen.

Zur besten Zeit von Karls Herrscherleben hatte Leibniz Wien, das damals, gelöst aus langen Leiden, schon die alle Fremden bezaubernde, lockende Stadt war, zur Hauptstadt des deutschen Geistes erheben wollen. Wie bitter, daß sein Projekt einer deutschen Akademie an der Donau vom Kaiser nicht erkannt wurde! Dieses Versäumnis war ebenso einschneidend, wie später des Kaisers Franz verständnisloses Abweisen des großartigen Gedankens von Friedrich List, von Österreich aus die Zolleinigung Deutschlands vorzunehmen. Halten wir zu solchem Vollbringen und solchem Plane die Deutschbesiedelung Ungarns, die der Prinz Eugen und seine Freunde auf ihren Gütern, dann der edle Statthalter Graf Florimund Mercy im verwüsteten Banat in die Wege leiteten, so steht die Zeit viel deutscher vor uns, als man sie oft werten möchte. Die Erschließung des südlichen Ungarns durch schwäbische und rheinische Bauern eröffnete eine neue deutsche Welt und sollte nach der Meinung Eugens eine neue Säule der österreichischen Macht bilden. Segensvoll geht Eugens und Mercys kolonisierendes Wirken noch in den Tagen der Großen Kaiserin und des Volkskaisers Jose weiter. Richtig hat erst der unselige Ausgleich von 1867 die deutsche Zukunft an der unteren Donau verriegelt. Dennoch aber sprechen auch heute noch die blühenden Schwabendörfer des Banats und der Bacsca für das stolze deutsche Planen ihrer Gründer und Förderer.

Als Kaiser Karl vier Jahre nach dem Tode seines unersetzlichen Ratgebers stirbt, hat sich die Welt zu neuer Gestaltung bereitet. Der Staat des deutschen Nordens, ungeheuer erstarkt unter dem Verwaltungs- und Spargenie Friedrich Wilhelm I., schickt sich an, das Gleichgewicht im Reiche, das seit Jahrhunderten keine wesentliche Änderung erfahren hatte, umzustoßen, die Mitteleuropapolitik Eugens zu vernichten und den deutschen Geschicken die Wendung zu geben, die dann rasch zum Untergange des alten Reiches steuert.

Wir greifen in die tiefsten Wunden des deutschen Loses. Als die Hohenstaufen im Kampfe mit den Päpsten erlagen, hatten zugleich die partikularen Mächte in Deutschland den Sieg über das Kaisertum erstritten, dessen Rechte durchlöchert und zum Teil bereits feierlich weggegeben, dessen Krongüter verschwunden, dessen Einnahmen fast zerschmolzen waren. Die Landesfürsten allein konnten in dem nun heranbrechenden neuen Geschichtsabschnitte Geschichte machen, und es mußte das besondere, bei der Fülle der Dynastenfamilien sehr unwahrscheinliche Glück Deutschlands sein, wenn sich e i n Herrscherhaus durch glückliche Mehrung seines deutschen Besitzes so weit über die anderen erhob, um von sich aus, aus den eigenen Mitteln seiner Hausmacht die Krone wieder in ihre alte Machtfülle einzusetzen. Dieser mögliche Ausweg aus der deutschen Not der territorialen Zersplitterung adelt die Bemühungen eines Rudolf von Habsburg, eines Albrecht I., eines Karl IV. Die Luxemburger, nahe daran, dieses Ziel erreicht zu haben, verzettelten durch Teilungen ihre Macht und gehen an ihren unglückseligen Erbanlagen zugrunde. Die Habsburger, durch das Glück begünstigt wie kein anderes deutsches Herrscherhaus, auch selber mit Tapferkeit, Fleiß und Klugheit ihren deutschen Besitz vermehrend, geraten durch die unerhörten Erfolge der friderizianisch-maximilianeischen Erbfolgepolitik in so ausgedehnte europäische, ja weltumspannende Fragen und werden durch die Nachfolge in Ungarn so sehr in schwere Sorgen verstrickt, daß von da ab ihr Drang und ihr Geschick, ihren Besitz in Deutschland im Kleinen auszubreiten und damit auf die Dauer unüberwindlich zu machen, zu erlahmen scheinen, ja, daß ein gewisses Vernachlässigen der wichtigen Vorlande und ein leises Abbröckeln sich geltend macht. In dieser Lage wird es das besondere Geschick der deutschen Nation, daß, gerade als Österreich, gelöst aus jahrhundertelanger Türkensorge, zur Großmacht aufgestiegen und nun ganz anders als früher imstande war, die deutsche Frage anzuschneiden und vielleicht zu lösen, neben dieser neuerstandenen Großmacht kaum ein Menschenalter später sich eine zweite zu erheben vermag, norddeutsch verankert, nach dem äußersten Nordosten des deutschen Raumes seine Krone benennend, protestantisch gerichtet und zentralistisch regiert. Nun erst erkennen wir voll das Versäumnis Kaiser Ferdinands im Dreißigjährigen Kriege, taucht noch einmal die verratene, mißlungene und doch so klare Politik

Wallensteins vor uns auf. Zwei Mächte stehen jetzt, da der Kaiser seinerzeit im letzten noch möglichen Augenblick seinem Ratgeber nicht folgte, nebeneinander in Deutschland. Und nachdem die Hausmachtspolitik des Mittelalters auf verschlungenen, oft krummen, fast immer unendlich langen Wegen, die oft auf einmal im Nichts erloschen, ihren tiefen Sinn in der möglichen Einigung der zerrissenen Nation besaß, tragen nun zwei deutsche Staaten Anspruch und innere Sendung, diese Neuformung des Reiches durchzuführen. Da aber beide ungeheuer verankert sind, in der Artung, in der Überlieferung und im Raume wurzeln, kommt es zwischen ihnen nicht zur erlösenden Klärung eines Entweder-Oder im Bestande, sondern nach furchtbarem Bürgerkrieg zu einem Frieden, der nur ein Waffenstillstand ist, endlich dann nach bittersten Folgen gegenseitiger Rivalität zu neuem Kriege, als dessen Ergebnis lebensvollste Teile der deutschen Nation aus dem Gefüge des übrigen Deutschland scheiden. So endet jahrhundertelange Wegbereitung eines neuen Reiches mit der vorläufigen Zerreißung der deutschen Nation.

Großmacht Österreich

Die Stunde der Pragmatischen Sanktion ist gekommen. Maria Theresia — deren Nachfolge sogleich vom bayerischen Gesandten auf Grund eines falsch gelesenen Testamentes Kaiser Ferdinands I. aus dem sechzehnten Jahrhundert angefochten wird — entfaltet eine so unerwartete Tatkraft, daß sie die schwankenden, schon halb bayerisch gewordenen Räte und das mit den Bayern schon rechnende Wiener Volk mit sich reißt. Die junge Frau steht in der schwersten Bedrängnis als ein Held vor uns, wenn wir aus ihrem Munde selber hören, daß sie unvorbereitet, „ohne Geld, ohne Kredit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissen, und ohne allen Rat, weil jeder Minister vorerst zu erspähen wünschte, wohin die Sache sich wenden würde", vor der größten Aufgabe ihres Lebens stand. Die Festigkeit dieser Herrscherin, in deren Adern das Blut der süddeutschen Habsburger und der norddeutschen Welfen floß, hätte auch wirklich die Lage ohne Verluste für den Gesamtstaat gemeistert, wenn nicht Friedrich II. von Preußen, eben selbst zum Throne gelangt, die Stunde für eine Veränderung des europäischen Staatensystems gekommen gesehen hätte.

Preußische Forderungen auf Schlesien werden erhoben. Sie stützen sich auf den alten, durch die Abtretung des Schwiebuser Kreises an den Großen Kurfürsten abgegoltenen, infolge der Rückgabe dieses Kreises durch Friedrich I. nach der Berliner Meinung wieder lebendig gewordenen Rechte und Ansprüche der Hohenzollern auf die Herzogtümer Brieg, Liegnitz, Wohlau und Jägerndorf. Friedrich erbietet sich, gegen die Abtretung von Schlesien oder eines guten Teiles davon Maria Theresia gegen ihre Feinde zu beschützen und rückt, als die Herrscherin ablehnt, sogleich in das Land ein. Die Preußen treffen Schlesien von Truppen entblößt und können sich

rasch Breslaus und der übrigen Plätze mit Ausnahme von Neisse bemächtigen. Als die Österreicher im Frühjahr des nächsten Jahres übers Gebirge kommen, um den Feind auszutreiben, werden sie bei Mollwitz am 10. April 1741 zurückgeworfen. In dieser ersten Schlacht zwischen Preußen und der Armee des Prinzen Eugen hat die österreichische Reiterei, ihre vornehmste Waffe, durch heldenhaftesten und verlustreichsten Einsatz ihre alte Ehre bewahrt.

Friedrichs Vorgehen und Erfolg rufen den europäischen Überfall auf Österreich hervor, der den Namen Österreichischer Erbfolgekrieg zu Unrecht führt. Denn alle die Angreifer hatten die Erbfolge Maria Theresias längst anerkannt. Nun aber schließt Frankreich ein Bündnis mit dem Preußenkönig ab, nun setzen sich die Truppen des Kurfürsten von Bayern im Hochsommer in Bewegung, nun wird alsbald Oberösterreich von ihm besetzt, und seine Reiter schwärmen bereits bis vor Wien aus. Es ist wie eine wunderbare Rettung dieser Stadt, als sich Karl Albert von Bayern von Frankreich verlocken läßt, unterstützt von einer französischen Armee, Prag zu erobern. Aber eben dieses Vorrücken der Bayern ruft nun auch die Sachsen gegen Maria Theresia ins Feld, in Italien aber führen die Spanier Krieg, denn auch sie erheben Anspruch auf die österreichischen Länder. Es ist ein Treppenwitz, daß die spanischen Bourbonen sich dabei auf die Erbverträge zwischen den beiden habsburgischen Linien stützen.

So stehen ringsum Feinde, nur England und die Seemächte anerkennen die Nachfolge Maria Theresias. Englische Vermittlung bringt auch den Waffenstillstand von Klein-Schnellersdorf mit Friedrich zustande, der gegen die Zusicherung von Niederschlesien in dem in Aussicht genommenen endgültigen Friedensschluß, den Abmarsch der Truppen Neippergs, die noch in Oberschlesien stehen, ermöglicht. Auch leisten die Ungarn, an die sich die junge Herrscherin in Preßburg persönlich gewendet hat, Hilfe, wenn auch die Stände zugleich gewisse Zugeständnisse erpressen. Jedenfalls aber, die Königin von Ungarn, wie Friedrich seine Gegnerin nennt, kann sich nun gegen ihre Feinde wenden, zumal auch die Stände der Erblande ihr nun Hilfe leisten. Der österreichische Gegenstoß gegen Bayern beginnt und setzt sich rasch durch. Ende 1741 aufgebrochen, säubert Graf Andreas Ludwig Khevenhüller Oberösterreich und dringt nach einem Siege bei Schärding in Bayern selbst ein. Der Kurfürst von Bayern,

Karl Albert, ist eben am 24. Jänner 1742 zum deutschen Kaiser gewählt worden, als sein Land in Bedrängnis gerät. Da Khevenhüller bereits vor Mitte Februar in München Einzug hält, wird der erste nichthabsburgische Kaiser schnell ein länderloser Mann.

Aber Friedrich II. zerstört die großartigen Aussichten Maria Theresias. Er ist ihr einziger ernstzunehmender Feind. Als er die Wendung der Dinge sieht, bricht er das Waffenstillstandsabkommen, um Österreich nicht mehr zu Kräften kommen zu lassen, die, wie er fürchtet, sich dann gegen ihn richten müßten. Er fällt in Böhmen ein und kann am 17. Mai 1742 in erbittertem, lang unentschiedenen Kampfe bei Chotusitz den Sieg davontragen. Die Königin sieht sich nun gezwungen, im Vorfrieden zu Breslau, dem im Juli der endgültige Abschluß zu Berlin folgt, auf den größten Teil Schlesiens, sowie auf die Grafschaft Glatz zu verzichten. Nur die beiden Herzogtümer Teschen und Troppau, sowie Teile des Herzogtums Jägerndorf verbleiben ihr. Sachsen, dessen kostspieliger Feldzug keinen Erfolg eingebracht hat, schließt sich dem Frieden an und wird fortan aus Besorgnis vor dem Wachstum des brandenburgischen Nachbarn im Bannkreise der österreichischen Politik bleiben.

Ist so ein sehr schmerzliches, aber nach der Sachlage unvermeidliches Opfer gebracht, so kann die Herrscherin um so leichter mit Bayern und Frankreich, die noch in Prag stehen, abrechnen. Die französische Armee, die sich Prags bemächtigt hatte, besteht am Ende des Jahres 1742 nicht mehr. Sie ist von den Österreichern teils vernichtet, teils gefangen worden.

In Bayern aber, das der Kaiser wieder zurückerobern konnte, dringen nach einem Siege bei Simbach, errungen über Franzosen und Bayern, die Truppen der Kaiserin erneut ein. Bald ist das Land zum zweitenmal erobert, und die Franzosen müssen über den Rhein flüchten. Im gleichen Jahre erringt mit österreichischer Hilfe das Landheer der Seemächte bei Dettingen einen vollkommenen Sieg über die Franzosen, einige Monate vorher aber hat General Traun bei Camposanto in Italien die Spanier geschlagen, und im September wendet sich gegen Abtretung eines lombardischen Landstreifens Savoyen auf die Seite Österreichs. Noch erfolgreicher scheint sich das nächste Jahr zu gestalten. Im Sommer gelingt es dem Schwager Maria Theresias, das nördliche Elsaß zu erobern. Schon erwägt die

englische Politik, die Königin für den Verlust Schlesiens durch Bayern zu entschädigen, dessen Stände bereits der Habsburgerin gehuldigt haben. Für den wittelsbachischen Kaiser aber wird als Ausgleich ein burgundisches Reich mit Teilen von Lothringen und dem Elsaß ins Auge gefaßt, das allerdings erst noch völlig den Franzosen entrissen werden muß. Jedenfalls ein großartiger Plan vom nationalen Gesichtspunkt aus! Er wird auch in Wien mit Begeisterung aufgenommen. Aber wieder scheitert dieses Beginnen an dem Preußenkönig. Friedrich hat mit Sorge die Erfolge seiner Gegnerin wahrgenommen und entschließt sich, von neuem den Krieg zu eröffnen, wofür ihm die Bedrängnis des Kaisers willkommenen Vorwand bietet. Er fällt in das unbeschützte Böhmen ein und bemächtigt sich der Hauptstadt Prag, der Städte Budweis und Tabor. Damit steht er bereits im äußersten Süden Böhmens, und die Eroberung des Landes scheint vollendet. Wird Maria Theresia auch das Königreich Böhmen einbüßen müssen? Da gelingt es der aus dem Elsaß eiligst abberufenen Armee Karls von Lothringen, über die Senke von Taus nach Böhmen zu gelangen. General Traun, ein Meister unblutiger Manöver, weiß den König von Stellung zu Stellung zurückzudrängen, wobei Friedrich schwere Einbußen erleidet. Auch 20 000 Sachsen erscheinen nun in Böhmen, aber bereits als Bundesgenossen der Königin. Selbst Rußland schließt sich den Verbündeten an. Indes der mehrfache Angriff auf Friedrich scheitert durch die Schlachten von Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf, die recht eigentlich erst den Ruhm der friderizianischen Waffen begründen. Dresden muß sich dem Preußenkönig ergeben. So ist auch diesmal die Fortsetzung des Krieges wenig aussichtsreich. Maria Theresia willigt am 25. Dezember 1745 in den Frieden von Dresden, der Schlesien im Umfang des letzten Friedensschlusses bei Friedrich beläßt. Dafür aber stimmt der König von Preußen der Wahl von Maria Theresias Gemahl Franz zum Kaiser zu, nachdem zu Beginn des Jahres der Wittelsbacher gestorben war. Damit ist das Kaisertum Franz I. gesichert, und Preußen hat durch seine Wahlstimme nochmals den Vorrang des Hauses Habsburg oder, wie es nun offiziell heißt, Habsburg-Lothringen anerkannt. Die Doppelbenennung, obwohl es sich von nun ab um das Haus Lothringen handelt, findet ihren Sinn in dem größeren Gewicht des alten Hauses, wie ja auch Franz persönlich neben den

Herrschergaben seiner Gemahlin zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Das Kaisertum ist in seiner Person Diener des Landesherrn von Österreich.

Maria Theresia hat für die Wahl Franz Stephans auch die Hilfe von Bayern erlangt. Sie mußte allerdings — und es war eine schmerzliche Entsagung — zugleich das Kurfürstentum an die Wittelsbacher zurückgeben (Friede zu Füssen, 22. April 1745), da der Krieg nach zwei Fronten bei der Schwere des Ringens mit Preußen nicht möglich war.

In Italien wird indessen noch weitergekämpft. Noch haben England und Frankreich ihre große Weltrechnung zu begleichen und daher die Seemächte alles Interesse, ihrem Gegner in Europa Schwierigkeiten zu bereiten. Allerdings können sich die Franzosen der österreichischen Niederlande bemächtigen. In Italien aber siegen die Truppen der Kaiserin, nachdem bereits Mailand in die Hand der Gegner gefallen war, unter Browne 1746 bei Piacenza und dringen auch in Südfrankreich ein, müssen jedoch wieder — wie einst der Prinz Eugen — vor Toulon umkehren. Es ist der unglückselige Stand der Dinge in Belgien gewesen, der im Frieden von Aachen, am Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges, am 18. Oktober 1748, Opfer erforderlich macht. Österreich erhält Belgien zurück, muß indessen in Italien an eine spanische Tertiogenitur Parma und Piacenza abtreten, und Sardinien den verheißenen Landstrich überlassen. Somit war nun die Regierung der Kaiserin allgemein anerkannt, Österreich aber hatte die Generalprobe als Großmacht bestanden. Ja, es ist gar nicht auszudenken, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn Preußen nicht 1744 den zweiten Angriff unternommen hätte. Maria Theresia aber sagte, zurückblickend über die schwere Kampfzeit: „Bis zum Dresdener Frieden habe ich herzhaft agiert, alles hazardiert und alle meine Kräfte angespannt, weil ja meinen armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische Hände zu fallen, wie dann, wenn ich nicht immer gesegneten Leibes gewesen wäre, mich niemand abgehalten hätte, diesem so meineidigen Feinde selbst entgegen zu ziehen. Wie ich jedoch gesehen, daß ich zum Dresdener Frieden die Hand bieten mußte, so habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieselbe allein nur auf den inneren Zustand meiner Länder gerichtet, um die erforderlichen Maßregeln

zu ergreifen, durch welche die deutschen Erblande gegen ihre zwei mächtigsten Feinde, gegen Preußen und die Pforte, erhalten und beschützt werden können."

Die Kaiserin hat wirklich so gehandelt. Es war ihr völlig klar geworden, daß ohne durchgreifende Reformen das Reich ihrer Vorfahren auf das äußerste gefährdet sei. Sie geht mit ganzer Kraft an den Wiederaufbau, bei welchem ihr Männer aus den Erblanden wie auch aus dem Reiche wirksam zur Seite stehen, wie denn große Menschen stets auch hingebungsvolle Mitarbeiter finden. Vom Vater her ist ihr der alte, etwas schwerfällige Straßburger Bartenstein geblieben. Die Kaiserin, die den Staatsapparat verjüngt, beruft die Schlesier Haugwitz und Hatzfeld, den böhmischen Baron Chotek, den zu Wien geborenen, aus mährischem Geschlechte, jedoch von einer norddeutschen Mutter stammenden Freiherrn von Kaunitz und Rietberg in die wichtigsten Ämter. Sie will die allzugroße „per abusum eingeschlichene Freiheit" der österreichischen Stände beseitigen, die an dem elenden Zustand des österreichischen Heerwesens Hauptschuld trug. Haugwitz verhilft ihr zu einer Steuerreform, die es möglich macht, ein Heer von 108 000 Mann dauernd zu erhalten. Die Landtage werden veranlaßt, sich ihres Steuerbewilligungsrechtes für eine bestimmte Zeit von Jahren zu begeben. So weicht der lähmende Einfluß der österreichischen Stände zurück. Auch die geistlichen und weltlichen Besitzungen werden jetzt der regelmäßigen Besteuerung unterzogen. Zugleich aber strebt die Kaiserin nun entschlossen den Einheitsstaat an. Für die auswärtigen und die Angelegenheiten des Herrscherhauses wird die Hof- und Staatskanzlei gegründet, die in Kaunitz einige Zeit nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges ihren genialen Leiter findet. Endlich wird nun auch die Verwaltung der deutschen und der böhmischen Erbländer einer einheitlichen Verwaltung unterstellt und zu diesem Zwecke das „Directorium in publicis et cameralibus" geschaffen, dem als Landesregierungen die Gubernien unterstellt werden. Diesen wieder sind die Kreisämter untergeordnet. Durch diese Maßnahmen, die zum Aufbau eines modernen Beamtenkörpers führen, der für die Erblande einheitlich und daher auch überall verwendbar ist, wird der Geltungsbereich der ständischen Selbstverwaltung allerorts eingeengt. Zugleich aber verbreitet sich im Zuge der Verwaltungstätigkeit der deutsch

amtierenden Kreisämter der Einflußbereich der deutschen Sprache. Der Adel der slawischen Gebiete Österreichs bedient sich seiner Muttersprache nicht mehr. Maria Theresia versteht es ja so meisterlich, den Adel, sogar den trotzigen ungarischen, nach Wien zu ziehen, wo überall Palais für den Winteraufenthalt der Aristokratie entstehen, auf die die Stadt mit ihren Festen und ihrem stolzen Hofleben stärkste und unmerklich verdeutschende Wirkung übt.

Mit aller Kraft wird am Ausbau des Heeres gearbeitet. Österreich soll keine Provinz mehr durch mangelnde Rüstung verlieren. Zu Wiener Neustadt wird die Militärakademie als Pflanzstätte hervorragender Offiziere gegründet, zu Wien ersteht die Ingenieurakademie, deren Leistungen Österreich bald in den Besitz eines trefflichen Geniekorps setzen werden. Die österreichische Artillerie wird vorbildlich. Das Heer aber soll künftig nicht mehr bloß durch Werbung aufgebracht werden, sondern durch Rekrutierung aus den Untertanen, wofür eine eigene „Seelenbeschreibung" in der späteren Zeit der theresianischen Regierung erfolgt. Die alte Militärgrenze erfährt Neuregelung und Zusammenfassung und sichert künftig die Südostgrenze des Reiches mit 17 Grenzerregimentern, die nicht mehr im Soldbezug stehen, sondern Grund und Boden als verteidigungspflichtige Lehen erhalten.

Mit einer so neu erstehenden Wehrmacht kann auch wieder kraftvolle Außenpolitik gemacht werden. Und das ist höchst bedeutungsvoll, denn in der Welt bereitet sich neuer Kampf zwischen England und Frankreich vor und neue Bündnissysteme beginnen die alten abzulösen. Man ist in Wien nicht sehr erbaut über das Ausmaß der im Erbfolgekrieg von England gewährten Hilfe. Dieses wieder sucht, um das mit ihm verbundene Hannover besser vor Frankreich schützen zu können, Verbindung mit Preußen, dessen Beziehungen zu Frankreich von der alten Herzlichkeit verlieren. So kann der Plan des österreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzlers Kaunitz, die jahrhundertelange Feindschaft mit Frankreich zu beenden und mit diesem Staate zu einem Bündnis zu gelangen, nach langen Mühen ausreifen. Die Saat seiner Arbeit als Botschafter zu Paris (1750 bis 1753) geht auf, als England und Preußen sich im Abkommen von Westminster einigen. Der Bündnisvertrag von Versailles folgt noch im Mai des gleichen Jahres 1756. Auch Sachsen und Rußland



Maria Theresia

werden von Österreich gewonnen, das unzweifelhaft an den Revanchekrieg gegen Preußen denkt.

Friedrich II. erkennt die Gefahren, die für ihn aus solchen Bündnissen und aus den Rüstungen Österreichs aufsteigen. Auf seine Frage nach der Ursache der kriegerischen Vorbereitungen in Wien verweist Kaunitz auf die in Europa herrschende Gärung. Eine zweite Anfrage des preußischen Gesandten weist er ab. Der König von Preußen entschließt sich zum zweiten Präventivkrieg seines Lebens. Indem er am 29. August 1756 in das wehrlose Sachsen einfällt, sichert er sich ein wichtiges Faustpfand. Aber sein Feldzugsziel ist Böhmen, das er besetzen will, ehe die Bündnisse zugunsten von Österreich wirken können. Dieser Plan scheitert durch die Tapferkeit der österreichischen Truppen, die er bei Lobositz im Oktober wohl zurückzudrängen, aber nicht zu schlagen vermag. Im nächsten Jahre aber wird er, nachdem er bei Prag den tüchtigen Browne geworfen, an der Eroberung der wichtigen Stadt durch ein österreichisches Entsatzheer behindert, das unter der Führung des Reichsgrafen Daun — es ist der Sohn des Helden von Turin, Wirich Daun — dem König bei Kolin eine schwere Niederlage beibringt. Friedrich muß unter bittersten Verlusten aus Schlesien zurück. Während er sich nach dem Westen wendet, wo inzwischen die Franzosen und die Reichsarmee heranrücken, erobern die Österreicher durch ihre Siege bei Moys an der Neiße und bei Breslau Schlesien zurück. Noch vor der Wiedergewinnung von Schlesien hat ein österreichisches Reiterkorps unter General Haddik der Stadt Berlin einen zweitägigen Besuch abgestattet (16. und 17. Oktober). Friedrich ist verloren, wenn es ihm nicht gelingt, die Österreicher aus Schlesien zu verdrängen. Mit verhältnismäßig schwachen Kräften, aber gespornt durch den eben errungenen glänzenden Sieg bei Roßbach, wo die Franzosen erbärmlich versagt haben, dringt der König nach Schlesien ein und schlägt bei Leuthen die schönste Siegesschlacht seines Lebens gegen die zahlenmäßig bei weitem überlegenen, aber durch Prinz Karl von Lothringen schlecht geführten Österreicher. Die Schlacht vom 5. Dezember, die den Österreichern die Winterquartiere in Schlesien entreißt, bringt das ganze Land, mit Ausnahme von Schweidnitz, wieder in preußische Hand. Aber die Kaiserin rüstet um so mehr für das nächste Jahr, und der bedächtige Daun wird nicht mehr den unfähigen Karl an der

Seite haben. Der König allerdings eröffnet den neuen Feldzug mit einem verwegenen und gefährlichen Einfall in Mähren und belagert Olmütz. Jedoch die entscheidende Verstärkung für die letzten Anstrengungen der Belagerer wird am 30. Juni bei Domstadel von General Gideon von Laudon — einem Livländer, der in Österreich seine Wahlheimat gefunden hat — angegriffen und zum Teil vernichtet, zum Teil gefangen. Der König ist nun zum Rückzug gezwungen und fortan endgültig auf die Verteidigung gewiesen. Friedrich erleidet noch im gleichen Jahre durch einen von Laudon angeregten Überfall Dauns bei Hochkirch eine schwere Niederlage, doch behauptet der unerschütterliche Hohenzoller auch in diesem Feldzuge Sachsen und Schlesien. Das Jahr 1759 — Friedrich muß wie 1757 zugleich auch immer wieder gegen die Russen und Franzosen kämpfen, wenn auch deren Leistungen in diesem Kriege recht gering sind — bringt neue Schicksalsschläge. Es ist am 12. August, da erleidet der König bei Kunersdorf die furchtbarste Niederlage seines Lebens. Laudon führt, nachdem die Russen unentschieden gefochten, einen entscheidenden Flankenstoß mit vierzehn Schwadronen der österreichischen Reiterei. Wenn die Russen den Mahnungen des verwegenen Heerführers folgen, ist Berlin und mit ihm die Sache des Königs und Preußens verloren. So aber sind die Russen zu keinem Nachsetzen zu bewegen, und Friedrich kann sich wieder erholen. Aber er nennt dieses Unterbleiben der Verfolgung selber das „Mirakel des Hauses Brandenburg". Um Dresden, das Daun gewonnen hat, wieder zurückzugewinnen, wendet sich der König nach Sachsen. Ein von ihm zur Umgehung der Österreicher gegen die Rückzugsstraße Dauns vorgeschobenes Korps unter General Finck wird indes von den Österreichern umklammert und am 21. November mit 15000 Mann zur Ergebung gezwungen. So können die Österreicher in Sachsen die Winterquartiere dicht gegenüber den Preußen behaupten. Im nächsten Jahre bestürmt der König vergebens das furchtbar zerschossene Dresden. Aber schon muß er wieder nach Schlesien eilen, wo Laudon den General Fouqué bei Landeshut mit Übermacht angefallen und bis zur Vernichtung geschlagen hat. Nur Breslau gebietet dem kühnen Österreicher Halt, nachdem er bereits die Festung Glatz mit stürmender Hand genommen hat. In heißem Kampfe wirft nun Friedrich seinen gefährlichsten Gegner Laudon bei Liegnitz zurück.

Im Herbst aber wird durch einen österreichisch-russischen Doppelangriff Berlin zur Übergabe genötigt und schwer gebrandschatzt. Vor dem heranrückenden König weichen die Verbündeten wieder zurück, aber Daun hat inzwischen ganz Sachsen erobert. Diesen hartnäckigen Feind zu vertreiben, ist die Aufgabe der großen Schlacht bei Torgau, die infolge der weit überlegenen österreichischen Artillerie nur durch die Entschlossenheit Ziethens in letzter Stunde noch gewonnen werden kann. Dennoch behaupten sich die Österreicher auch jetzt noch im sächsischen Winterquartier. Im nächsten Jahre entgeht der König mit seinem zusammengeschmolzenen Heere durch die Kampfmüdigkeit der mit Laudon vereinigten Russen glücklich einem schwer überlegenen Angriff. Laudon jedoch nimmt im Handstreich die Festung Schweidnitz. Die Lage ist für Friedrich so schwierig, daß selbst abenteuerliche Gedanken, wie der eines Bündnisses mit dem Tatarenchan, allerdings auch der näherliegende eines solchen mit den Türken, ihn beschäftigen. Schon sind beide Gegner, Österreich wie Preußen, schwer erschöpft, als durch den Tod der unerbittlichen Feindin der Hohenzollern, der russischen Zarin Elisabeth, eine völlige Wendung der Dinge eintritt. Ihr Erbe Peter, der den großen König bewundert, schließt mit ihm ein Bündnis ab, worauf auch Schweden, das allerdings nur mäßig gekämpft hatte, vom Kriege mit Preußen zurücktritt. Ja, ein russisches Hilfskorps von 20 000 Mann erscheint nun in Schlesien, und wenn auch Peter alsbald von seiner Gemahlin Katharina gestürzt wird und diese das Korps wiederum zurückruft, so wirken die Russen durch zweideutiges Verharren am Schlachtfelde für die Österreicher kräftebindend, und Friedrich kann Daun bei Burkersdorf schlagen, nach Böhmen zurückdrängen und dadurch das von ihm bereits belagerte Schweidnitz zum Fall bringen. Da Ende Oktober Friedrichs Bruder Heinrich gegen die Reichsarmee und die Österreicher bei Freiberg siegreich bleibt, ist der Krieg für die Kaiserin kaum mehr zu gewinnen. Indessen aber sind die erbitterten Kämpfe zwischen Frankreich und England mit dem Siege der Engländer zu Ende gegangen, und der Friede von Fontainebleau beendet am 3. November 1762 die Feindseligkeiten der beiden Mächte auch für Europa. Nun kommen auch Österreich und Preußen an den Verhandlungstisch, da die Kriegspartie völlig gleich steht. Die Österreicher beherrschen Glatz, aber die Preußen halten Teile von Sachsen in ihrem Besitz. So wird

denn zu Hubertusburg am 15. Februar der mörderische Streit beendet, der bestes deutsches Blut auf beiden Seiten der Kriegführenden in wahren Strömen getrunken hatte. Es war ein verwüstender Bürgerkrieg, und wir haben als Deutsche wenig Ursache, liebevoll bei den einzelnen Phasen dieses Ringens zu verweilen, so spannend sein wechselvoller Verlauf auch gewesen ist. Deutsche gegen Deutsche, überall soldatische Elite, deutsche Feldherrn gegen deutsche Feldherrn! Was hätte nicht errungen werden können, wenn ein Friedrich vereint mit Laudon seine Waffen hätte führen können! Deutsche Tragödie!

Der Siebenjährige Krieg hatte die Großmacht Preußen, dessen König sich den Ehrennamen der Große verdient hatte, im Feuer des Ansturmes von drei europäischen Großmächten und zweier Mittelmächte bewähren gesehen. Indes auch Österreich hatte sich unüberwindlich gezeigt und war mit stolzen Lorbeeren vom Schauplatz gegangen. Ja, der König von Preußen verpflichtete sich zu Hubertusburg, dem Sohne der Kaiserin, dem jungen Joseph, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, wessen er sich früher versagt hatte. So anerkannte der Hohenzoller nach dem langen Ringen unwillig nochmals das Übergewicht Österreichs im Reiche an. Es wird damit zu einem Triumph der Kaiserin, daß Joseph am 27. März 1764 gewählt werden kann. Die feierliche Krönung des jungen Kaisers hat kein Geringerer als der junge Goethe im ganzen Glanze der uralten Würde erlebt.

Wenn auch die Kanonen zwischen den beiden deutschen Staaten schwiegen, sie sind in der Folge doch keine Freunde geworden. Die ganze letzte Lebenszeit Friedrichs ist erfüllt von der besorgten Beobachtung der österreichischen Politik, die immer noch das Bündnis mit Frankreich aufrecht erhält, wie denn Kaunitz, als unerschütterlicher Gegner Friedrichs, sich stets von Preußen eines Bösen versieht. Nur einmal scheint sich eine Annäherung anzubahnen. Der junge Joseph II., der nach dem Tode seines Vaters Franz Stephan von der Kaiserin zum Mitregenten angenommen worden ist, wünscht eine Verständigung, da er das Anwachsen der russischen Macht in Polen mit Sorge beobachtet, da er Rußland im Begriffe sieht, die Türkei mit der Auflösung zu bedrohen. Österreich ist wegen der polnischen und der türkischen Frage scharf gegen die östliche Großmacht. So kommt im August 1769 ein Besuch des Kaisers Joseph im preußischen

Feldlager zu Neiße zustande. Der junge Kaiser erweckt wegen seines Ehrgeizes die Besorgnis Friedrichs, wie dieser wieder dem Österreicher unaufrichtig erscheint. Dennoch erfolgt eine Fortsetzung dieser Annäherungspolitik, indem Friedrich den Besuch im nächsten Jahre zu Neustadt in Mähren erwidert, wo auch Kaunitz aus Wien eintrifft. Friedrich schlägt zur Bereinigung der polnischen Frage eine Teilung Polens vor, die nach Aufstellung eines österreichischen Militärkordons auch tatsächlich 1772 Rußlands Zustimmung findet, nachdem Maria Theresia sich lang gegen diese von ihr als unmoralisch empfundene Politik gesträubt hat. Am 5. August 1772 wird Österreich die weite Provinz Galizien und Lodomerien zuteil, polnisch und ruthenisch sprechende Gebiete, mit geringer deutscher Bevölkerung lediglich im Westteile, der an Schlesien stößt und in den Städten der Zips, die als seinerzeit von Ungarn an Polen verpfändet mit Ungarn wieder vereinigt werden. Der Bevölkerungszuwachs ist kein glücklicher für Österreich. Auch räumlich fällt das neugewonnene Land bedenklich aus dem Rahmen der bisherigen, durch Gebirgsbau und Flußläufe zusammengebundenen Königreiche und Herzogtümer der Habsburger in Mitteleuropa. Es ist ausgesprochenes Glacis gegen das nach dem europäischen Herzraum hin vorrückende Rußland. Zweieinhalb Millionen Fremdsprachiger sind mit der neuen Provinz wieder Österreich einverleibt. Drei Jahre später wird dem Neuerwerb noch ein Stück der Moldau hinzugefügt, das der bedrängte Sultan wohl oder übel seinem zweifelhaften Beschirmer überlassen muß. Es ist die Bukowina, das Buchenland, wie es von den bald einziehenden deutschen Kolonisten genannt wird. Joseph nämlich sorgt dafür, daß nach Galizien und besonders nach der Bukowina sich deutsche Einwanderer wenden. Sie haben an dem Aufblühen der schwer verwahrlosten Länder segensvollen, wenn auch von den Wirtsvölkern unbedankten Anteil.

Nach diesem Erfolge im Nordosten sieht die unternehmende Wiener Politik nach neuen Taten aus. Kaunitz und der Kaiser wollen Bayern erwerben, damit Österreich für den schweren Verlust an deutschem Lande, den Schlesien bedeutet, Entschädigung findet. Denn man weiß in Wien, daß das Übergewicht in Deutschland auf die Dauer nur durch Verstärkung der deutschen Basis des Herrscherhauses zu behaupten ist. In Paris freilich findet Joseph gelegent-

lich einer Staatsreise (1777) für diesen Gedanken wenig Unterstützung. Aber der Wittelsbacher Max Joseph stirbt am 30. Dezember 1777 ohne Kinder, und der Erbe Karl Theodor von der Pfalz will nicht nach dem unwirtlichen München übersiedeln. So ist er denn geneigt, den Erbansprüchen, die Österreich mittelalterlich genug begründet, auf Teile von Niederbayern und der Oberpfalz seine Zustimmung zu geben. Auch sein eigener Erbe, der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, ist zur Abtretung bereit. Indes Friedrich vermag ihn umzustimmen und fordert als Sachwalter Karls die Österreicher zur Räumung des bereits besetzten Gebietes auf. Als der Kaiser nicht zurückweicht, fällt der König mit zwei Heeressäulen, insgesamt 160 000 Mann, in Böhmen ein, wo die Österreicher unter dem Oberbefehl des vom Feldmarschall Lascy beratenen Kaisers den Gegner erwarten. Aber es kommt zu keinen Schlachten, da bereits früh Verhandlungen eingeleitet sind. Maria Theresia, mit dem Vorgehen ihres Sohnes nicht recht einverstanden, hat sich an ihren Gegner gewendet und vermittelt. So kommt es denn im Jahre 1779, nachdem der Krieg recht unblutig gewesen ist, zum Frieden von Teschen, in welchem Österreich auf seine bayerischen Ansprüche gegen die Abtretung eines Streifens von Niederbayern, es ist das sogenannte Innviertel, verzichtet. Braunau, die Heimat Adolf Hitlers, Schärding und Ried sind damit österreichisch geworden.

Die Kaiserin ist als Friedensstifterin aufgetreten. Mit dem Wesen der großen Herrscherin vertrugen sich neue Feindseligkeiten, die nicht aus der Verteidigung Österreichs herkamen, nicht. Die Arbeit der Kaiserin gilt seit dem Frieden von Hubertusburg Werken des inneren Aufbaus. Sie hat die Großmacht Österreich organisiert und den vielgestaltigen Besitz des Hauses wenigstens in den böhmisch-österreichischen Ländern einheitlich zusammengefaßt. Für diese ist nun die Böhmisch-österreichische Hofkanzlei die oberste Verwaltungsbehörde. Noch sehen wir manches Schwanken in der Gestaltung der Ämter, die ja eine völlige Neuschöpfung bedeuten, wo manches sich nicht bewährt und ersetzt werden muß. Für alle Länder der Kaiserin aber wird ein Staatsrat ins Leben gerufen.

Die Kaiserin bessert die Lage der österreichischen Bauernschaft, die in den slawischen Gebieten noch leibeigen war, durch die Robotpatente für Schlesien, Böhmen und Mähren. Es sollen geregelte Besitzrechte

auch für die untertänige Bevölkerung herbeigeführt werden. So nimmt unter Maria Theresia das große Werk der österreichischen Bauernbefreiung seinen segensvollen Anfang, das allerdings den stark rückständigen Slawen besonders zugute kommt.

So fromm die Habsburgerin auch ist, hat sie doch noch in der ersten Zeit ihrer Regierung die Auswanderung heimlicher Protestanten ihrer Erbländer nach dem fernen Siebenbürgen angeordnet, sie betont das Recht des Staates über die Kirche, nimmt die Verwaltung des Kirchenvermögens in die Hand, beseitigt die Steuerfreiheit des Klerus und schränkt die kirchliche Eigengerichtsbarkeit ein. Die Angelegenheiten der Schule aber werden von ihr als ein „politicum" bezeichnet, eine Staatssache. Auf diesem Nährboden ist das spätere österreichische Reichsvolkschulgesetz, das die Schule Österreichs zur besten und modernsten unter allen deutschen Schulen gemacht hat, erwachsen. Sie läßt die Hochschule durch ihren Leibarzt van Swieten reformieren, der Schlesier Abt Felbiger von Sagan hilft ihr beim Aufbau der Normal- und der Trivialschulen, womit Österreich die Volksschule besitzt, deren Besuch verbindlich erklärt wird. Auf die Kaiserin geht auch die berühmte Theresianische Ritterakademie zu Wien zurück.

So weht ein frischer Wind des Werdens und Begründens, eines stolzen deutschen Aufbaus, durch die Regierungsjahre der großen Kaiserin. Zugleich entfaltet sich ein Hofleben voll Prunk und doch in echt österreichischer Natürlichkeit und Volksverbundenheit. Die Wiener leben die Geschicke des Hofes mit, und Maria Theresia spricht selber die liebenswürdige Mundart ihrer Hauptstadt. Und dieses fröhliche Leben ist keines ohne Geist. Am Kaiserhofe wird eifrig Musik gepflegt. Gluck findet mit seiner deutschen Oper in Wien eine Heimstätte, die deutsche Musik beginnt die italienische zu überwinden, schon beginnt das Wirken Haydns, schon erscheint der junge Salzburger Mozart. In der Dichtung reiht sich der Wiener Jesuit Michael Denis als begeisterter Barde Sined in die Klopstockschen Heerscharen, ein Alxinger versucht mit Wielands romantischen Epen zu wetteifern, Alois Blumauer erringt mit seiner travestierten Aeneis einen bedeutenden Erfolg.

Das Leben am Schönbrunner Hofe wird von Gottsched gerühmt, der leider vergebens für Wien eine Akademie der Wissenschaften

vorschlägt, wie es Leibniz schon früher tat. Wahrlich, diese Stadt, nun sorglos gebreitet in fröhlichem Leben, ist auch eine Hauptstadt des deutschen Geistes der damaligen Zeit. Klopstock und Lessing kommen hierher zu Besuch, wenn es auch leider nicht gelingt, die Gäste festzuhalten. Einer Berufung Lessings arbeitete eine der unerfreulichen Erscheinungen der damaligen Zeit — der getaufte Jude Sonnenfels — in hinterhältiger Weise entgegen. Wieland ersehnt einen Ruf nach Wien, und es ist geradezu ein Mißgeschick gewesen, daß die großen Frühklassiker bei solcher Annäherung hier nicht dauernde Wirkungsstätte gewannen. Aber die Stadt und der Hof waren dennoch dem deutschen Geiste aufgeschlossen und man hat sogar den Wiener Stubenmädchen nachgesagt, daß sie sich eifrig in die Lektüre von Goethes „Werther" stürzten.

Man darf aber das Bild der deutschen Kaiserin nicht abschließen, ohne nicht ihres segensvollen Erziehungswerkes als Mutter zu gedenken. Und sie hat 15 Kinder gehabt. Söhne wie Joseph, Leopold und Maximilian — den sie noch 1780 als Bischof von Münster und Kurfürst von Köln durchsetzen konnte, obwohl Friedrich eine drohende Haltung einnahm — sprechen für ihre Mutter eine deutliche Sprache. Aber auch Karoline, die nach Neapel heiratete und die unglückliche Maria Antoinette von Frankreich haben schließlich ihre Herkunft von der großen Frau nicht verleugnet.

In der äußeren Politik Österreichs hatte Maria Theresia, seit sie Joseph als Mitregenten annahm, ihm ein wenig beschränktes Betätigungsfeld eröffnet. Auch das Heerwesen war ihm übertragen, während sich die Kaiserin die innere Politik und Verwaltung selbst vorbehielt. Am 29. November 1780 stirbt die kluge Frau und Herrscherin, ein Leben voll Heldentum des Kampfes und voll Heldentum der Arbeit beschließend, Schöpferin einer Großmacht und zugleich eine durchaus lautere und gütige Persönlichkeit.

Nun gehört ihrem ehrgeizigen Sohne das Reich. Joseph II. ist eine einmalige Erscheinung in der Geschichte der Welt. Es hat keinen Herrscher mehr gegeben, der sich so hingerissen fühlte, das Glück seiner Untertanen zu vollenden, wie dieser Mann, und wenn das Zeitalter der Aufklärung, das damals mächtig Europa erfüllte, mit Stolz einen Lessing sein eigen nennt, so ist unter den deutschen Herrschern trotz des großen Friedrich der Habsburger Joseph sein edelster Ver-



Joseph II., Deutscher Kaiser

treter geworden. Der Kaiser glühte für seine Aufgabe, und er hat einen starken Verstand und einen harten Willen für seine Herrscherabsichten mitgebracht. In der Maschinerie seines großen Staates fühlen wir überall seine Hand, er führt den Pflug des Bauern, um des Landmanns Arbeit zu ehren, er läßt sich im düsteren Spielberg zu Brünn einschließen, um die Schauer seiner gefürchteten Kerker am eigenen Leibe zu erleben und danach sich entschließen zu können, er ist in seinen weitläufigen Ländern viel gereist, um selbst nachzusehen und Mißbrauch abzustellen. Als der überraschend mit gütiger Gabe, mit Lob und Strafe eingreifende Kaiser ist er eingegangen in unzählige Geschichten. Der leutselige Mann schafft alles steife Zeremoniell ab, als „Schätzer" der „Menschheit" eröffnet er seine Gärten, auch den Prater, dem Zutritt des Volkes. Und als man ihm einwendet, daß er dann nicht mehr unter seinesgleichen sei, gibt er die königliche Antwort: Wenn ich unter meinesgleichen sein wollte, müßte ich in der Kapuzinergruft (das ist die Begräbnisstätte des Hauses) wohnen. Sein durchdringender Verstand läßt sich nicht bestechen. Er gehört unter die ganz wenigen Menschen dieser Zeit, die über die Freimaurerei ein richtiges Urteil fällen: „Die sogenannten Freimäurergesellschaften", sagt er, „deren Geheimnisse mir ebenso unbewußt sind, als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinen Städte". Er sieht die Gefahr dieser sich selbst überlassenen Versammlungen, durchschaut die Allmacht ihrer Oberen und sieht Mißbräuche voraus, „die auf die Religion, Ordnung und Sittlichkeit schädlich einwirken konnten". Joseph läßt ihre Zusammenkünfte überwachen.

Religiös ist er der beste Katholik, wie ihn der Papst selber nennt, aber er nimmt der Kirche gegenüber die ganze Omnipotenz des Staates in Anspruch. An seinen einschneidenden Maßnahmen hat auch eine Reise des Papstes Pius VI. nach Wien nichts zu ändern vermocht. Der Kaiser hebt alle Klöster auf, die sich nur einem beschaulichen Leben widmen, er weist die Ausländer aus den österreichischen Stiften, er schließt die Kirche seiner Länder gegen Rom ab. Selbst in der Lombardei, wo dies seit den Tagen der Salier unerhört war, übt er das Recht der Einsetzung der Bischöfe und des Erzbischofs aus. Überall greifen ordnende Maßnahmen des Kaisers ein.

Die Bistümer Gurk und Seckau werden in die jeweiligen Hauptstädte verlegt, das Studium der Geistlichen in die Hand des Staates gegeben, der Gerichtsstand der Kleriker wird aufgehoben. Selbst Einzelheiten des Gottesdienstes überwacht dieser Fanatiker staatlicher Ordnung aus Gründen der Sparsamkeit, wie er ja auch die zahlreichen Feiertage vermindert, damit mehr gearbeitet werde.

Das Toleranzpatent gewährt den Protestanten Österreichs endlich freie Religionsübung (1781). Leider erhalten auch die Juden nun Rechte. Sie dürfen Handel und Gewerbe, sowie Güterpacht betreiben und Fabriken errichten. Sie brauchen die Judentracht nicht zu tragen. Sie sollen Namen annehmen, die nicht zum Spott herausfordern. Es ist zu bedauern, daß der hellsichtige Kaiser den Juden den Weg zur Entfaltung wies und wunderlich zu sehen, daß die Ursache für solche Begünstigung nicht eine Vorliebe für das Judentum, sondern die Erwägung des Aufklärers ist, daß der Jude nützlich sei, weil er mit minderwertiger Ware handle, also auch diese zur Verwertung führe. Die Nutzerwägung ist die schwache Seite von Josephs Leben. Es ist schön, wenn er die Eheerlaubnis erst dann erteilen läßt, wenn ein Brautpaar einige Obstbäume gepflanzt hat, aber es ruft Erbitterung hervor, wenn er für die Totenbestattung Beerdigung in einem Sack, der mit ungelöschtem Kalk übergossen werden soll, anordnet. Diese Verfügung mußte auch bald zurückgezogen werden.

Aber wie groß steht der Kaiser da, wenn er im Jahre 1781 die Aufhebung der Leibeigenschaft für die böhmischen Länder verkündet und bald darauf auch auf Galizien und Ungarn ausdehnt. Er bewilligt die Freizügigkeit der Bauern, er läßt die Bauernleistungen in einheitliche Geldabgaben umwandeln.

Mit heißem Herzen arbeitet der Sohn der Großen Kaiserin an der Zentralisierung seines Reiches. Er macht nun auch vor Mailand, Belgien und Ungarn nicht mehr Halt. Im Jahre 1784 wird das Deutsche als Amtssprache in allen habsburgischen Ländern festgelegt und die Kenntnis des Deutschen überall als Vorbedingung für eine Anstellung erklärt. Der Kaiser hat es abgelehnt, sich in Ungarn und Böhmen krönen zu lassen. Er läßt die Kronen dieser Länder nach Wien in die Schatzkammer bringen. Diese Geste sagt alles. Auch die Huldigungen der Erbländer lehnt er ab. Die Stände haben in Österreich nichts mehr zu sagen. Ihre Selbstverwaltung verschwindet,

wie auch in den Städten Magistrate und halbbeamtete Bürgermeister auftreten. Der Kaiser will einen hingebungsvollen Beamtenstand. Er sichert den Beamten Pension und Witwen- und Waisenversorgung zu, er läßt aber auch ihre Arbeit durch die Anlegung der Konduitelisten überwachen und Vergleichstabellen für den Grad der Dienstleistungen der einzelnen anlegen. Gewiß ist dadurch viele Streberei aufgekommen, dennoch aber hat das josephinische Beamtentum für Österreich eine niemals erloschene segensvolle Nachwirkung gewonnen.

Leider kann sich bei solchem Gestalten eines durchdringenden Verstandes kein Verständnis für das Hergebrachte finden. Geschichtlich Gewordenes bleibt diesem Aufklärer fremd. Joseph verbietet die liebgewordenen alten Amtstrachten, er findet aber dabei, wie überhaupt bei seinen Reformen, inneren Widerstand, besonders in Tirol und in Ungarn und in seinem Reiche wächst die Gärung.

Bei solchen Widerständen ist es für den Kaiser besonders schmerzlich, daß ihm in der Außenpolitik trotz allen Eifers keine Lorbeeren beschieden sind. Noch einmal verhandelt er über seinen Lieblingsplan, Bayern zu erwerben. Er bietet dem Pfälzer Belgien als ein Königreich Burgund und will einen Teil Belgiens auch noch für die Erwerbung von Salzburg verwenden. Wieder scheitert dieses weitblickende Beginnen an dem Widerstand Friedrichs II., der nun einen deutschen Fürstenbund gegen den Kaiser, als den Störer der deutschen Ordnung, zustande bringt (1785). Was aber der Plan Josephs für Deutschland bedeutet hätte, offenbart am besten der Schreckensausruf des französischen Beauftragten in Berlin, des Grafen Mirabeau, der von einer Vereinigung Bayerns mit Österreich das Übergewicht des Habsburgerreiches in ganz Deutschland befürchtet.

Auch, als mit Friedrichs Tod ein Alpdruck von Österreich weggenommen ist, gelingt dem Kaiser kein Unternehmen mehr. Im Bunde mit Rußland wird er in einen Türkenkrieg verwickelt. Aber Feldmarschall Lascy, der militärische Ratgeber Josephs, hat die österreichischen Truppen in einem riesigen Kordon so sehr verteilt, daß ausreichende Kräfte zu keiner Unternehmung vorhanden sind. Krankheiten wüten im Heere, der Kaiser selbst kehrt krank nach Wien zurück. Wohl beglücken den Schwerkranken noch Siegesnachrichten, die von unten kommen, als der treffliche Laudon den Oberbefehl

erhalten hat. Belgrad fällt und ein österreichisches Korps, das in der Walachei gemeinsam mit Rußland operiert hat, siegt bei Martineschti und am Rimnik. Jedoch Belgien ist im Aufstande und Ungarn vor der Erhebung, Preußen zu einem Kriege gegen Österreich bereit. Preußische Agenten rufen in Ungarn zur Revolution.

Der Kaiser fühlt, daß er zum größten Opfer schreiten muß, seinen Staat zu retten. Er muß noch vor der Auflösung seines Körpers auflösen und aufheben, was er mit glühendem Herzen geschaffen, den hellen Tag seiner Herrscherträume dem Dunkel der Welt opfern, ohne das die Menschen, wie er zu spät erkennt, nicht leben können. Noch gibt es einen frohen Augenblick, als der treue, siegreiche Laudon zu seinem Kaiser ans Sterbelager tritt. Joseph nimmt von ihm und Lascy in der edlen Weise Abschied, die stets zwischen ihm und den Mitarbeitern geherrscht hat, dann tritt am 20. Februar 1790 der Tod für den Gequälten ein, noch ehe der Erbe, sein Bruder Leopold, aus Toskana erschienen ist, und die Kapuzinergruft nimmt in schlichtestem Sarge, wie es der Tote gewünscht hat, den Weltoffensten und Wahrhaftigsten unter allen seines Hauses auf.

Des Bruders aber harrt ein schweres Werk. Allerdings ist dieser zweite Sohn der Großen Kaiserin erprobt in fünfundzwanzigjähriger Regententätigkeit als Herrscher Toskanas, und er weiß sich meisterhaft zu helfen. Die Preußen stehen zum Kampfe im Feldlager von Schlesien bereit. Sie wollen Österreich keinen Gebietszuwachs im Balkan gönnen, sie wollen ihm Ungarn entreißen und nehmen allen Ernstes Karl August von Weimar als König für dieses Land in Aussicht. Wird es mit ihnen — auch ein Ausweg in der schweren Staatskrise, jedoch ein ernstes Wagnis — zum Kriege kommen? Der alte Schlachtenheld Laudon ist in gewohntem Feuer dabei. Er habe da oben in Schlesien einmal einen Hut verloren, den er nun suchen wolle. Aber der Tod rafft den Feldmarschall von den bereits aufmarschierenden österreichischen Truppen hinweg, und der Kaiser findet die friedliche Lösung als die günstigere. So macht man denn mit preußischer Vermittlung den Frieden mit der Pforte und opfert Belgrad, wo stolz die österreichischen Fahnen wehen, opfert die schon erstrittene Walachei. Nur die beiden Städte Alt-Orsova und Czetin werden im Frieden von Sistowa als Grenzberichtigungen gewonnen.

Gewiß ein schwerer Verzicht! Aber hatte es Joseph leichter? Der

mußte auf sein Lebenswerk verzichten und hatte all seine einschneidenden politischen Maßnahmen zurückgenommen. Leopold macht den Frieden im Innern, den Österreich braucht. Er versöhnt die Ungarn, die wieder die lateinische Amtssprache zugebilligt erhalten und wieder einen Palatin bekommen, um ihre eifersüchtig gewahrte Selbständigkeit zu betonen. Auf mehr aber läßt sich der Kaiser nicht ein, ja er stärkt die Selbständigkeit der Siebenbürger als Gegengewicht. Auch in Böhmen, wo man merkwürdige Töne anschlägt, weicht er nicht hinter dem Werk seiner Mutter zurück. Der Kirche bewilligt er die Aufhebung der staatlichen Generalseminare, aber die Geistlichen bleiben auch für ihn „Beamte des Staates in der Kirche".

Kaum sind die habsburgischen Länder beruhigt, denn auch in Belgien haben die österreichischen Waffen wieder Ordnung geschaffen, tritt an den Kaiser eine neue schwere Aufgabe heran. Von Frankreich her wird die alte Welt der Legitimität vom Umsturze bedroht. Seit 1789 tobt hier die Revolution von unten, die entsetzlicher ist, als die Revolution von oben des Kaisers Joseph. Das Königtum hat die Segel gestrichen. Aber die damalige Zeit denkt europäischer als etwa das zerrissene Europa von heute. Leopold entschließt sich, dem Rate des alten Kaunitz zu folgen und die Kabinette Europas auf die aus Frankreich drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. In dieser ernsten Lage wird ein Zusammengehen mit Preußen von Leopold erstrebt, so sehr Kaunitz dem Hohenzollernstaate auch mißtraut und, ein düsterer Prophet, noch einen härtesten Waffengang mit diesem in Aussicht stellt. Zu Pillnitz wird ein preußisch-österreichisches Zusammengehen vereinbart, die Revolution in Frankreich soll niedergeworfen werden. Schon ist nicht etwa die Schwester des Kaisers, Maria Antoinette, die unglückliche Königin Frankreichs, allein bedroht. Ein solcher persönlicher Grund läßt den Sohn Maria Theresias nicht an Krieg denken. Aber die französische Nationalversammlung hat bereits in die Gerechtsame der deutschen, im Elsaß begüterten Fürsten eingegriffen und damit das Recht des Reiches verletzt.

Unvermeidlich kommt so der Krieg herauf, da auch die in Frankreich herrschende Gironde ihn wünscht, um das Königtum um so sicherer zu stürzen. Es ist ein Unglück, daß gerade in diesem Augenblick, rätselhaft früh, der Mann stirbt, dessen Klugheit und Festigkeit

eine Lösung der verwickelten europäischen Verhältnisse wohl zugetraut werden konnte. Nur zwei Jahre hat Leopold regiert. Sein Sohn Franz, der dem am 1. März 1792 verstorbenen Kaiser folgt, wird über vierzig Jahre herrschen und unfruchtbar, unbedeutend, in Mittelmäßigkeit und Halbheit das Erbe seines Vaters, Onkels und seiner Großmutter verkümmern.

Kaiser Joseph, der dem künftigen Thronerben eine sehr strenge Erziehung angedeihen ließ und von ihm sehr viel verlangte, war nie mit Franz zufrieden. Gewissenhaft, ja, und bis ins Kleinste genau, aber am Kleinen haftend und in den Akten erstarrend, ist dieser nur ein Verwaltungsbeamter ohne Schwung und Ideen, ein gründlicher Aktenmensch, aber kein Führer, so sehr er die Geschäfte an sich zieht und auch über Kleinigkeiten selber bestimmen will. Zunächst verwaltet er das Erbe Josephs genau, denn er ist in dessen Schule zum Zentralisten geworden, josephinischer zunächst als Joseph selber war. Dieser Franz, der als Letzter der Habsburger nun ohne Schwierigkeiten die Kaiserkrone und sogar ohne Wahlkapitulation empfängt, soll nun den Krieg gegen Frankreich führen, den ihm, von seinen girondistischen Ministern gezwungen, der König von Frankreich erklärt.

Preußens und Österreichs Truppen marschieren auf, keine imposante Macht; denn man versieht sich keiner großen Aufgabe und denkt im Schacher über die Entschädigung für die erwachsenden Kosten nicht daran, was es bedeudet, Frankreich zu bezwingen. Der Herzog von Braunschweig, beste Friedrich-Schule, wird am Rhein kommandieren, ihm sind die österreichischen Truppen unter Clerfayt unterstellt. Der Braunschweiger soll nun dem äußerst drohenden Manifest der Verbündeten Nachdruck verleihen, aber er ist ein verkalkter Mann und ein Freimaurer dazu, und in Paris gilt es nun eine Freimaurerregierung zu stürzen, die mit ihren Logen alle Welt aufzuwiegeln bestrebt ist. Der Vormarsch wird eine Farce. Langsamst rückt man im September vor und läßt sich — endlich in der Champagne angelangt — nach der Kanonade von Valmy am 20. September 1792 sogleich ohne ersichtlichen Grund in einen kopflosen Rückzug ein, den noch sehr minderwertigen Revolutionstruppen einen wohlfeilen Sieg bereitend. Kann hier mit Schwäche und Versagen allein entschuldigt werden? Hier waltet ein Rätsel, das nach Verbrechen aussieht. Die

Franzosen können leicht folgen, und schon Ende September pflanzen die rheinischen Freimaurer zu Mainz die Freiheitsbäume zur rheinischen Republik auf. Die Franzosen haben sich der alten Städte am Rhein, selbst des benachbarten Frankfurt, bemächtigt.

Inzwischen sind die Österreicher in Belgien, das ja kürzlich noch in offener Erhebung stand, am 6. November bei Jemappes von französischer Übermacht geschlagen worden und haben das Land räumen müssen.

In dieser Lage macht sich bereits ein Bröckeln in der österreichisch-preußischen Front geltend. Preußen weist im Spätherbst in einer Note darauf hin, daß ihm zur Entschädigung für seinen Feldzugsaufwand eine Teilung Polens durch Österreich zuerkannt werden müßte. Während noch Kaunitz schweigt, da Österreich soeben die Provinz verloren ging, die nach den Mainzer Abmachungen desselben Jahres gegen Bayern umgetauscht werden soll, da auch die Dinge am Rhein, wo Österreich sonst entschädigt werden könnte, schlecht stehen, schreitet Preußen im Bunde mit Rußland zur Durchführung, während der Kampfgenosse im Westen leer ausgeht. In Wien gewinnt die Politik Thuguts die Oberhand, der dieses Vorgehen als einen Dolchstoß empfindet. Der alte Kaunitz, vielfach erprobt in den Geschäften von vier Herrschern, scheidet aus dem Amt und ist bald darauf, einer der bedeutendsten Staatsmänner Österreichs, gestorben.

Bei solchem Geiste Preußens wird am Rhein trotz zweier Siege des tapferen Blücher bei Kaiserslautern (1793 und 1794), trotz erfolgreichen Vorgehens der Österreicher unter Dagobert Wurmser gegen das Elsaß nichts erreicht. Seit dem Herbst laufen bereits preußische Sonderfriedensverhandlungen, obwohl seit 1793, seit die Häupter des Herrscherpaares fielen, das Reich, Spanien, Holland, Neapel und Portugal, Sardinien und das mit reichen Subventionen eingreifende England den Kampf gegen den Jakobinismus eröffnet haben. Preußen fühlte sich durch den polnischen Freiheitskampf in seinem Rücken beunruhigt und hört auch von österreichisch-russischen Verhandlungen über eine neue Teilung Polens, in die es sich unbedingt einschalten will. So macht es am 5. Mai 1795 mit Frankreich den Sonderfrieden zu Basel und springt aus der europäischen Front aus. Die Wacht am deutschen Rhein, unrühmlich genug gehandhabt seit Beginn des Krieges, wird aufgegeben. Preußen ist noch nicht berufen,

in Deutschland an erster Stelle zu stehen. Es wendet sich seinen egoistischen Interessen zu, während der deutsche Westen aufs äußerste bedroht ist. Ja, in einer Geheimklausel des Friedens ist der Staat des großen Friedrich bereit, gegen anderweitige Entschädigung auf seine linksrheinischen Besitzungen zu verzichten.

Inzwischen hat Österreich in der dritten Teilung Polens seinen Willen durchgesetzt und sich auch noch ein Stück des untergehenden Reiches, Westgalizien genannt, die Woiwodschaften Krakau, Sendomir, Lublin und die Landschaft Chelm, gesichert. Wieder gleitet damit das Habsburgerreich ein Stück weiter aus seinem natürlichen Raume. Aber fragte die nach Erweiterung gierige Zeit nach solchen Dingen oder nach dem Werte solcher Untertanen?

Am Rhein allein gelassen, kämpft Österreich gegen die Revolution, und das ist gleichbedeutend gegen französische Eroberungslust, weiter. Wenn es in drei heißen Kampfjahren eine geradezu unerschöpfliche Widerstandskraft offenbart, die mit der größten Zähigkeit gepaart ist, wenn es bald nach dem ersten, schließlich doch verlorenen Kriege zum zweitenmal losschlägt, um dann noch einmal das Glück der Waffen zu wagen und endlich dann als einziger Kämpfer den ersten Freiheitskrieg der Deutschen zu entfesseln, so sehen wir in dieser Kraftentfaltung und Gesinnung das Erbe der Großen Kaiserin, aber auch ihres tragisch glücklos gebliebenen Sohnes Joseph. Denn gewiß ficht auch der Josephinismus mit seiner stählernen Härte in diesem schwersten Kampfe des Heeres der Kaiserin mit.

Die Niederlande sind von dem Prinzen Josias von Koburg, in dessen Heere zum erstenmal der Erzherzog Karl, des Kaisers hochbegabter Bruder, als Führer erscheint, durch den Sieg bei Aldenhofen und in der Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) zurückerobert worden. Von Engländern und Holländern unterstützt, dringen die Österreicher siegreich in Nordfrankreich ein und erobern Condé und Valenciennes und auch noch Landrecies. Dann wendet sich das Blatt. Durch die „Erhebung in Masse" im Besitz unerschöpflicher Heere, dringen die Franzosen siegreich vor. Die Schlacht bei Fleurus wird vorzeitig abgebrochen, und damit ist Belgien auf Nimmerwiedersehen für die Österreicher verloren. Das Tauschobjekt für die Erwerbung Bayerns versinkt. Auch die Niederlande müssen durch französische Besetzung Versäumnisse ihrer Wehrhaftigkeit büßen.



Andreas-Hofer-Denkmal zu Innsbruck

Am Rheine halten sich die Österreicher nach dem Ausscheiden Preußens trefflich. Der vordringende General Jourdan wird bei Handschuhsheim am Neckar gestellt und geworfen. Auch an der Nidda werden die Franzosen geschlagen und müssen über den Rhein zurück. Die Österreicher aber befreien Mainz von der Franzosenherrschaft, es ist die zweite Wiedergewinnung der Stadt.

Für 1796 setzt das aufsteigende Frankreich der Revolution drei Heere zum Angriff an. Jourdan wird am mittleren Rhein, Moreau in Süddeutschland, in Italien aber Napoleon Bonaparte, als Heerführer noch unerprobt, den Angriff führen. Denn ohne Rücksicht auf Menschenopfer greift die Republik mit immer neuen Armeen an.

Vor Jourdan weicht Erzherzog Karl, jetzt selbständiger Heerführer der Österreicher, bis an die böhmische Grenze zurück. Hier greift er in plötzlicher Kehrtwendung die Franzosen an und wirft sie bei Teining, Neumarkt und Amberg am 24. August. Die weichenden Franzosen aber schlägt der Feldherr am 3. September bei Würzburg aufs Haupt, wo die schwere österreichische Reiterei wiederum einen herrlichen Ruhmestag erlebt. Scharf verfolgt, auch von dem aufstehenden Landvolk gebührend beunruhigt, muß Jourdan, den der Erzherzog noch einmal bei Altenkirchen schlägt, über den Rhein zurück. Moreau aber, der inzwischen ohne große Schwierigkeiten bis an die Isar vordringen konnte, wird nun im Rücken bedroht. Auch er muß zurück und wird noch bei Emmendingen und Schlingen gestellt und geworfen. Der Rhein ist gesichert, da der Erzherzog im Jänner und Februar 1797 auch Kehl und Hüningen bezwingt.

Aus Italien aber kamen den ganzen Sommer über böse Nachrichten. Napoleon hat sich als furchtbarer Gegner erwiesen. Die Österreicher und Sardinier sind von ihm in mehreren Aprilgefechten besiegt worden und Sardinien hat die Front der Verbündeten verlassen. Der dreiundsiebzigjährige österreichische Oberbefehlshaber wird nach heißestem, heldenmütigstem Kampfe auch an der Addabrücke bei Lodi geschlagen (10. Mai) und muß sich nach Mantua zurückziehen, das eingeschlossen wird. Die Festung zu retten, wird der alte Feldmarschall Wurmser, auch schon ein Siebziger, mit einem stattlichen Heere entsandt. Aber Wurmser, der methodisch vorgeht, teilt seine Truppen und sie werden getrennt in vier heißen Gefechten geschlagen.

Der tapfere Haudegen muß sich selber in die Festung werfen, der er im Entsatzversuche schon nahegekommen war. In Wien aber gibt Thugut den Kampf nicht verloren. Der tapfere Grenzer Alvinczy soll ein neues Heer zur Befreiung der Stadt heranführen. Aus den Tiroler Bergen heraustretend, teilt der Österreicher wiederum seine Kräfte. In zwei überaus blutigen und lange unentschiedenen Schlachten bei Arcole im November 1796 und bei Rivoli Mitte Jänner des neuen Jahres müssen auch diese Truppen weichen. Nun ist bald das tapfere Mantua durch Hunger zur Übergabe genötigt. Wurmser indessen erhält als Ehrung für seine ungewöhnliche Tapferkeit den freien Abzug mit siebenhundert Mann zugebilligt. Jetzt den vorstürmenden General Bonaparte aufzuhalten, hat Österreich nur noch die eine Möglichkeit: den siegreichen Erzherzog Karl nach dem Süden zu rufen. Aber auch er kann, alsbald am Isonzo geworfen, die Feinde nicht aufhalten. Napoleon dringt unter Aufrufen an die „gutmütigen, unverdorbenen Bewohner von Kärnten", die zum Abfall von Österreich aufgefordert werden, nach Innerösterreich bis gegen Leoben vor. Thugut aber ruft in Tirol den Landsturm auf und setzt in Österreich, wo sich noch immer eine erstaunliche Kriegsfreude geltend macht, die Volkserhebung durch. Indes, es kommt nicht mehr zu neuen Kämpfen. Napoleon, der seine Lage in den steirischen Bergen für sehr bedroht ansieht, wendet sich an den Erherzog Karl zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes, und da er im Namen der französischen Republik günstige Bedingungen bietet, wird zu Leoben der Präliminarfrieden abgeschlossen, dem zu Passariano bei Udine der endgültige Friede sechs Monate später (17. Oktober 1797) folgt. Österreich tritt an die Franzosen Mailand ab und erhält dafür das allerdings von Napoleon vorerst ausgeplünderte Gebiet von Venedig, dessen Freiheit und Weltruhm endgültig versinken. Der habsburgische Herzog von Modena wird mit dem österreichischen Breisgau entschädigt. Über das Schicksal des Reiches soll ein zu Rastatt zusammentretender Kongreß bestimmen. Der Habsburgerstaat aber tritt in einer Geheimklausel das linke Rheinufer, mit Ausnahme von Köln und dem preußischen Besitz, an Frankreich ab, das sich dafür einsetzen wird, daß Österreich Salzburg und das Land zwischen Salzach und Inn erhalten soll.

Dieser Friede kann nur entschuldigt werden, wenn wir uns vor

Augen halten, daß Österreich an eine baldige Erneuerung der Feindseligkeiten dachte. Er war von beiden Seiten doch mehr als Waffenstillstand gedacht. Allerdings hatte ja auch Preußen, als es aus dem deutschen Kampfe schied, durch die Geheimklausel seines Sonderfriedens den Weg zur Abtretung des linken Rheinufers vorgezeichnet.

Aber der Friedenskongreß von Rastatt, zusammengetreten am 9. Dezember, geht nach ergebnislosen Beratungen, die unter dem Zeichen unerhörter französischer Forderungen stehen, in den blutigen Gewittern eines neuen europäischen Krieges auseinander. England hatte keinen Frieden gemacht. Nun haben sich Österreich, Rußland und Neapel mit den Engländern verbündet, während der französische General Bonaparte, bereits der stille Herr der Republik, auf seinem Eroberungsfeldzug in Ägypten festgehalten ist.

Die Franzosen eröffnen unter Jourdan die Feindseligkeiten am Rhein. Nach Süddeutschland vordringend, wird der französische General von seinem alten Gegner Erzherzog Karl bei Ostrach, Pfullendorf und entscheidend bei Stockach geschlagen und muß ruhmlos zurück. Nach diesen Schlägen im März 1799 wendet sich der Sieger gegen den in die Ostschweiz eingedrungenen General Massena und schlägt ihn bei Zürich zu Beginn des Juni. Jedoch bleiben sich die Gegner, da Massena zäh seine Stellungen am Ütliberge behauptet, hart gegenüber.

In Italien aber haben die Österreicher durch den Sieg von Cassano den Feldzug erfolgreich eröffnet. Als dann der feurige alte Russengeneral Suworow, derselbe, der 1792 das zaghafte Vorgehen der Verbündeten gar nicht begreifen konnte, mit seinen Russen auf dem Kriegsschauplatz eintrifft, werden die Franzosen vollends an der Trebbia und bei Novi aufs Haupt geschlagen und nach Genua geworfen. Aber wie so oft bei Koalitionskriegen, stellt sich unter den siegreichen Verbündeten in Italien Mißstimmung ein, die zu beheben England eine Änderung des Kriegsplanes: Abmarsch des Erzherzogs nach dem Niederrhein, Suworows, verstärkt durch ein neues Russenkorps, nach der Schweiz, durchsetzt. Aber der Erzherzog geht zu früh aus seinen Stellungen. Korsakow wird isoliert von Massena geschlagen, ebenso wie ein österreichisches Korps unter Hotze. Suworows großartiger Übergang über den Gotthard stößt auf stärksten Feind, der russische Heerführer muß sich in weiteren, höchst schwierigen Berg-

märschen ins Rheintal wenden. Verbittert über die entsetzlichen Verluste dieser Märsche und Kämpfe, die der Zar Paul I. den Österreichern zur Last legt, scheidet Rußland aus dem Kriege aus. Der Erzherzog, durch epileptische Anfälle gequält, legt sein Kommando nieder.

Inzwischen ist Napoleon zurückgekehrt und nach vollzogenem Staatsstreich als Erster Konsul der Alleinherrscher Frankreichs. Für das Jahr 1800 setzt er in Deutschland Moreau, in Italien Massena zum Angriff an, während er selbst die Führung einer Reservearmee übernimmt. Er wendet sich nach Italien, als dort Massena dem österreichischen General Melas unterliegt. Melas in der Schlacht bei Marengo gegen den in seinem Rücken eiligst erschienenen Ersten Konsul bereits siegreich, wird durch das im letzten Augenblick eintreffende französische Korps Desaix doch noch geworfen. Nach diesem Schlag vom 14. Juni 1800 ist Österreichs Machtstellung in Italien gebrochen. Da auch die österreichischen und bayerischen Truppen unter dem Befehl von Kray über den Inn zurückgedrängt wurden, Bayern nun abfiel und ein neuer Vorstoß der Österreicher, von des Kaisers zweitem Bruder Erzherzog Johann geführt, bei Hohenlinden völlig fehlschlägt, muß Österreich in den Frieden von Luneville willigen (9. Februar 1801). Wohl verbleibt ihm der größte Teil von Venetien, aber das habsburgische Toskana muß abgetreten werden, wofür der Großherzog mit Salzburg entschädigt werden soll. Es kennzeichnet den Grad von Österreichs Enttäuschung, daß der tapfere Thugut nun von seinem Amte als Außenminister zurücktritt.

Österreich kann nun, da sich Preußen offenkundig Frankreich nähert, auch dem ungeheuerlichen, unter Rußlands Protektorat zustandegekommenen französischen Entschädigungsplan für die vom linken Rheinufer verdrängten deutschen Fürsten keinen Widerstand entgegensetzen. Die Bestimmungen dieses Reichsdeputationshauptschlusses schwächen seine Machtposition in Süddeutschland entscheidend. Durch außerordentliche Begünstigung von Preußen im Norden, von Württemberg, Bayern und Baden im Süden werden neue, für Österreich sehr ungünstige Machtverhältnisse geschaffen. Österreich verliert den Breisgau und die Ortenau und erhält die von ihm tatsächlich ohnedies bereits beherrschten Gebiete von Brixen

und Trient als unbedeutenden Ausgleich für solche Einbußen an Geltung und Gebiet.

Das so unter unerhörter Demütigung durch französische Willkür umgestaltete südliche und westliche Deutschland wird noch immer von dem zerberstenden Reiche zusammengehalten. Aber nur noch eine Ruine steht von Ottos des Großen herrlicher Gründung. Der beharrliche Kämpfer für Deutschlands Ehre, die alte Ostmark Österreich, ist mit blutenden Wunden erlegen, keine Stützen umgeben seit der Auflösung der geistlichen Fürstentümer mehr den Kaiser, Ansehen und tatsächliche Geltung kaiserlicher Macht sind entschwunden. Frankreich aber sieht die Stunde gekommen, ein französisches Kaisertum Bonapartes am 18. Mai 1804 zu begründen. Dieser Zuwachs an Ranggeltung für den Bedränger Europas und die drohende Gefahr des Verlustes der deutschen Kaiserkrone veranlassen Franz II. zur Erhaltung „der vollkommenen Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten" am 10. August 1804 den Titel und die Würde eines „Kaisers von Österreich" anzunehmen. Wien wird als „römisch- und österreichisch-kaiserliche Haupt- und Residenzstadt" erklärt.

So bricht Österreich, da der neue Titel die gesamten Länder der Habsburger umfaßt, mit dieser Festlegung aus dem Gefüge des alten Reiches. Lediglich die Kaiserkrone Deutschlands auf dem Haupte des Kaisers Franz stellt noch die Bindung her. Und sie ist damals nur noch ein von Frankreich scheel angesehenes Symbol.

Und wiederum zieht Österreich ins Feld. Mit England, Rußland und Neapel verbündet, wird der dritte Koalitionskrieg für die alte Ordnung Europas gegen das inzwischen durch neue Gewalttaten unheimlich erstarkte Frankreich eingeleitet. Schon stehen die süddeutschen Staaten in der Front Napoleons. Erzherzog Karl, der seit 1801 Präsident des österreichischen Hofkriegsrates ist und eifrig an der Erneuerung der österreichischen Armee arbeitet, riet allerdings vom Kampfe ab, da man noch nicht fertig sei. Aber General Mack von Leiberich, bei Kaiser Franz hoch angesehen, verheißt große Erfolge. So schlägt man los. Der Erzherzog befehligt in Italien, wo man Bonapartes Angriff erwartet, in Süddeutschland erscheint Mack, ohne das Eintreffen der Russen abzuwarten. Während der Erzherzog in Italien in hartem Kampfe am 29. bis 31. Oktober

den General Massena bei Caldiero besiegt, wird Napoleon des unfähigen Mack in Süddeutschland Herr. Die Österreicher sind zum größten Teile zu Ulm von den Franzosen eingeschlossen worden und müssen mit 24000 Mann am 24. Oktober die Waffen strecken. Napoleon ist nun sehr schnell in Wien, und ehe noch die nach dem Norden zurückgerufenen Erzherzöge Johann und Karl heran sind, gelingt es ihm, die Österreicher und die Russen, die eben auf dem Kriegsschauplatz erscheinen, bei Austerlitz in Mähren vernichtend zu schlagen (2. Dezember 1805). Der entmutigte Franz schließt einen Waffenstillstand ab, der Rußlands grollendes Ausscheiden aus der Koalition zur Folge hat. So kann auch eine von Preußen verspätet und schwächlich genug eingeleitete — ursprünglich als bewaffnet gedachte — Vermittlung nur im Sande verlaufen. Im Gegenteil, der preußische Abgesandte bindet nun seinen Staat erst recht an den Siegeswagen Napoleons. Für Österreich aber ist der Friede von Preßburg (26. 12. 1805) wahrhaft bedrückend. Schwäbisch-Österreich und die Markgrafschaft Burgau scheiden nach fünfhundertjähriger Verbundenheit aus dem Habsburgerreiche. Tirol und Vorarlberg fallen an Bayern, der Breisgau an Baden. Die beiden süddeutschen Trabanten des Korsen erhalten den Königstitel.

Nun aber naht, da Österreichs Schild zerborsten ist, die letzte Stunde des Reiches. Am 12. Juli 1806 wird der Rheinbund gegründet und Napoleon gebietet durch ihn im südwestlichen und südlichen Deutschland. Er fordert von Franz II. ultimativ die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde. Am 6. August erklärt der Kaiser von Österreich die reichsoberhauptliche Würde für erloschen. Eine uralte Ehre, einst reale Weltmacht und Ordnung der Erde, versinkt.

Österreich und Preußen hatten durch ihre Rivalität zu keinem gemeinsamen Kampfe gegen den Imperialismus Frankreichs gelangen können. Während aber bisher Österreich allein gefochten hat, unterliegt das jetzt ebenfalls allein zum Kampfe gestellte Preußen in einem furchtbaren Zusammenbruche seines Ansehens und seiner Macht. Napoleon kann 1808 zu Erfurt, umgeben von den deutschen Fürsten und in Gesellschaft des ihm verbündeten russischen Zaren, den Höhepunkt seiner deutschen Machtstellung erleben. Nur ein Monarch fehlt auf dieser Schau französischen Triumphes: der Kaiser von Österreich hat nur einen Grafen als Botschafter gesandt, denn

eine neue Erhebung des Habsburgerreiches steht bevor. Die Kriegspartei in Wien, voran der Haus-, Hof- und Staatskanzler Graf Philipp Stadion und die Kaiserin Maria Ludovika, will die Gelegenheit benützen, daß Napoleon in Spanien durch eine Volkserhebung gebunden ist, und selbst mit einem wahren Volksaufgebot dem Feinde entgegentreten. Am 9. Juni 1808 ist in Österreich die Landwehr ins Leben gerufen worden. Stolz leisten die Söhne des weitläufigen Reiches den Wehrmannsdienst, wenn der Kaiser ruft. Der Erzherzog hat das Heer gründlich modernisiert und wirkt auch von ober her auf die Erweckung echter Kriegsbegeisterung, da die österreichischen Dienstvorschriften an das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe des Soldaten appellieren. Der Angriff Österreichs soll durch eine Volkserhebung unterstützt werden. Zur Volksbewaffnung durch die Landwehr soll die Erhebung der Tiroler treten. Im Jänner 1809 ist der Sandwirt vom Passeier, Andreas Hofer, in Wien und verhandelt in der Hofburg mit Erzherzog Johann über das Losschlagen des an Österreich und seinem Herrscherhaus hängenden Berglandes.

Der Kaiser entschließt sich zum Kriege, obgleich der bedächtige Karl immer noch Aufschub wünscht. Seit 1808 weilt bereits der Romantiker Friedrich Schlegel in Wien, er und der Kriegsrat Gentz leihen ihre Feder den Aufrufen des Kaisers und des Erzherzogs, der nun Generalissimus der österreichischen Truppen wird. Gegen die „Neubarbaren" an der Seine aber erhebt sich kräftiger Kampfwille. Er findet in einer wahren Flut von Kriegsliteratur seinen Ausdruck. Heinrich Freiherr von Collin greift mit seinen Versen:

„Wenn es nur will,
Ist immer Öst'reich über alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Österreich!"

die alte Parole des Mainzers Hörnigk aus der Zeit Kaiser Leopolds I auf. Castelli wetteifert mit ihm im Lobpreis des Wehrmannslebens. Auch zarte Töne erschallen aus dieser Kriegslyrik, so, wenn ein Sänger die Kaiserin besingt:

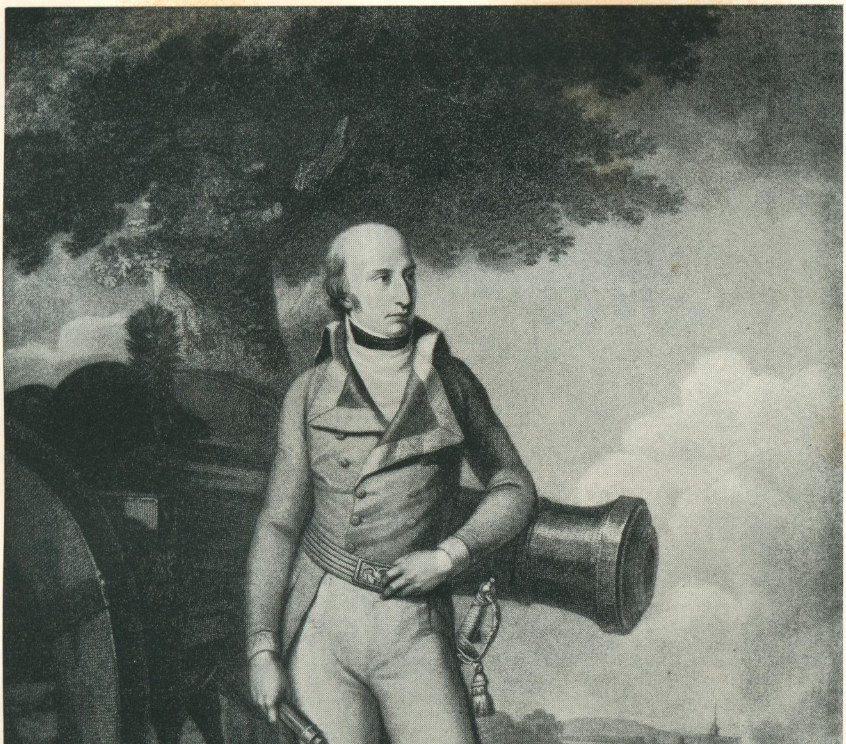
„Der Königin ertöne, von Lieb und Treu durchglüht,
Der Preis der Tugendschöne, der ihren Thron umblüht."

Und Max von Schenkendorfs schönes Bild von den Heldenwangen, die schöner noch im Tode aufblühen, schon vorausnehmend, ruft ein Sänger aus: „Der Heldentod macht keine Schmerzen, er ist fürs Vaterland". Wohlleben aber, der Bürgermeister von Wien, fordert die Bevölkerung auf, für die Angehörigen der ins Feld ziehenden Wehrmänner ein warmfühlendes Herz zu haben.

So geht ein neues Österreich ins Feld. Der Erzherzog spricht in seinem Armeebefehl die stolzen Worte an sein Heer: „Ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeug der Unterdrückung zu sein. Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet. Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." „An die Nation", heißt der zweite Aufruf des Generalissimus. „Wir überschreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands, nicht um die Verfassungen, Rechte und Gebräuche zu vernichten, nicht um Throne zu stürzen: wir kämpfen, um Deutschland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Österreichs Beistand kann Deutschland wieder beides werden. Deutsche, wirkt mit zu Eurer Rettung! Die österreichische Armee achtet Euch als Brüder, die berufen sind, für dieselbe Sache, die die Eure, die die unsere ist, mit uns vereinigt zu kämpfen. Seid unserer Achtung wert! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind."

Solche zündende Worte indes erwecken im damaligen Deutschland nur wenige Edle. Unvergessen bleibt unter diesen Umständen der herrliche Opfermut des Märtyrers Ferdinand Schill, der Dörnberg und Katte und des Führers der Schwarzen Legion, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Die Österreicher haben sich in der Hoffnung auf die Wirkung des Aufrufes zu lange Zeit gelassen. Als der Erzherzog nun über den Inn geht, kann er wohl rasch München besetzen, indes die Zertrümmerung der arg verzettelten französischen Streitkräfte wird versäumt. Napoleon vermag rechtzeitig zu erscheinen und seine schlecht



Erzherzog Karl von Österreich

verteilten Verbände zu ordnen. Er schlägt in raschen Anstürmen die selbst zersplitterten Kräfte des Erzherzogs in heißen Gefechten vom 19. bis zum 22. April und zwingt sie zum Rückzug nach Norden gegen Regensburg. Als auch diese Donaustadt von den Franzosen genommen wird, muß der Rückzug nach Österreich angetreten werden. Der Erzherzog kann nur mit einem Korps unter General Hillers Führung versuchen, den Donauweg zu sperren; er selbst geht über Böhmen nach dem Marchfelde, um die Hauptstadt zu schützen. Aber Hiller kann trotz heldenhaften Kampfes bei Ebelsberg die Franzosen nur kurz aufhalten. Am 13. Mai ist nach Gewaltmärschen der Korse bereits in Wien. Damit aber ist der Feldzugsplan der Österreicher gescheitert, und der in Italien bei Sacile am 16. April siegreich gewesene Erzherzog Johann muß zurückberufen werden. Erzherzog Ferdinand, der gegen das französische Großherzogtum Warschau vorging, muß gedrängt von russischen Kräften gleichfalls zurück. Seit der Abberufung Johanns aber hängt der inzwischen erfolgreiche Aufstand der Tiroler in der Luft.

Napoleon geht, im Besitz der Donauinsel Lobau, über den Strom. Ehe aber die Franzosen sich am linken Ufer richtig eingerichtet haben, sind die Österreicher des Erzherzogs Karl heran. In fünf Heeressäulen erfolgt am 21. Mai bei Aspern der Angriff ihres überlegenen Heeres. Napoleon versucht vergebens, nachdem das blutige Ringen zu keiner Entscheidung gelangt, durch einen Massenangriff seiner Reiter den Sieg zu erzwingen. Der gewaltige Ansturm der heranbrausenden Geschwader aber scheitert kurz vor der österreichischen Front durch wohlgezieltes, kaltblütiges Feuer der Infanterie. Als nach einer unruhigen Nacht am nächsten Morgen Aspern neuerdings von dem Heere des Erzherzogs erstürmt worden ist, die Franzosen aber durch Zerstörung der Schiffsbrücken seitens der Österreicher keine Verstärkungen ins Gefecht führen können, muß Napoleon die erste Niederlage seines Lebens anerkennen. Nur weil Eßlingen eisern hält, kann der Übergang auf die Lobau noch bewerkstelligt werden. Die Österreicher aber folgen dem geschlagenen Feinde leider nicht zu einem letzten Angriff, obwohl den Franzosen in qualvollen Stunden fast alles mangelt und Napoleon durch einige Zeit in einem todesähnlichen Schlaf der Erschöpfung liegt. Einige Tage darauf wird ein Waffenstillstand geschlossen, der nur dem Korsen nützlich sein kann.

Inzwischen hat Andreas Hofer sein Versprechen erfüllt. Das Land Tirol, seit den Tagen Maximilians militärisch besonders privilegiert und immer wehrhaft geblieben, erhebt sich gegen die Bayern und Franzosen. Andreas Hofer bricht von Sterzing in Südtirol auf und geht über den Brenner ins Inntal, wo bereits Speckbacher einen Sieg bei Hall errungen hat. Von zwei Seiten umklammert, muß der französische Oberst Bisson mit bayerischen und französischen Truppen am 12. April zu Wilten kapitulieren. Hormayr kann die Statthalterschaft in Innsbruck übernehmen. Bald aber kommen die Franzosen wieder. Marschall Lefebvre besiegt die österreichischen Hilfstruppen des Generals Chasteler bei Wörgl und bemächtigt sich unter Niederbrennung von Schwaz von neuem der Hauptstadt. Hofer aber ruft unverzagt durch seine „Laufzettel" alle „schießbaren Leute" zusammen und erzwingt in einer wahren Heldenschlacht am Berge Isel den Abstieg in die Stadt, die von den Franzosen geräumt werden muß. So erreicht der Waffenstillstand das Land in wiedererrungener Freiheit.

Indessen aber war Napoleon nicht müßig gewesen. Als die Waffenruhe abgelaufen ist, kann er den Erzherzog, über die Donau gehend, mit starker Übermacht an Truppen und Geschützen am 5. Juli bei Wagram anfallen. Der Erzherzog erwehrt sich am ersten Schlachttage aller französischen Angriffe und weist auch einen mächtigen Reiterangriff ab. Am andern Tag geht er, selbst umfassend, zum Angriff gegen die feindliche Übermacht vor. Indes sein linker Flügel unterliegt, obwohl der rechte außerordentlich erfolgreich bleibt. Als in dieser Lage ein französischer Angriff das Zentrum der Österreicher zurückdrängt, der auf das Schlachtfeld berufene Erzherzog Johann unbegreiflicherweise nicht rechtzeitig erscheint, muß sich der Generalissimus um 2 Uhr nachmittags zum Abbruch der Schlacht entschließen. Seine Truppen verlassen trotz der schweren, blutigen Verluste ungebeugt, in fester Ordnung, und im Besitz von 12 erbeuteten Adlern, das Feld. Bei Znaim kommt es am 11. Juli zu einer neuen Schlacht. Ehe aber der blutige Kampf zu einer Entscheidung führt, wird überraschend ein Waffenstillstand geschlossen. Der Kaiser Franz, noch ganz erfüllt von dem Gedanken an die Fortsetzung des Krieges, ist nicht einverstanden. Erzherzog Karl, der den Kampf zu früh verloren gegeben hat, legt daraufhin sein Kommando nieder.

Obwohl Franz sorgenvoll die Lage der tapferen Tiroler betrachtet, obwohl er immer wieder überlegt, den Kampf zu erneuern, wozu auch seine Gemahlin und der Erzherzog Johann drängen, kommt es dennoch nach wochenlangem Schwanken, allerdings unter echt napoleonischer Prellung der Unterhändler, zum Frieden von Schönbrunn (14. Oktober). Der ist allerdings vernichtend genug. Österreich wird vom Meere abgedrängt und zum Teil hinter die Grenzen des Jahres 1335 zurückgedrängt, denn es verliert Krain zur Gänze und einen Teil von Kärnten (den Villacher Kreis). Salzburg und das Innviertel müssen an Bayern gegeben werden, Westgalizien an das Großherzogtum Warschau, der Kreis von Tarnopol an Rußland. Tirol bleibt abgetrennt, doch wird für die tapferen Freiheitskämpfer volle und uneingeschränkte Amnestie vereinbart.

Werden die Tiroler diesen Frieden verstehen können? Als die Franzosen, erleichtert durch den ersten Waffenstillstand mit Österreich, unter dem Marschall Lefebvre erneut ins Land gerückt waren, da hatte dieser Heerführer die brutalsten Weisungen Napoleons zur Austilgung der Erhebung mitbekommen. Andreas Hofer jedoch ließ den Mut nicht sinken, obgleich Innsbruck nochmals in die Hände der Feinde fiel. Der Unverzagte bereitet eine neue Erhebung des Landes vor. Die Franzosen unter Rusca werden in der Klause von Lienz geworfen. Zur Verstärkung über den Brenner nach dem Süden eilende sächsische Truppen geraten am 5. August zwischen den Felswänden des Eisacktales in die fürchterliche Sachsenklemme und werden durch Steinlawinen der auf den Hängen Verschanzten, durch das Feuer der Schützen und Absturz beim Angriff nahezu vernichtet. Gleichzeitig sind die Franzosen auch an der Pontlatzer Brücke geschlagen worden. So drängt alles zu einem neuen Waffengang bei Innsbruck zusammen. In einer zweiten Schlacht auf dem bluttränkten Berge Isel tragen die Bauern unter Hofers ruhiger Führung einen vollen Sieg davon, obwohl an diesem heißen Augusttage keine österreichischen Truppen mehr mitkämpfen, den Bestimmungen des Waffenstillstandes gemäß. Hofer kann in Innsbruck seinen Einzug halten, wo er in der Hofburg als kaiserlicher Oberkommandant, wie er sich nennt, als ein fürsorglicher Herrscher waltet, der selbst der in München gefangen gehaltenen Tiroler nicht vergißt. Von den Bauern wird er als „Herr Vater" angesprochen. Der Sand-

wirt faßt sogar, durch Speckbacher und vor allem durch den ungestümen Pater Haspinger gedrängt, die Ausdehnung der Erhebung auf Salzburg und Kärnten ins Auge. Speckbacher wendet sich gegen Reichenhall und der feurige Kapuziner dringt bis Hallein vor, nachdem Andreas Hofer den Pinzgauern und den Pongauern die Vereinigung mit Tirol in festlicher Verbrüderung in der Innsbrucker Hofburg verbrieft hat. Nach solchen Erfolgen der Aufständischen ist Napoleon für milderes Vorgehen, um das unheimlich tapfere Bergland doch noch in seine Gewalt zu bekommen, ja, er rät sogar zu Unterhandlungen, um den Führer der Erhebung zu gewinnen. Von dem ewig schwankenden Hauptquartier des Kaisers Franz kommen Aufmunterungen, Boten überreichen Hofer als Ehrengabe des Kaisers eine goldene Kette. Unter diesen Umständen können die Tiroler an den Abschluß des Friedens nicht glauben. Kann der gute Kaiser Franz seine treuesten Untertanen nach solchen Opfern und Siegen preisgeben? Nun aber dringen, durch den Abschluß des Schönbrunner Friedens frei geworden, Franzosen und Bayern seit Mitte Oktober gegen Tirol vor. Die Salzburger Stellungen werden unheimlich rasch über den Haufen gerannt. Der Stern der Tiroler Freiheit beginnt sich zu neigen. Hofer, immer noch über die Lage im Unklaren, allerdings auch in diesen Tagen allzu leicht von jeder erlogenen Glücksnachricht beeinflußbar, läßt es am 1. November noch zu einer dritten Schlacht am Berge Isel kommen, wo die Bauern, diesmal jeder planmäßigen Führung entbehrend, ohne besondere Mühe geworfen werden. Nun muß auch Hofer die Sache verloren geben und fordert zum Niederlegen der Waffen auf, was allein dem Lande Frieden und Verzeihung bringen kann. Indes ist er kaum in seinem Sandhof angelangt, als er von Hitzköpfen, darunter natürlich wieder der feurige Rotbart Haspinger, zu neuem Losschlagen getrieben wird. Am Kiechlberg bei Meran schlagen die verwegenen Passeier den General Rusca in glänzend geleiteter Schlacht am 16. November 1809. Französische Truppen, die über den Jaufenpaß ins Passeier dringen, müssen — 1200 Mann stark — vor Haspinger kapitulieren. Aber stärkere Abteilungen folgen nach und finden überraschenderweise nach der letzten Kraftentfaltung der Passeier keinen Widerstand mehr. Trotz seiner eben noch errungenen begrenzten Erfolge ist der Aufstand zusammengebrochen.

Das Tiroler Land ist verloren. Während die meisten Führer der Erhebung, darunter Speckbacher und Haspinger, flüchten, kann sich Hofer, der nach dem verzweifelten Hin und Her der letzten Wochen seine innere Ruhe wiederfindet, nicht von der Heimat trennen. Auf einer Almhütte mit den Seinen im Hochgebirge verborgen, wird der Treue von dem Verräter Raffl erspäht, den Franzosen verraten und von ihnen gefangen. Durch die dämmernde Frühe eines schneeigen Wintertages wird der mißhandelte Gefangene nach Meran geführt, und von hier in die Festung Mantua gebracht. Hier harrt der Tapfere in voller Festigkeit des letzten Ganges, zu dem ihn, fern von seinen Tiroler Bergen, das französische Kriegsgericht verurteilt. Der Sandwirt aber schreibt noch kurz vor der Hinrichtung: „Ade, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden. Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen. Geschrieben um Fünf in der Früh, und um neun Uhr reis' ich mit Hilf aller Heiligen zu Gott." So hat er, der noch vor seinem Tode den Auftrag nach seiner Heimat erteilte, alle seine persönlichen Angelegenheiten redlich zu ordnen, des herkömmlichen Totenmahles und der Gottesdienste für seine Seele nicht zu vergessen, am 20. Februar 1810 den Heldentod für sein Volk erlitten, schon nicht mehr nur für Tirol und den Kaiser Franz, der sich zu spät bei Napoleon für ihn verwendete, sondern auch für das "verratene Deutsche Reich" als einer der herrlichsten Blutzeugen der deutschen Nation.

Mit dem Mißerfolg bei Wagram ist die deutschnationale Politik Österreichs beendet. Stadion scheidet noch vor dem Friedensschluß aus dem Amte, und der neue Haus-, Hof- und Staatskanzler, der bisherige Gesandte in Paris und früher in Berlin, Graf Clemens von Metternich, macht eine Politik des Friedens, denn Österreich ist tödlich erschöpft. Ein Staatsbankerott im Jahre 1811, allerdings letztlich erforderlich, weil man davor zurückscheut, die großen Kirchengüter zur Sanierung heranzuziehen, gibt deutliche Kunde. Metternich wünscht eine Atempause, und er greift darum auch gerne nach der von Napoleon gebotenen Hand zur Verständigung. Der Korse hat von der österreichischen Wehrkraft, die er „verteufelt stark" nannte, eine mächtige Achtung bekommen. Nun wirbt er, nachdem seine kinderlose Ehe mit Josefine Beauharnais geschieden worden ist,

um die Hand der Kaisertochter Maria Luise. Wien willigt ein, muß es wohl oder übel, und am 11. März 1810 findet die Hochzeit statt, nachdem eben der Leib des Sandwirts in der welschen Erde verscharrt worden ist. Wegen der Verschlechterung seiner Beziehungen zu Rußland wünscht Napoleon die österreichische Freundschaft. Es kommt auch wirklich am 14. März 1812 ein Bündnis zustande, demzufolge ein österreichisches Hilfskorps unter Schwarzenberg Napoleons Feldzug gegen Rußland unterstützen soll. Man fährt dabei noch immer besser als Preußen, das einfach wie ein Vasall zur Stellung eines Hilfskorps gezwungen wird, und dessen Zukunft bei einem glücklichen Ausgang des russischen Unternehmens in Frage steht.

Metternich läßt den Petersburger Hof nicht im Unklaren, daß die Österreicher des Fürsten Schwarzenberg keinen Auftrag haben, sich militärische Lorbeeren zu holen. So kommt es denn auch in Wolhynien, wo das Hilfskorps operiert, zu keinen bedeutenden Kampfhandlungen. Schwarzenberg kann sich der Katastrophe des französischen Hauptheeres ebenso entziehen wie der Preuße Yorck im Norden und schließt Ende Jänner 1813 einen Waffenstillstand mit den Russen ab, der es diesen ermöglicht, in Schlesien zu erscheinen.

Während nun Preußen in beispielloser Entschlossenheit, der Sonnenstunde seiner Geschichte entgegenstürmend, losschlägt und mit Rußland vereint den Kampf mit Napoleon aufnimmt, löst Metternich in meisterhafter Diplomatie Faden für Faden der Bindung zu Frankreich, bis er schließlich die Allianz aufkündigen und zur bewaffneten Vermittlung Österreichs schreiten kann. Als an der Halsstarrigkeit des Korsen die Wiener Vorschläge scheitern, tritt das Habsburgerreich mit entscheidendem Machtaufgebot in den Kampf ein, ein Heer zu den Verbündeten, eines nach Italien, eines gegen Bayern entsendend. Unter den drei Armeen, die im Norden die Verbündeten gemäß dem Trachenberger und Reichenbacher Kriegsplan, an dem entscheidend der österreichische Generalstabschef Radetzky mitgearbeitet hat, gegen Napoleon entsenden, wird die böhmische vorweg aus Österreichern gebildet und von Schwarzenberg geführt, dem der Oberbefehl über die Heere der Verbündeten zufällt. In dem nun kommenden Feldzug 1813 und auch 1814 ist die größere Schwungkraft und Entschlossenheit im preußischen Lager zu finden, wo ein Blücher und ein Gneisenau wirken. Indes die

Arbeit des österreichischen Oberbefehlshabers darf darum nicht unterschätzt werden, auch wenn sie oft allzu starke Vorsicht und Behutsamkeit an den Tag legte. Schwarzenberg hat drei Monarchen in seinem Lager, von denen der Zar nur allzugern in die Operationen hereinredet. Des Zaren Schuld ist es vorweg, wenn die große Schlacht bei Dresden Ende August verloren geht. Im Großen aber hat Schwarzenberg seine militärisch-politische Aufgabe trefflich gelöst.

Napoleon, dessen Versuch, die geschlagene Armee Schwarzenbergs zu umfassen, mit der Gefangennahme seiner zu weit vorgeprellten Korps von Vandamme endet, befindet sich bald in verzweifelter Lage. Der Kriegsplan der Verbündeten, an dem fortan eisern festgehalten wird, sieht das Ausweichen jeder einzelnen der drei Armeen vor dem Kaiser selber, aber beherztes Losschlagen gegen seine Unterfeldherren vor. So kann Napoleon nirgends zum Kampfe kommen, bis sich, eingeleitet durch die treffliche Initiative der Schlesischen Armee, der Ring der Verbündeten bei Leipzig um ihn zu schließen beginnt. In der Völkerschlacht wird ebenso bei Wachau und dann Probstheida, wo Schwarzenberg steht, wie bei Möckern und Gohlis, dem Angriffssektor der Schlesischen- und Nordarmee, erbittert gekämpft. Alle Verbündeten haben Anteil an dem heiß erstrittenen Sieg vom 18. Oktober, und hätte nicht das zum Abschluß des Ringes bestimmte österreichische Korps Gyulay versagt, so wäre die Flucht Napoleons aus der Falle von Leipzig sehr zweifelhaft geworden.

Inzwischen ist der Rheinbund längst zusammengebrochen. Bayern wurde durch das österreichische Heeresaufgebot im Abkommen von Ried zum Anschluß veranlaßt und marschiert noch vor der Leipziger Schlacht mit den Österreichern in Süddeutschland gemeinsam. Bei Hanau versucht Wrede mit seinem bayerisch-österreichischen Heere dem Korsen den Rückzug abzuschneiden, wird aber geworfen. Napoleon kann am 1. November den Rhein überschreiten. Die Verbündeten aber entschließen sich, den Krieg nach Frankreich zu tragen.

Im neuen Feldzugsjahre 1814 ist Schwarzenberg bedächtig auf das Plateau von Langres vorgerückt. Seine Truppen fechten bei La Rothiere an der Seite Blüchers siegreich, er wird Napoleon am 20. März bei Arcis sur Aube schlagen und den Fall von Paris erzwingen. Jedoch die Feldzugentscheidung in diesem Jahre fällt auf

die Rechnung der verwegenen, unverwüstlichen Schlesischen Armee, deren Führer trotz aller Wechselfälle von dem brutalen Willen zur restlosen Niederwerfung Napoleons beseelt sind.

Ist so die militärische Führung des Gesamtfeldzuges durch die siegreichen Entschlüsse der preußischen Armeeführung bestimmt, so liegt die politische in der ganzen Zeit der Abrechnung mit Napoleon unbestritten in der Hand Metternichs, der sein Meisterstück bei der Bezwingung des Staatsmannes und Diplomaten Napoleon, wie Frankreichs überhaupt, leistet. Er weiß stets von neuem dem Gegner Brücken zu bauen, von denen er überzeugt ist, daß sie dieser seiner Artung und den gegebenen Verhältnissen nach niemals gehen kann, und so wird Napoleon auch politisch ins Verderben manövriert. Selbst das französische Volk steht nicht mehr für ihn auf.

An dem Einzug der Verbündeten in Paris nimmt aus schlecht angebrachten familiären Erwägungen der Kaiser Franz nicht teil. Der erste Pariser Friede, Napoleon hat inzwischen dem Throne bereits entsagen müssen, verlegt endgültige Verhandlungen auf einen Kongreß zu Wien, sichert aber den Franzosen unbegreiflicherweise die Grenzen von 1792. An der Abwehr des in Europa wieder gelandeten und sein Kaisertum erneuernden Napoleon hat Österreich dann keinen Anteil mehr. Seine Armee sammelt sich unter Führung des Erzherzogs Karl erst am Rheine, während schon Preußen und Engländer, die in Belgien geblieben waren, ganze Arbeit leisten. Der zweite Pariser Friede, der dem neuen Einzug der Verbündeten folgt, läßt immer noch dem ewig ruhestörenden Frankreich die günstigen Grenzen von 1789.

Denn die deutsche Nationalpartei, während des Ruhmesjahres 1813 voll stolzer Pläne, ist mit ihren Wünschen eigentlich schon unterlegen. Wenn wir stets mit Schmerz die Zerstückelung Deutschlands und die Rivalität zwischen den beiden deutschen Großmächten als Ursache deutscher Not in Europa bezeichnen müssen, einen gab es, der mit glühendem Herzen in diesem Sturmjahr weder preußische, noch österreichische Gerechtsame, sondern das ewige Deutschland im Herzen trug und nun verwirklichen wollte! Der Freiherr vom und zum Stein hat in seinem lodernden Patriotismus die Rückgewinnung des Elsaß mit Straßburg, Lothringens mit Metz gefordert, ja, er träumte in seinem Geiste von einem Deutschland, zu dem die Schweiz

und die Niederlande zurückgefunden hätten und auch Dänemark gestoßen wäre. Stein hat in solchem weithinplanenden Bemühen bei den Realpolitikern der Verbündeten, Metternich in Österreich und Hardenberg in Preußen, nicht die erforderliche Gegenliebe gefunden, und so ging die günstige Möglichkeit zur Rückgewinnung der deutschen Westmarken ungenützt vorbei. Und auch die andere Sehnsucht des Freiherrn, die nach der Wiedererneuerung der deutschen Kaiserwürde, trifft auf kühle Ablehnung. Zweimal, 1813 und 1815, fordert Stein den Kaiser Franz auf, die deutsche Kaiserkrone wieder auf sein Haupt zu setzen. Allein Metternich, der europäische Gleichgewichtspolitiker, legt keinen Wert auf diese Würde, der nüchterne Kaiser Franz vollends versagt sich dem Freiherrn. So hat das Habsburgerhaus von selbst auf die Krone verzichtet, die fast vierhundert Jahre hindurch seinen Häuptern voranglänzte.

Der Wiener Kongreß bringt auch nicht den von Stein verfochtenen und in mehreren Fassungen entwickelten Plan nach Aufteilung der Rheinbundstaaten unter die beiden deutschen Großmächte zur Verwirklichung. Wien wird in den Monaten vom September 1814 bis zum Juni 1815 das Bild eines Länderverteilens und Länderschacherns bieten, in welchem von dem Hochschwung der Freiheitskriege, etwa von dem Geist des gefallenen Körner, nichts mehr lebendig ist. Hier wird der Erdteil verteilt, gewiß mit Klugheit und Maß, sind doch die Deutschen die Führenden, und leitet doch Metternich in Vertretung des Hausherrn die Konferenz, aber schließlich doch auf Kosten der Deutschen. Denn die Franzosen behalten das Elsaß und Lothringen und sind trotz des namenlosen Unglücks, das sie über die Welt gebracht haben, gleichberechtigt auf der glänzenden Versammlung. Auch die Rheinbundstaaten bleiben ungeschmälert.

Österreich aber rundet auf diesem Kongreß sein Gebiet durch einen geschlossenen oberitalienischen Besitz, der vom Ticino bis zum Adriatischen Meere als lombardo-venetianisches Königreich reicht. Seine Sekundogenitur in Parma und Piacenza unter Maria Luise und seine Tertiogenitur in Toskana sichern ihm die Führung auf der Halbinsel. In Deutschland hat es seine Vormauer Tirol und Vorarlberg, Salzburg und das Innviertel zurückerlangt. Es hat aber freiwillig auf seine Wiederherstellung im alten Vorderösterreich, am rebenumrankten Rhein, im fruchtbaren Neckartal und an der

oberen Donau verzichtet. Seine Fahnen erscheinen nicht mehr am Rhein. Metternich hat nicht entschlossen genug den von ihm als notwendig erkannten und erreichbaren Besitz Österreichs an den alten Städten Worms, Speyer und Mainz oder am Breisgau verfochten. Der Kaiser aber dachte nur an die gefällige Entlastung von der unangenehmen Nachbarschaft Frankreichs, ohne zu bedenken, daß die Größe seines Hauses mit auf dieser Nachbarschaft und der daraus erwachsenen Schutzpflicht für das südliche Deutschland erwachsen war. Während so Österreich seinen Besitz im Westen aufgibt, zieht am Rheine von Wesel bis südlich der Nahe als neue Tatsache der Weltgeschichte die preußische Grenzwacht auf.

Die achtunddreißig deutschen Staaten, die sich aus den Gewittern der napoleonischen Zeit gerettet haben, werden in einem Deutschen Bunde zusammengefaßt, der Deutschlands Sicherheit und die Unverletzlichkeit der Einzelstaaten sichern soll. Eine gemeinsame Außenpolitik mit der Möglichkeit des Abschlusses von Bundesverträgen und der Führung von Bundeskriegen wird bei gleichzeitigem Verbot von Bündnissen, die gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesmitglieder gerichtet sind, festgelegt. Österreichs Gesandter aber soll den Vorsitz in der Bundesversammlung als ständiger Präsident führen. Was für ein schwacher Ersatz ist doch der Deutsche Bund für ein noch so schwaches deutsches Reich! Gewiß sind die Bestimmungen der Bundesakte ausbaufähig. Aber wird dies noch geschehen, wenn einmal der Hochschwung der Befreiungskriege verrauscht ist und andere Staatsmänner als der zum Ausgleich mit Preußen geneigte Metternich und der gewiß nicht österreichfeindliche Hardenberg die Geschicke ihrer Staaten lenken?

So bleibt der Wiener Kongreß mit seiner überströmenden Festlichkeit, mit seinem edlen, geselligen Leben, das die Kaiserstadt auf der Höhe der romantischen Kultur zeigt, politisch nur ein Stückwerk, an dem das deutsche Volk letztlich heute noch zu tragen hat. Österreich war gewiß durch die außenpolitische Meisterschaft Metternichs nicht nur die erste deutsche und die erste italienische Macht geworden. Es ging auch in Europa als Führer voraus, da der gewandte Staatsmann selbst den mächtigen Zaren durch die Heilige Allianz in den Bannkreis seiner Pläne gerückt hat. Grundsatz der metternichschen Europapolitik ist die Abwehr der jakobinischen Umsturzbestrebungen

und darum unbedingte Erhaltung der bestehenden Regierungen und Regierungsformen. Er wünscht keine Erschütterungen auf dem Erdteil, weil alle diese nur dem Umsturze Raum geben können. So wird er auch für Erhaltung der Türkei wirken, während das alte Österreich entschlossener Türkengegner gewesen war. Österreich denkt unter ihm und dem Kaiser Franz nur noch in den alten Ordnungen und nur noch mitteleuropäisch. Diese Außenpolitik schafft wohl eine langvermißte europäische Solidarität. Aber sie kann sich, das ist das Wesen der Sache, bei dem Widerstreit der Interessen nur einige Zeit halten, solange die Welt nach den Wunden der langdauernden Kriege der Ruhe bedarf. Sie wird auch auf die Dauer dem Wandel der Dinge innerhalb der europäischen Staaten nicht Halt gebieten, weil im Leben alles im Fluß ist und es kein Verharrenbleiben geben kann. Und so muß eines Tages die Außenpolitik Metternichs, trotz der trefflichen Technik des „Kutschers von Europa", wie er sich selber nennt, gewitterhaft abgelöst werden und die Solidarität des Erdteils in harte Gegensätze und kriegsbereite Allianzen sich zerschlagen, zumal der Staatskanzler, der sich auch als Arzt einer kranken Zeit fühlt, nur fieberbannende, aber keine von Grund auf heilende Mittel besitzt. Hinter seiner Politik steht nur eine statische Idee, die Idee des Haltens und der Abwehr, aber er weist keinen neuen Weg, der Leben begründen und die Jugend erfüllen kann. Darum wird diese Jugend in Angriffsstellung treten, es wird sich eine Opposition bilden, während die Lenker des Staates allmählich altern und noch weniger umlernen können, eines Tages aber überraschend schnell kapitulieren, weil die Welt eben nicht auf die Dauer von wohlgesitteten Greisen regiert werden will und darf.

Ist so die ganze Zeit Metternichs eine in sich geschlossene, fast reglose Welt, so können die Mittel ihrer Erhaltung nur Autorität und staatliche Verfügung sein. In der großen Politik gelingt dies auf den Kongressen von Aachen (1818), von Troppau (1820), von Laibach (1821), wo der Metternichsche Gedanke gemeinsamer Intervention in jedem durch Aufstand und Umsturz bedrohten Staate sich durchsetzen kann und auch in Einzelfällen, vielfach unter Einsatz österreichischer Bajonette verwirklicht wird. Aber schon zu Verona (1822) versagt sich England, da es die spanischen Kolonien in ihrem Freiheitskampfe nicht behindern will und England, Frankreich und

Rußland verbünden sich gegen die Türkei zur Durchsetzung des griechischen Aufstandes, der für Metternich ein Greuel ist. Und als 1830 die Julirevolution in Frankreich den Sieg davonträgt und kurz danach auch die Niederlande in die beiden Staaten Holland und Belgien zerfällt, weichen die inzwischen einander wieder näher-gekommenen Mächte der Heiligen Allianz, Österreich, Preußen und Rußland, vor den neuen Tatsachen zurück. Rußland selbst aber hat bald alle Hände mit der Niederwerfung eines gefährlichen Polen-aufstandes zu tun.

In der Welt gilt die österreichische Macht als die beharrendste der Erde. Und in diesem Sinne wird nicht nur im Habsburgerreiche selber ein straffer Polizeistaat eingerichtet, vor dem das alte Leben der Stände dahinschwindet zur bloßen Scheme, wird die Zensur ge-übt, sondern wird auch die Kirche, in der man eine Stütze des Staates erblickt, aus ihren josephinischen Beengungen gelöst und ihr sogar die Aufsicht über die Volksschulen und die Gymnasien eingeräumt. Kaiser Franz, in der inneren Politik Österreichs sein eigener Kanzler, be-günstigt mit aller Macht die Stille im Lande, denkt er doch noch mit Schaudern an die Schrecken der Jakobinerzeit und die daraus hervorgewachsenen endlosen Kriege zurück. So wendet er sich nun gegen alle irgendwie des Umsturzes verdächtigen Bewegungen und veranlaßt auch das entsprechende Vorgehen im Deutschen Bunde. Für Österreich aber wird es ungünstig, daß durch die unbedingte Überlegenheit Metternichs über seine deutschen Kollegen alle die Maßnahmen der Unterdrückung deutschnationaler oder freiheitlicher Bewegungen, die seit den Karlsbader Beschlüssen (1819) und den Wiener Jänner-Konferenzen erfolgen, ausschließlich auf sein Schuld-konto gesetzt werden, während Preußen ebenso, in Einzelheiten viel-leicht sogar gehässiger, vorging. Die Deutschen Österreichs verlieren damit an Sympathien unter den Deutschen auf dem alten Reichs-boden und werden außerdem durch den Zentralismus der franzis-zeischen Regierung vom „Auslande“ in manchem Bereiche ab-geschlossen.

Das Ideal des Kaisers Franz ist der unpolitische Mensch, da er in Einsicht des drohenden Zerfalls der vielsprachigen Habs-burgermonarchie eine Mitwirkung der Völker an der Regierung für höchst gefährlich ansieht. Dadurch aber werden die jahrhunderte-

langen Führer dieses Staates, die Deutschösterreicher, in ihrer politischen Entwicklung niedergehalten, gerade zu einer Zeit, wo sich, hervorgerufen durch die Wirkung der auf die alte Vergangenheit zurückgreifenden deutschen Romantik, das Erwachen der Slawenvölker in der Monarchie geltend macht und in Ungarn, wo der Landtag lange Jahre nicht einberufen worden war, sich unter der Führung des Advokaten Kossuth eine radikale Reformpartei bildet. Letzteres allerdings ist erst unter der Regierung von Ferdinand (genannt der Gütige), dem regierungsunfähigen Sohne des 1835 verstorbenen Kaisers Franz, geschehen. In dessen Zeit wird die unter seinem Vater bereits recht schwerfällig laufende und zur Unselbständigkeit erzogene Beamtenmaschinerie vollends durch die Eifersucht sehr beeinträchtigt, die in der geschäftsführenden Staatskonferenz zwischen Metternich und dem tschechischen Grafen Kolowrat herrscht.

Die erste Zeit nach dem Ende der langdauernden Franzosenkriege zeitigt in Österreich, begünstigt durch ein reiches Gesellschaftsleben, eine Blüte der Künste. Beethoven hat in Wien seine Heimat gefunden und schafft hier seine unsterblichen Werke. Schuberts herrliche Lieder ertönen als unerschöpfliche Fülle eines rasch dahingerafften Lebens. Die romantische Malerei des urdeutschen Moritz von Schwind und Rudolfs von Alt, die kirchliche Kunst eines Joseph Führich, Danhauser und Leopold Kupelwieser reden in leuchtenden Farben. Aber auch die österreichische Dichtung begnügt sich nicht mehr mit den braven Leistungen eines Michael Denis, wi noch in der theresianischen Zeit. Der Tragöde Grillparzer, seherischen Blick und herbe Lebenshaltung mit unheimlicher Psychologie und geschicktester Theaterkunst vereinend, dichtet seine „Sappho", „Medea", seinen „Bruderzwist in Habsburg", seine „Libussa", seinen echt österreichischen „Armen Spielmann". Als Klassiker heute neben Goethe und Schiller gerückt, hat dieser Dichter in Leben und Leistung das viel mißbrauchte Xenion von dem ewigen Wiener Sonntag, dem immer sich drehenden Spieß des Phäakenvolkes, widerlegt. In nicht allzu fernen Abstand von Grillparzer tritt Ferdinand Raimund, dessen Zauberdramen noch ganz in den alten Wiener Volksstücken mit ihrer Freude am Scherz, an der Verwandlung, am liebenswürdigen Spotte und an der unerschütterlichen

Findigkeit des Hanswurst wurzeln, sich darüber hinaus am Ende seiner Laufbahn jedoch zu Charakterdramen voll Lebensweisheit erheben. Aus der jüngeren Generation aber erschallen die Gedichte von Lenau in ihrem süßen Wohllaut, von denen etwa der „Postillon" wirklich tönender Mondenschein und musizierender Mai ist. Es erscheinen die zarten Erzählungen Stifters, zuerst noch romantisch unbestimmt und weitsichtig, bis sich in seinem reifsten Werke „Der Nachsommer" eine ganze Welt auftut, in sich geschlossen und gelassen ruhevoll, die edelste und einzige große Frucht der Jahre der Windstille in Österreich, der stark innerlichen Biedermeierzeit. Aber schon grollen in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", deren Verfasser sich Anastasius Grün nennt, und der österreichische Hocharistokrat Anton Alexander Graf Auersperg ist, Töne der Kritik an der Gegenwart. Mit feinem Wortspiel und drohendem Unterton läßt der Dichter das Wiener Volk an den allmächtig gemeinten Staatskanzler Metternich die Frage stellen: „Dürft ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Und er ersehnt aus glutvollem Herzen, daß die stolzen Wappen von Österreich, die Lerchen und die Adler, auch tief in die Herzen hineingepflanzt werden möchten. In seinen „Jesuitenliedern" aber und den „Zeitsonetten aus dem Pustertal" schlägt ein Tiroler Dichter, Hermann von Gilm, bereits viel schärfere Töne an. Kein Zweifel, die Zeit der Metternichschen und franziszeischen Windstille, deren Vertreter, soweit sie nicht schon wie Gentz und Kaiser Franz aus dem Leben schieden, alle schon alte Männer sind, geht unerbittlich zu Ende. Werden sie noch die innere Kraft besitzen, kommende Stürme zu bestehen, überhaupt zu kämpfen, wenn sich gegen ihr System ernsthafte Bewegungen erheben?

Großdeutschland oder Kleindeutschland?

Schon in den letzten Jahren des Vormärz offenbart sich ein Erwachen der totgeglaubten Stände. In Galizien aber gibt es eine Gärung geradezu revolutionärer Art, und in Italien muß die Waffengewalt Radetzkys die gestörte Ordnung herstellen. In Böhmen taucht bereits die Forderung nach getrennter Verwaltung für das Königreich auf. Die Königsbader Adresse ist der Keim der tschechischen staatsrechtlichen Forderungen der späteren Zeit.

Die Februarrevolution in Paris gab den Auftakt zur Erhebung auch im Lande des Hochkonservativismus. Es sind die Magyaren, die den ersten Kampfruf erschallen lassen, indem Kossuth im ungarischen Reichstag am 2. März 1848 für Ungarn, aber auch für die österreichischen Länder eine Konstitution fordert. Nun rühren sich auch, nachdem es im Reich unruhig geworden ist, die Wiener. Durch einen Zusammenstoß zusammengerotteten Volkes mit dem österreichischen Militär, während eben die niederösterreichischen Stände beraten, gibt es Todesopfer. Eine Deputation, darunter der Bürgermeister und der Rektor der Wiener Universität, fordert nunmehr den Rücktritt Metternichs, der in der öffentlichen Meinung mit dem ganzen alten System personifiziert wird, sowie Aufhebung der im Vormärz geübten Zensur. Der Revolution, die ohne Schwierigkeit hätte niedergeworfen werden können, kommt die Abneigung der Erzherzogin Sophie gegen Metternich zu Hilfe. So willigt der leicht beeinflußbare Kaiser Ferdinand ohne weiteres in die Forderungen ein. Auf dem Stephansturm pflanzt der greise Erzherzog Johann die schwarzrotgoldene Fahne, das Symbol des liberalen Deutschland, auf, das sich für Österreich später zum Zeichen des großdeutschen Bekenntnisses wandelte. Metternich verläßt nicht nur sein durch vierzig Jahre versehenes Amt, er begibt sich auch außer

Landes, nach England. Studentenbewaffnung, Nationalgarde, Pressefreiheit und Einberufung einer Reichsversammlung sind dann die weiteren revolutionären Forderungen, die im Zuge der gleichzeitigen Erfolge der ungarischen Revolution gestellt und sogleich bewilligt werden. Das neu ernannte Kabinett Pillersdorf, das dem kommenden österreichischen Reichstag verantwortlich sein soll, vermag das immer radikaler werdende Wien nicht zu beruhigen. Nachdem die Sturmpetition vom 15. Mai die geplante Volksvertretung ganz im revolutionären Sinne des Einkammersystems durchgesetzt hat, verläßt der eingeschüchterte und nach seinen raschen Zugeständnissen hilflose Hof insgeheim die Hauptstadt und übersiedelt nach dem stillen Innsbruck.

Inzwischen aber ist wie mit einem Schlage das Slawentum in Österreich erwacht und offenbart eine Stoßkraft, die auf das deutsche Volk beunruhigend und verwirrend wirken muß. Hebbel schildert uns aus späterer Sicht den Eindruck dieser plötzlichen Regung, wenn er von den Bedientenvölkern spricht, den Tschechen und „Polacken", die ihr „struppig Karyatidenhaupt" schütteln. Nach dem damals noch überwiegend deutschen Prag ruft der tschechische, von Franz Palacky geführte „Nationalausschuß" voll Angriffslust einen Slawenkongreß, auf dem auch der russische Umstürzler Bakunin erscheint. Palacky entwickelt hier seinen Gedanken von einem Österreich unter Zusammenschluß der Slawen, denen die Führung zufallen müßte. Es ist der Austroslawismus, mit dem fortan die Habsburger, durch die Revolution und das Auftauchen der deutschen Nationalbewegung beunruhigt, öfters geliebäugelt haben. Denn noch ist Palacky eine Stütze des Staatsgedankens. Er meint, wenn es nicht bestünde, müßte ein Österreich geschaffen werden. Aber wie anders wird dieses Österreich nach dem Willen seiner zweifelhaften Anwälte Palacky und F. Ladislaus Rieger aussehen, als es das geschichtlich überlieferte war! Der Slawenkongreß führt zu schweren Unruhen, die vom Fürsten Alfred Windischgrätz durch energisches Eingreifen Mitte Juni gebändigt werden. Die Tschechen sind fortan in der nächsten Zeit gehorsame Untertanen des Hauses Habsburg, das sich ihrer bei den kommenden Kämpfen um Wien und in Ungarn bedient.

In Ungarn hat die Revolution durch Kossuths Radikalismus

und durch das Zügelschleifenlassen der schwachen ferdinandeischen Regierung zur Errichtung eines völlig unabhängigen Ministeriums unter dem Grafen Ludwig Batthyany geführt. Der Kaiser gab zu dieser kaum noch verschleierten Lösung Ungarns aus dem Gefüge Gesamtösterreichs in der richtungslosen Not der Märztage, an denen ein jahrzehntelang geübtes System auf einmal zerbrach, seine Zustimmung, ja, er sanktionierte auch die Achtundvierziger Gesetze, durch die mit der Steuerfreiheit des Adels und den grundherrlichen Rechten aufgeräumt wird. Aber die ungarische Staatsherrlichkeit, die bereits mit der Unterdrückung der nichtmagyarischen Völker beginnt, findet schärfsten Widerstand bei den erwachten Südslawen, die in einer serbischen Nationalversammlung zu Carlowitz, und bei den Rumänen, die in einer Volksversammlung zu Blasendorf ihre nationalen Rechte verfechten. Die weit bedeutungsvollere Minorität der Deutschen Ungarns sehen wir mit Schmerz in dieser entschlossenen Abwehrfront fehlen. Der kroatische Banus Jellachich beginnt alsbald, von der kaiserlichen Regierung nicht viel später begünstigt, den offenen Kampf gegen die Kossuthregierung. In Ungarn aber bricht die offene Revolution aus, als die Zugeständnisse des Kaisers widerrufen werden. Die Ermordung des Oberkommandanten Graf Lamberg an der Pester Kettenbrücke und die Hinrichtung des Grafen Zichy sind die Zeichen offener Erhebung der Magyaren.

Inzwischen ist zu Wien der österreichische Reichstag zusammengetreten und wirft durch seine slawische Mehrheit düstere Schatten auf Österreichs künftige Entwicklung. Wohl ist die Verhandlungssprache deutsch und treten die vielfach bäuerlichen Abgeordneten der Slawen meist noch bescheiden auf. Aber dennoch ist die Zukunft Österreichs deutlich genug in Frage gestellt. Wohin wird der alte Habsburgerstaat steuern, dessen lombardo-venetianisches Königreich sich seit März in blutiger Erhebung befindet, dessen Königreich Ungarn kaum noch zu Österreich gehört, dessen deutsches Führervolk eine unbezweifelbare Minorität im Gesamtstaate ist? Das dauernde Ergebnis dieses Reichstages wird die Befreiung der Bauern von der Erbuntertänigkeit — beantragt und durchgesetzt durch den schlesischen Abgeordneten Hans Kudlich —, was allerdings vorweg den österreichischen Slawen zugute kommt und sie für den kommenden Kampf der Nationalitäten stärkt. So hat deutscher Idealismus

ahnungslos kommender Deutschfeindlichkeit die Wege erleichtert.

Die Unruhen in Ungarn, wo der Belagerungszustand erklärt werden mußte und Kossuth die Diktatur an sich gerissen hat, reißen auch das aufgeregte und durch revolutionäre Sendlinge beeinflußte Wien zu einer offenen Erhebung hin, bei welcher das jüdische Element eine bedeutsame Rolle spielt. Als ein Grenadierbataillon nach Ungarn abgeht, wird der Kriegsminister Latour bei einem Volksauflauf in viehischer Weise ermordet. Roter Radikalismus reißt die Macht in der Stadt an sich. Der Jude Cheizes ist einer der Hauptdrahtzieher, der Stadtkommandant Messenhauser sein Opfer. An der Verteidigung der alsbald eingeschlossenen Stadt nimmt der polnische Revolutionär General Bem maßgebenden Anteil. Aber die Herrlichkeit der Revolutionäre ist nicht von langer Dauer. Am 6. Oktober nahm die Erhebung ihren Anfang und am 31. Oktober bereits ist die Stadt nach kurzer Belagerung durch Windischgrätz mit kroatischen Truppen genommen. Die neu gekräftigte österreichische Staatsmacht scheut nun nicht davor zurück, den nach Wien als Abgesandten gekommenen Abgeordneten des zu Frankfurt tagenden gesamtdeutschen Parlaments, den Juden Robert Blum, als Aufständischen erschießen zu lassen.

Mit der Einnahme Wiens war die Revolution in Österreich erledigt, denn auch in Italien ist Radetzky der Erhebung Herr geworden.

Das lombardo-venetianische Königreich war von tödlichem Haß gegen Österreich, als den Unterdrücker italienischer Volksfreiheit, erfüllt. Kaum war die Nachricht vom Sturze Metternichs eingetroffen, als eine allgemeine Erhebung in den Städten wie auf dem Lande losbricht. Die Herrschaft Österreichs scheint hinweggefegt, da der tapfere 82jährige Landesgouverneur, Graf Radetzky, nach mehrtägigen Straßenkämpfen Mailand räumen muß. König Karl Albert von Sardinien fällt nun ohne Kriegserklärung in der Lombardei ein, vom Jubel ganz Italiens begrüßt. Der unverzagte Radetzky aber kann bereits am 6. Mai, als er Verstärkungen für seine schwache Armee erhalten hat, gegen den starken, über den Mincio vorgedrungenen Feind vorgehen. König Karl Albert wird von dem kriegserprobten Heerführer bei Santa Lucia und kurz darauf bei Curtatone geschlagen. Neue Vorstöße der wieder zu

Kräften kommenden Sardinier, die aus dem freiheitsdürstenden Italien von allen Seiten her Zuzug erfahren, werden bei Sommacampagna und Custozza (23. Juli) vernichtend getroffen. Der sardinische König, den der Papst und der König von Neapel, Bundesgenossen unter den ersten Eindrücken der Erhebung, schon seit Santa Lucia verlassen haben, muß die österreichischen Provinzen, sowie Parma und Modena räumen. Damit ist aber auch die Herrlichkeit des Freischärlers Garibaldi in der Lombardei erledigt.

Wurde so die Habsburgermonarchie nach der langen Ruhe der Metternichzeit in ihrem Herzen Wien, in Ungarn und in Oberitalien von den schwersten Unruhen und Gefahren bedroht und steht die Entscheidung in dem bereits in vollem Aufruhr befindlichen Ungarn noch aus, ja muß auch in Italien ein neuer Waffengang ins Auge gefaßt werden, so wird durch die Revolution des Jahres 1848 gleichzeitig auch die Frage der deutschen Stellung Österreichs und des Schicksals seiner deutschen Bevölkerung aufgerollt. Zu Frankfurt am Main ist in der St. Paulskirche die deutsche Nationalversammlung zusammengetreten, die auch in den zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern Österreichs mit Ausnahme des tschechischen Böhmen, wo es Palacky verhindert hat, gewählt worden ist. Der Deutsche Bund aber mußte dieser Entwicklung zustimmen und ist zunächst beseitigt.

Die Frankfurter Nationalversammlung will mit tiefem Ernst die Frage lösen, die im deutschen Volke seit den Freiheitskriegen lebendig geblieben ist, den Ersatz des schwachgefügten Deutschen Bundes durch ein einiges freies Deutschland. Damit aber taucht sogleich auch das Problem von Österreichs Stellung in Deutschland auf. In der Frankfurter Versammlung wird sich eine Scheidung vollziehen, die ein Schicksal ankündigt, das dem ganzen deutschen Volke gestellt ist. Die Frage heißt, ganz kurz gefaßt: Wie soll Österreich in einem neuen Deutschland Raum finden? In dem Kaisertum Österreich wohnen, Ungarn mitbegriffen, neben den Deutschen zehn verschiedene Völker, die bei weitem die Mehrheit bilden. Es sind die Tschechen und Slowaken, die Polen und Ruthenen, die Serben, Kroaten und Slowenen, die Magyaren, Rumänen und Italiener. Sollen die alle auch dem neuen Deutschland angehören? Oder die Frage kann auch so gestellt werden: Können die

deutschen Länder Österreichs aus dem Gefüge des Kaiserreiches gelöst werden? Seit dem Tage von Mohacs sind die österreichischen Erzherzogtümer und Länder mit den Ländern der böhmischen Krone und mit denen der Stephanskrone zu einer übernationalen, lang nur durch das gemeinsame Haus Österreich und auch durch die Strahlenwirkung der deutschen Kaiserkrone verklammerten Gesamtmacht gefügt. Seit 1804 vollends sind sie alle durch den gemeinsamen Herrschertitel des Kaisertums Österreich gebunden, nachdem sie bereits in der Pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI. als eine unzertrennbare Einheit erklärt worden sind. Dieser übernationale Begriff Österreich, vertreten durch ein Herrscherhaus, das sich selbst zeitlos und raumlos als universal empfunden hatte und von diesem stolzen Sendungsbewußtsein auch nach dem Schwinden der universalen Kaiserkrone des alten Reiches nicht völlig lassen konnte, war noch in dem Zeitalter Metternichs als Hüter der europäischen Ordnung an berufenem Platze, solang es in sich selber wurzelte und ein Hort der Unerschütterlichkeit selbst genannt werden konnte. Nun aber waren die Grundlagen dieses Reiches in Frage gestellt, da mit einem Schlage Magyaren, Polen, Tschechen und Italiener, überaus wichtige Völker dieses Kaiserstaates, begehrliche Forderungen stellten, die letzten Endes auf die Auflösung der Einheit Österreichs hinzielen mußten. Die Deutschen standen, betont und unbetont stets das Staatsvolk, durch die Bevormundung Metternichs und die unpolitische Luft des Biedermeiers wie betäubt, geradezu überrumpelt da. Sie waren sich ihrer Werte und noch immer vorhandenen Abwehrmittel gar nicht recht bewußt oder aber kamen, in revolutionären Forderungen des Tages befangen, gar nicht zum klaren Bewußtsein, wie gefährlich die neue Zeit mit den Grundlagen des alten Österreich zugleich auch ihr eigenes Volksleben bedrohte. Denn das Problem des alten Österreich ist nicht bloß das der Verknüpfung mannigfaltiger und anderssprachiger Länder durch das gleiche Herrscherhaus und das gemeinsame Kaisertum Österreich. Die lieblose Bezeichnung vom Völkerkonglomerat hatte, wie sie wörtlich und dem Sinne nach für dieses seltsame Ganze damals oft gefallen ist, doch einen tieferen Sinn. Im südöstlichen Mitteleuropa scheiden sich die Sprachgebiete der einzelnen Nationen nicht leicht und klar. Denn alle die hier seit dem Ende der Völkerwanderung wohnhaften Slawenvölker haben

die zwei gestaltenden Mächte dieses Raumes erlebt: die weit ausgreifende, aber nicht überallhin gleichmäßig dringende, zu den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen erfolgte deutsche Kolonisation oder doch deutsche Einwanderung als des in diesem Raume kulturbringenden, schützenden und bindenden Großvolkes und die Landnahme in der Mitte durch die Magyaren, deren ausgreifende Herrenart auf die Dauer andere Rechte neben sich nicht anerkennen wollte. So sind die Siedlungsräume vielfältig durchbrochen, manchmal wie durchlöchert, und Lebensrecht steht gegen Lebensrecht, nicht zuletzt aber auch das Lebensrecht des weithin verbreiteten und unsäglich um die Entwicklung dieser Bereiche und Kleinvölker verdienten deutschen Staatsvolkes von Österreich.

Durfte also dieses Völkerkonglomerat als Gesamtheit in ein neues Deutschland Eingang finden? Mußte nicht dadurch das deutsche Volksleben im erhofften neuen Reiche von vorneherein eine Überfremdung erfahren, da dieses dann unter 70 Millionen Gesamtbevölkerung 38 Millionen des Kaisertums Österreich umfaßt hätte, die überwiegend anderem Volkstume angehörten? Man bedenke, daß ebenso wie die Deutschen Österreichs über das Erwachen — vielfach sogar erst Entstehen — so vieler Völker bestürzt und von ihm zunächst bewältigt waren, auch die Deutschen westlich des Inns in Sorge gerieten. Aber war denn auch die Mittellösung möglich, nämlich die deutschen Erbländer in ein neues Reich zu nehmen, ohne daß dabei Tschechen und Slowenen Schwierigkeiten machten, die ja mit diesen Ländern angehörten? Gewiß sind die Slowenen damals noch nicht auf dem Plan, aber Palacky hatte für sein Tschechenvolk bereits die Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung verhindert. Wahrhaftig groß genug sind die Schwierigkeiten gewesen, und die Lösungsversuche der von ihrer Aufgabe ehrlich erfüllten Versammlung zu Frankfurt glichen nur allzuoft der berühmten Quadratur des Zirkels.

Entscheidend aber wird, daß sich zwei Lager in der Nationalversammlung bilden, die mannigfachen Schattierungen und Abwandlungen unterworfen, doch nach der inneren Stellung zur österreichischen Frage gekennzeichnet werden als Kleindeutsche und Großdeutsche. Es kann hier nicht auf den verwickelten Werdegang und die Spielarten innerhalb dieser Begriffe eingegangen werden. Im

wesentlichen ist es so, daß die Großdeutschen zumindest die Gliedschaft des deutschen Teiles von Österreich im neuen Reichsorganismus vertreten und voll Verständnis für die Bedeutung eines deutsch bestimmten südosteuropäischen Raumes für die unzerreißbare Einheit des Gesamtvolkes eintreten, während die Kleindeutschen, vielfach dem evangelischen Norden und Nordosten entstammend, in erster Linie an die Bildung eines völlig geschlossenen Nationalstaates denken und darum allen Unbestimmtheiten abhold sind, die mit dem Namen Österreich für sie verbunden sind. In der Klarheit ihres Zieles und der größeren Härte des Wollens ungleich realer als die Großdeutschen, fehlt ihnen die Einsicht in Sendung und Schicksal, Zukunft und Bedrohungen des Gesamtvolkes, wie sie sich aus dem national vielgestaltigen mitteleuropäischen Südostraum ergeben. Sie waren letztlich doch zu schnell mit ihrem Troste zur Hand und haben den Dingen in der Tiefe nachzuspüren nicht vermocht, da ihnen die ganze Materie viel zu fern und darum viel rationaler war, als das Leben und die Politik je sind. Sie sahen alles sehr einfach! Ein Deutschland ohne die Deutschen Österreichs als engerer nationalstaatlicher Bund; ein weiterer Bund soll dann dieses Deutschland in möglichst enger Form mit dem gesamten Österreich verbinden. So hat es schließlich ein so warmfühlend nationaler Deutscher wie Heinrich von Gagern als Lösung vorgeschlagen. Sie sahen nicht, daß ein Österreich ohne den Schutz gemeinsamer Staatlichkeit mit den übrigen Deutschen zum Tode geweiht war.

Jedoch bei solchen Entschließungen darf auch der Wandel der Dinge nicht außer acht gelassen werden, der sich in dem vom Sturme der Revolution durchbebten Österreich seit dem 18. Mai 1848 vollzog, an welchem Tage das Parlament der Paulskirche zusammentrat. Damals ist es ein in seinen Fugen bebender Staat, dessen Auflösung bevorzustehen schien, manchen der Abgeordneten unabwendbar dünkte. Zum Schlusse aber, als die entscheidenden Abstimmungen über die Verfassung begannen, steht dieses Österreich da, ein stolz emporgereckter Sieger über Aufruhr und Auflösungstendenzen, wohl noch in Ungarn im Kampfe und gegen italienische Friedensstörer in Waffen, aber des Sieges sicher und fest entschlossen, auch an seiner hergebrachten Stellung in Deutschland nicht rütteln zu lassen. Zuerst das zerbrechende Österreich des hilflosen, geistesschwachen

Ferdinand, dann das Österreich des jungen Kaisers Franz Joseph, dem der Oheim durch den sanften Druck einer Art Palastverschwörung den Thron am 2. Dezember 1848 abtreten mußte. Und dieser Franz Joseph besitzt in seinem Ministerpräsidenten Fürst Felix Schwarzenberg einen Staatsmann von stählerner Härte.

Wie herrlich sah doch alles noch aus, als Anastasius Grün als Abgeordneter zum Frankfurter Vorparlament abging, als er die Lerche von Österreich jubeln ließ, weil sie vom Morgenrot kommend ins Morgenrot einziehe, als er den Adler von Österreich allem germanischen Land vom Donaubord Grüße bringen hieß.

„Jauchze, du Herze von Österreich,
Jauchze mit jubelndem Schrei:
Heil dir, mein deutsches Vaterland,
Einig und mächtig und frei!"

Nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung war zum Reichsverweser des neu zu errichtenden Reiches der Erzherzog Johann gewählt worden, noch Ausdruck der ersten Begeisterung und des Bewußtseins der historischen Stellung des österreichischen Deutschtums. Am 9. August wurde das erste deutsche Ministerium mit dem Österreicher Schmerling als Innenminister gegründet. Die ernsten Schwierigkeiten beginnen, als es zur Beratung der Verfassung geht. Für das Deutsche Reich setzt der Verfassungsausschuß das Gebiet des bisherigen Deutschen Bundes fest. Paragraph 2 aber lautet: „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein." Paragraph 3 bestimmt: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen." Diese Lösung findet bei der neuen österreichischen Regierung, die eben die schwarzrotgoldenen Fahnen zu Wien heruntergeholt hat und großösterreichisch-zentralistisch denkt, feindselige Ablehnung. Vermittlungsvorschläge, wie sie auch von Schmerling versucht werden, finden keinen Raum. Damit aber wird die Lage der Großdeutschen mehr als schwierig. Schmerling, der inzwischen Ministerpräsident in der Frankfurter Reichsregierung geworden war, wird nun vom Parlamente gestürzt, kehrt aber alsbald als österreichischer Gesandter wieder.

Es erhebt sich bereits die entschlossene und drohende Erklärung Schwarzenbergs, daß Österreich seine Stellung in dem neu zu bildenden Staate behaupten werde. So entscheidet sich die Mehrheit des Parlamentes am 15. Jänner mit 261 zu 224 Stimmen für Heinrich von Gagerns Programm des engeren Bundes ohne Österreich und des weiteren Bundes mit Österreich. Noch wird der Name des neuen Reichsoberhauptes in der großdeutschen Fassung „Kaiser der Deutschen" festgelegt, aber als Schwarzenberg am 9. März 1849 die Aufnahme des gesamten Österreich in das neue Deutschland verlangt, beginnt die Entmutigung der vor unlösbarer Aufgabe stehenden Großdeutschen. Die Regierung Schwarzenberg hat ja auch bereits den österreichischen Reichstag aufgelöst, der seit der Wiener Erhebung in Kremsier getagt hatte und immerhin bedeutsame Versuche zur Gestaltung des Nationalitätenproblems unternommen hatte. Kann diese unerbittlich zur Gegenrevolution entschlossene Haltung in Frankfurt noch irgendwie werbend wirken? Als Vorstufe für die nun einsetzende Bewegung zur Übertragung der Kaiserkrone an Preußen wird mit einer Mehrheit von vier (und zwar österreichischen) Stimmen die Erblichkeit der Kaiserkrone und tags darauf mit 248 Stimmenthaltungen bei 290 Für-Stimmen (darunter wiederum die vier österreichischen des Vortages) die Übertragung der deutschen Kaiserkrone auf den König Friedrich Wilhelm IV. am 28. März 1849 beschlossen. Der König von Preußen hat diese Würde bekanntlich abgelehnt, und der Beschluß der Frankfurter hatte zunächst kein greifbares Ergebnis. Schwarzenberg indes beruft nun die österreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab, da die Beratungen für Österreich kein weiteres Interesse hätte. Dennoch sind unter Giskras Führung noch österreichische Abgeordnete in Frankfurt geblieben, ebenso wie der Reichsverweser auf seinem Platze ausharrt, bis er erst spät nach der bald folgenden Auflösung des Parlamentes, immer noch ein Schattenleben führend, am 20. Dezember zurücktritt.

Inzwischen aber sind die Würfel in den Ebenen Italiens und Ungarns gefallen, überall zum Siege der verjüngten Donaumonarchie. In Italien hat der unvergleichliche Heldengreis Radetzky die Macht der Sardinier in einem kurzen, glänzenden Feldzug im März 1849 bei Mortara und Novara zerbrochen. Der feindliche

König muß abdanken, sein Sohn und Nachfolger eine empfindliche Kriegsentschädigung bezahlen. Nur englisch-französische Vermittlung haben ihn vor Gebietsabtretungen bewahrt. Als Radetzky auch das revolutionäre, schwer faßbare Venedig im August den österreichischen Waffen wiedererobert hat, sind seine Truppen für eine eventuelle innerdeutsche Auseinandersetzung verfügbar. In Ungarn aber, wo Kossuth am 14. April 1849 die Absetzung des Hauses Habsburg und die völlige Unabhängigkeit des Landes proklamiert hatte, ist nach wechselvollem Gange der Kämpfe durch die Erfolge des Generals Haynau und das Eingreifen eines von General Paskiewitsch geführten russischen Hilfskorps die Erhebung der Magyaren am 13. August endgültig in die Knie gezwungen worden. Allerdings haben sich die Magyaren nicht dem noch kurz vorher bei Temesvar siegreichen Haynau, sondern zur Minderung des österreichischen Ansehens den Russen ergeben, wodurch das Gewicht des Zaren Nikolaus für Österreich bis zur Unerträglichkeit gesteigert wird. Als das letzte Ungarnheer sich zu Komorn ergeben hat und Kossuth unter Preisgabe der Seinen flüchtete, ist auch hier alles still. Aber in dem niedergeworfenen Lande werden bis zum 25. Oktober allein 25 Todesurteile, darunter an einem nahen Angehörigen der Königin Viktoria von England und an dem ungarischen Ministerpräsidenten Battyany, vollstreckt.

Die Revolution in Österreich ist niedergerungen, der Kremsierer Reichstag, dieser Rest der Revolution, ist aufgelöst. Das Ministerium Schwarzenberg ist Herr der Lage. Schon am 4. März hat es für Österreich eine Gesamtstaatsverfassung beschlossen und wird den Weg des Einheitsstaates, den Weg des Kaisers Joseph, noch einmal gehen. Kennzeichnend für den hohen Schwung seiner Pläne ist die österreichische Note an den Frankfurter Reichstag, daß durch die siegreiche Beendigung des ungarischen Aufstandes sich die Möglichkeit ergeben würde, Tausende von Deutschen in Ungarn, vorweg im Banate, anzusiedeln, damit die Massenauswanderung nach Amerika verhindert würde. Leider hat die Nationalversammlung für diesen Gedanken kein Verständnis aufgebracht, der die folgende Zentralisierung Österreichs wesentlich gestützt, gewiß aber dem deutschen Element im siebenbürgisch-schwäbischen Raume eine gewaltige Stärkung bereitet hätte.

Fürst Felix Schwarzenberg, vom Heere Radetzkys weg Ministerpräsident geworden, ist ein Staatsmann von unerschütterlichen Nerven. „Taten und nicht Rechtssätze", so sagt er, seien imstande, „Tatsachen" zu bewältigen. Er ist nicht der Mann der Metternichschen Prinzipien, sondern eines Staatsgedankens, der sich jedes Mittels bedient, dem Lebensbedürfnis des Staates allein Rechnung tragend. Neben sich hat er Minister wie den geistvollen Grafen Franz Stadion, der eine innere Erneuerung Österreichs erstrebt, den in Frankfurt als Triester Abgeordneter erprobten Westdeutschen Karl Bruck, dessen Blick als Handelsminister weit nach dem Südosten hin deutsche Entfaltung erstrebt, der jene edle Geistesweite offenbart, wie sie so oft Reichsdeutschen in der Weite der österreichischen Schau auf dem Boden der alten Ostmark als schönste Gabe zuteil wird. Alexander Bach endlich, vielgewandelte Beamtennatur, stellt eine unverächtliche Fachbegabung dar. Der englische Botschafter kann wirklich nach Hause berichten, daß es jetzt in Österreich ein Kabinett von lauter Premierministern gäbe.

Wie soll sich diesen Kräften gegenüber der redliche, aber schwankende König von Preußen behaupten, der nach zunächst romantischer Unbestimmtheit seiner Anschauungen sich nun zu dem Plane durchringt, die Einigung Deutschlands im Sinne des Gagernschen Programmes von dem engeren und weiteren Bunde in Angriff zu nehmen und dabei doch für diesen Gedanken der „Union" nur die nord- und mitteldeutschen Staaten hinter sich hat? Der den Krieg mit Österreich nicht wünscht und dazu auch gar nicht gerüstet ist, dabei aber eine Politik mache, die Österreichs deutsche Machtstellung im Kerne bedroht. So entwickelt sich bald eine schwere Spannung und gegenseitiges Mißtrauen. Gelegentlich einer österreichisch-bayerischen Intervention in Hessen kommt es bei Bronzell zu einem Zusammenstoß zwischen preußischen und österreichischen Vorposten, und nachdem der Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten durch die preußische Unionspolitik auf das höchste gewachsen ist, droht der Krieg. Schwarzenberg wußte sich der russischen Hilfe zu versichern und Preußen, diplomatisch durch die österreichische Klarlinigkeit bereits in die Enge getrieben, muß am 28. und 29. November 1850 zu Olmütz im Beisein des russischen Gesandten in der hessischen Frage, wo es sich gegen die österreichisch-bayerische Unternehmung

gestellt hatte, nachgeben und seine Truppen abrüsten. Österreich aber wird erst abrüsten, wenn es von Preußens Abrüstung verständigt worden sei. Gleichzeitig verpflichtet sich Preußen, mit Österreich gemeinsam in Schleswig-Holstein zuungunsten der dort ausgebrochenen und kurz vorher noch von Preußen selbst unterstützten Freiheitsbewegung einzugreifen. Der Deutsche Bund — dies ist das Ergebnis von Dresdener Konferenzen — wird in seiner alten Form erneuert, nachdem bereits Österreich ohne Rücksicht auf Preußen zum 1. September den Bundestag berufen hatte. Friedrich Wilhelms Unionspolitik aber ist damit zusammengebrochen.

In dieser entschlossenen Politik Preußen gegenüber ist es für Schwarzenberg das nächste Ziel, Österreichs Beitritt zum Deutschen Zollverein, der seit 1841 angestrebt wird, zu erreichen. Gewiß wäre der Energie eines solchen Staatsmannes auch dies nicht unerreichbar geblieben. Aber der Fürst, der in den heißen Kampfjahren von 1848 an den letzten Rest seiner Lebenskraft verströmt hat, ist am 5. April 1852 überraschend gestorben. Der junge Kaiser, der damals seine letzten Tränen vergießt, hat mit ihm den bedeutendsten Mann verloren, der jemals in seine Dienste trat. Fortan sind ihm nur noch mittelmäßige Begabungen zu Gebote gestanden, den einen Mann ausgenommen, der im letzten Lebensabschnitt Franz Josephs emporkommt und die Heere Österreich-Ungarns in ihrem letzten geschichtlichen Kampf zu führen berufen ist.

Der Graf Buol-Schauenstein, des Fürsten Nachfolger, erkennt nicht die unbedingten Notwendigkeiten jeder Politik, nämlich ein Ziel mit rücksichtslosester Konsequenz und dem stärksten Einsatz zu verfolgen. Statt dem Beitritt zum Zollverein kommt nur ein Handelsvertrag zustande, der die volle Zolleinigung für 1859 (!) vorsieht. Und während Felix Schwarzenberg in der kurzen Spanne seines maßgebenden Wirkens vor keiner Frage, deren Lösung er für den Gesamtstaat als notwendig erachtete, zurückwich, und eben im Begriff stand, die unerträglich gewordene Einmischung des Zaren Nikolaus in mitteleuropäische Dinge abzustellen, versäumt Buol-Schauenstein im Krimkriege (1853—1856) jede Möglichkeit, Österreichs Gewicht zum Vorteil des Staates in die Waagschale zu werfen. Es gab damals nur die Möglichkeit, für oder gegen Rußland zu optieren, in beiden Fällen aber dann nichts Halbes zu unter-

nehmen. Die Russen hatten sich in den Donaufürstentümern festgesetzt. Dies wurde in Wien als unerträglich empfunden. Nun durfte man sich aber nicht mit einer kostspieligen Mobilisierung begnügen, was bestenfalls einen Augenblickserfolg bringen konnte, sondern man mußte die kriegerische Auseinandersetzung mit dem Zarenreich, die in der Balkanfrage doch einmal unvermeidlich war, nun — unter günstigst denkbaren Umständen — aufnehmen. Das Ultimatum an Rußland (3. Juni 1854), zu dem sich Buol aufraffte, war eine Halbheit. Es wurde von Petersburg als schwerer Undank für die Hilfe von 1849 empfunden und dabei kam es doch nicht zum Kriege. Der Zar räumte in tiefster Empörung vor der österreichischen Mobilmachung die Walachei und die Moldau. Aber, wenn man schon in Wien die Verpflichtung Rußland gegenüber so leicht nahm, dann hätte man sich nicht mit dem Prestigeerfolg begnügen dürfen, hätte auf das Ganze gehen und ihm auch den Krieg ansagen, oder aber sich vom ersten Tage an mit dem Zaren verständigen und gegen entsprechende Zugeständnisse auf dem Balkan mit ihm gemeinsame Sache machen müssen. So aber hat Buol-Schauenstein damals die alte Freundschaft mit Rußland völlig zerschlagen, dabei aber nichts für Österreich richtig erreicht, ja, nicht einmal die Freundschaft der Gegner Rußlands, der Westmächte, gewonnen. Auf dem Friedenskongreß von Zürich wird gegen Österreichs Protest alsbald sein Gegner Sardinien, das gegen Rußland mitgekämpft hatte, zugelassen und erhebt sogar anklagende Stimme gegen Österreichs unerträgliche Herrschaft in Italien. Nutzlos sind, infolge der Halbheit Buols, die schwachen Finanzen des Kaiserstaates durch die sehr kostspielige Mobilisierung erschüttert worden.

Nicht glücklicher ist die Politik im Innern. Denn wenn man entschlossen war, unter Beseitigung der oktroyierten Verfassung — und das geschah bereits Ende 1851 — absolut zu regieren und vor allem die Ungarn die Wucht des österreichischen Zentralismus fühlen zu lassen, dann durften nicht die Deutschen, durch deren bindende Kraft der Gesamtstaat auf die Dauer allein leben konnte, durch eine unglückliche Kirchenpolitik verbittert werden. Österreich hatte im Konkordat vom Jahre 1855 alle herkömmlichen Rechte des Staates der Kirche gegenüber preisgegeben, die öffentlichen und nichtöffentlichen Schulen der Aufsicht der Bischöfe ausgeliefert und die Lehrer der Volksschulen

der kirchlichen Beaufsichtigung überantwortet. Grillparzers boshafter Spruch, daß man mit „Moder und Schimmel, mit Konkordat und Glaubensgericht" wohl „die erste Stelle im Himmel" erwerben könne, „aber in Deutschland nicht", war Ausdruck dessen, was das denkende Deutschösterreich empfand. Die Seele einer solchen Politik, die auch mit den Erneuerungsbestrebungen des leider zu früh zusammengebrochenen Stadion rasch aufräumte, ist Alexander Bach gewesen, der nun, wie er in seiner Jugend besonders radikal auftrat, so jetzt sich in ausgesprochenem Absolutismus erging.

Wollte man in Österreich auf dem Wege der parlamentslosen autoritären Regierung weitergehen, dann mußte die Machtstellung und geistige Entwicklung der Deutschen Österreichs, vor allem auch in Ungarn, unter allen Umständen verstärkt und hier womöglich durch Kolonisation noch besonders gestützt werden. Wege, wie sie Graf Leo Thun einschlug, der damals die Universitäten wieder im wissenschaftlichen Sinne reformierte und auch die Gymnasien auf eine hohe Stufe brachte, mußten in dieser Hinsicht mehr als das Konkordat leisten. Zugleich aber mußte man die Entwicklung fördern, wie sie Bruck durch einige Zeit erfolgreich einzuleiten vermochte, die in der Erbauung der Semmeringbahn, der ersten, wie ein Wunder von Europa bestaunten Gebirgsbahn der damaligen Zeit, gipfelte, nämlich Entfaltung des wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes. Dann mußten die Deutschen durch ihre größere Begabung und Schulung, sowie durch ihre bei weitem größere Finanzkraft unbestritten den Vorrang gewinnen. Es genügte nicht, wie man es tat, deutsch zu amtieren und dabei die deutschen Volkskräfte nicht zu entfalten, während die nichtdeutschen Völker gerade in der Abwehrstellung gegen die Regierung Bach ihren Haß gegen alles Deutsche nur noch verstärkten.

In solcher Lage durfte es sich der Staat nicht erlauben, auch nur e i n e n schweren Mißerfolg zu erleiden, ohne daß zugleich auch die Grundlagen seines Regimes in Mitleidenschaft gezogen wurden. Dieser Mißerfolg aber trat vor den Augen Europas im Jahre 1859 ein.

In seiner unruhigen Politik auf Erfolge bedacht, nähert sich Kaiser Napoleon III. dem aufsässigen Sardinien und vereinbart ein gemeinsames Vorgehen gegen Österreich zur Eroberung des venetianisch-lombardischen Königreiches. Eine drohende Neujahrsansprache des Kaisers an den österreichischen Gesandten offenbart den Ernst der

Lage, der auch in fieberhaften Rüstungen der Sardinier eine Bestätigung findet. Kaiser Franz Joseph läßt sich nun durch den Rat des aus London zurückgekehrten und wiederum sehr einflußreichen Metternich zur Entsendung eines Ultimatums an Sardinien veranlassen, so daß Österreich als Angreifer erscheint. Aber statt nun mit aller Macht zu handeln, ehe die Franzosen über die Alpen herübergekommen sind, zögert der unfähige Gyulay, der an Stelle des 1858 verstorbenen Radetzky das Oberkommando führt, und die sträflicherweise schlecht ausgerüsteten und nicht zielbewußt geführten Truppen werden trotz offenkundiger Heldentaten bei Magenta und zwanzig Tage später, obwohl Franz Joseph persönlich die Führung übernommen hat, auch bei Solferino besiegt. Der Kaiser läßt sich dann bei einer Zusammenkunft mit Napoleon vorschnell zum Präliminarfrieden von Villafranca bereden, gerade als Preußen im Begriff ist, zugunsten Österreichs einzugreifen und nur noch über die Frage des von ihm gewünschten Oberbefehls am Rhein Bedenken bestanden. So bricht Franz Joseph — und der Frieden von Zürich bestätigt die Bedingungen von Villafranca — einen Krieg ab, dessen Verlust vom ganzen deutschen Volke als peinlich empfunden wird. Österreich verzichtet, weil es nicht entschlossen und großzügig genug war, für die gebotene preußische Hilfe auch den erforderten Preis zu zahlen, nachdem es seine Armee seit 1849 hatte sträflich verkümmern lassen und der allmächtige Generaladjutant des Kaisers Graf Grünne, dem die Personalien der Armee unterstanden, nicht für geeignete Führer gesorgt hatte. Die Untersuchung über den Mißerfolg des Feldzuges von 1859 ergab außerdem verbrecherischen Unterschleif hoher Stellen.

Österreich büßt in Zürich die Lombardei ein und seine habsburgischen Vasallenstaaten in Toskana, Modena und Parma bleiben trotz der Bestimmungen des Friedens in der Hand der Sardinier. Piemont, der historische Gegner Österreichs, kann 1861 den Titel eines Königreiches Italien annehmen, dadurch bereits seine Arme auch nach dem österreichisch gebliebenen Venezien ausstreckend.

Dieser Mißerfolg und die mit ihm verbundene Finanznot nötigen zum Zügelschleifenlassen im Innern. Der polnische Graf Goluchowski wird vom Kaiser mit der Regierung betraut. Unter „Anerkennung der historisch-politischen Individualitäten der einzelnen Länder“ sollen die Tschechen und die Ungarn für eine Mitarbeit am Staate ge-

wonnen werden. In diesem Sinne verheißt das kaiserliche Oktoberdiplom (1860) den Landtagen und dem 1849 eingesetzten, aber bedeutungslos gewesenen Reichsrat Mitwirkung an der Gesetzgebung. Den Magyaren wird unter Anerkennung der magyarischen Amts- und Geschäftssprache — in dem vielsprachigen Ungarn — die Wiederherstellung des Landtages bewilligt. Jedoch die damit verbundenen Hoffnungen erfüllen sich nicht. Die Erfordernisse der deutschen Politik Österreichs veranlassen den Kaiser, den polnischen Grafen durch den Freiherrn von Schmerling, Österreichs bewährten Vorkämpfer in der Paulskirche, zu ersetzen, der im Februarpatent (1861) eine Erweiterung des Reichstages in konservativem Sinne und den Ausbau seiner Rechte nach zentralistischen Gedanken vornimmt. Aber die Ungarn bleiben dem Reichsrat fern, sie verlangen zuerst die Anerkennung der Achtundvierziger Gesetze und ein eigenes verantwortliches Ministerium. Alsbald scheiden auch die Tschechen aus (1863), und der Kaiser entschließt sich, die Politik Schmerlings zur Wiederherstellung des Friedens mit den Ungarn zu liquidieren. Nachdem also der Föderalist Goluchowski dem zentralistischen Schmerling gewichen war, muß dieser dem föderalistischen Grafen Belcredi am 27. Juli 1865 den Platz räumen. Ehe aber dieser mit dem ungarischen Reichstag, an dessen Spitze Franz Deák steht, zu einem Ergebnis kommen kann, vollzieht sich ein Ereignis, das die einschneidendsten Veränderungen hervorruft: Österreich ist inzwischen im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland Preußen erlegen.

Nach kurzem Aufwallen gesamtdeutschen Interesses an dem alten italienischen Glacis des Heiligen Römischen Reiches war mit dem Mißerfolge Österreichs und seinem vorschnellen Abgang vom Kampfplatze die kleindeutsche, auf den ausschließlich deutschen Nationalstaat gerichtete Bewegung mächtig emporgewachsen, was sich in der Gründung des Deutschen Nationalvereines im gleichen Jahre 1859 äußerte. Der kleindeutsche Gedanke bemächtigte sich mit des Historikers Sybel kritischem Geiste auch der Geschichte und nahm der deutschen Kaiserzeit, deren Erbe Österreich immer noch irgendwie war, in unbarmherziger Umdeutung ihren hergebrachten Glanz. Vermochte, wenn so die Kronen der Universalmacht der Ottonen, der Salier und der Hohenstaufen in ihrer Nationalbedeutung Anzweiflung erfuhren, sich die vieldeutige der Habsburger besser zu behaupten? Eine gewisse

Entlastung in der öffentlichen Meinung ergab sich für Österreich erst durch den schweren Kampf, in welchen der neuernannte preußische Ministerpräsident Bismarck mit dem Parlament verwickelt wurde, derselbe Bismarck, der durch sein selbstbewußtes Auftreten die früher so ruhigen Sitzungen des Frankfurter Bundesrates zu wahren Kraftproben für den Präsidialgesandten gemacht hatte.

Kaiser Franz Joseph wird von Schmerling zu einem Versuche gewonnen, die Reform des Deutschen Bundes, die immer noch die führenden Kreise der Nation bewegt, selbst in die Hand zu nehmen. Auf einem Fürstentage zu Frankfurt am Main, der alten Kaiserstadt, soll mit den deutschen Fürsten ein Plan zur Straffung der Gewalt des Bundes (durch ein Fünffürstendirektorium unter Österreichs Führung und eine ständige, mit Rechten ausgestattete Delegiertenkonferenz der deutschen Landtage) beschlossen werden. Alle deutschen Fürsten erscheinen zur Tagung, aber trotz stärkster Werbung, trotz des persönlichen Wunsches des preußischen Königs Wilhelm I., sich in traditioneller Hohenzollernpolitik dem Erstrechte und Rufe Österreichs nicht zu versagen, setzt Bismarck das Fernbleiben des Königs durch. Damit aber ist der Frankfurter Fürstentag gescheitert und die entscheidende Wende im Verhältnis Preußens zu Österreich eingetreten.

Wenn so das mühsam wiederhergestellte gute Verhältnis der beiden deutschen Großmächte neue Trübung erfährt, so sind sie doch nach Jahresfrist gemeinsam in den Kampf für die beiden von Dänemark vergewaltigten Elbherzogtümer Schleswig und Holstein gezogen. Österreich hat in diesem Kampfe kein eigentliches Kriegsziel, während Bismarck von Anbeginn an die Einverleibung der Provinzen im Auge behält. So erscheint der letzte Feldzug des Habsburgerreiches im Norden als eine dem Sonderstaatsegoismus entrückte Kavalierstat, ein ehrenvoller Abgang, wenn wir daran denken, daß die Stunde des Unterliegens im Kampfe mit Preußen nahe ist. Aber gerade diese im schönsten Wortsinne zwecklose Hilfe Österreichs — dessen Aufgebot von 23 000 Mann unter dem Feldmarschalleutnant von Gablenz durch die ruhmvollen Gefechte von Oberselk, Deversee und Veile wesentlich zur Bezwingung der Dänen und damit zur Befreiung des meerumschlungenen Schleswig-Holstein beiträgt, wie sich auch seine kleine Flotte bei Helgoland ruhmvoll mit den Dänen geschlagen hat — bereitet das politische Unterliegen gegen Preußen vor. Bismarck will

die Länder ihrem heimischen Kandidaten, dem Prinzen von Schleswig-Holstein Augustenburg nur gegen Bedingungen überlassen, die einem Untertanenverhältnis unter Preußen gleichkommen. Österreich aber in seiner Ziellosigkeit ist einer Überlassung der Herzogtümer an Preußen gegen eine schlesische Entschädigung geneigt und hilflos, als sich Preußen diesem Gedanken versagt. Es ist darum bereits politisch von Bismarck geschlagen, als es zur Vermeidung eines Krieges am 14. August 1865 die Konvention von Gastein eingeht, die für die beiden Großmächte gemeinsamen Besitz an den beiden Herzogtümern, jedoch österreichische Verwaltung in Holstein, preußische in Schleswig festsetzt, im übrigen aber Preußen einen Teil der Forderungen bewilligt, die es kurz vorher an den Augustenburger gestellt hatte. Das kleine Ländchen Lauenburg, das den Dänen mit entrissen worden war, wird von Österreich gegen eine Entschädigung von 2½ Millionen Talern Preußen überlassen. Das ist aber alles keine dauernde Lösung. Schleswig ist dem preußischen Kraftfelde benachbart, Holstein dem österreichischen endlos entrückt. Kann dieser Zustand für Wien ein dauernder sein? Österreich wird sich für den Augustenburger entscheiden müssen und Preußen dies als den Bruch der Gasteiner Abmachung erklären. Dann werden doch die Waffen sprechen müssen. Weil dies Bismarck klar voraussieht und auch darauf hinarbeitet, ist der Feldzug für ihn bereits entschieden, während Österreich in der bloßen, ziellosen Verteidigung fast manövrierunfähig ist.

Der preußische Ministerpräsident gewinnt Italien, den jederzeit bereiten Gegner Österreichs, zu einem auf drei Monate befristeten Vertrage, der die Bundeshilfe vorsieht, wenn Preußen mit einem auf die Reform des Bundes abzielenden Vertrag abgewiesen werden sollte. In dieser Lage ist es für Bismarck eine willkommene Verschärfung der Dinge, als Gablenz in Holstein die Werbung für den Augustenburger zuläßt, während Manteuffel sie in Schleswig unterdrückt. Die Beziehungen zwischen den Verbündeten von gestern trüben sich jäh. Vorbereitungen zum Kriege werden getroffen, die Mittelstaaten von beiden Seiten angegangen. In ihrer Bedrängnis wendet sich die österreichische Diplomatie auch an Napoleon, der mit dem Siege der Habsburgermacht rechnet und sich schon Kompensationen für die zu gewärtigende Vergrößerung Österreichs ausbedingt. Im letzten Augenblick droht jedoch ein österreichisches Angebot zur Abrüstung Bismarcks

ganze Berechnung zu zerstören, der eben bereits einen geheimnisvollen Vorschlag auf Einberufung eines deutschen Parlaments dem Bundestag überreicht hat. Der Wiener Antrag scheint das kunstvolle Netz Bismarcks zu zerreißen, jedoch das Funktionieren der Bundesmaschinerie in Gestalt drohender italienischer Rüstungen führt zur Mobilisierung der österreichischen Südarmee, der die italienische und die preußische Mobilisierung folgen. Ein Konferenzvorschlag Napoleons, die Vermittlung der Mittelstaaten scheitern. Das erbitterte Österreich erteilt Gablenz den Auftrag, die holsteinischen Stände einzuberufen. Damit hat Österreich seine politische Linie zurückgefunden, allerdings unmittelbar vor dem Zusammenschlagen der Waffen. Denn nun erklärt Bismarck die Gasteiner Konvention als durch Österreich gebrochen und veröffentlicht seinen Antrag zur Bundesreform. Diese sieht nichts anderes als den Ausschluß des Habsburgerreiches aus dem Deutschen Bunde vor. Damit aber ist für den alten Hüter deutschen Grenzlandes und jahrhundertelangen Führer des Reichs der Augenblick gekommen, die Waffen zu ergreifen, um den einstigen Worten Schwarzenbergs blutigen Nachdruck zu geben: „Hinauswerfen aus Deutschland lassen wir uns nicht!" Österreich stellt nun den Antrag auf Mobilmachung des Deutschen Bundes und der Bundestag nimmt mit neun gegen sechs Stimmen an. Die Beziehungen zwischen Österreich und Preußen sind bereits zerrissen, und die Waffen müssen ihr erbarmungsloses Wort sprechen. Mit Österreich ziehen Sachsen, das Großherzogtum Hessen, Hannover und die süddeutschen Staaten in den Kampf, somit fast alle Mächte, die aus der Geschichte des alten Deutschland übriggeblieben sind.

Wie sehen die beiden Gegner, die nun im Jahre 1866 zur letzten Austragung ihres jahrhundertelangen Gegensatzes antreten, aus? Da ist das alte, vielgestaltige Österreich, ein Staat oder besser gesagt geradezu der Staat des Grenz- und Inseldeutschtums, das sich wie eine Klammer um das Gefüge von zehn verschiedenen Kleinvölkern schlingt, einst unerschütterlich in seinem der Unendlichkeit der Welt ähnelndem Universalismus, jedoch nun durch die Begehrlichkeit der nichtdeutschen Nationalitäten und ihren Drang nach Selbständigkeit in seinem Bestande bedroht, durch die parlamentarische Auswirkung der nichtdeutschen Mehrheit selbst in den österreichischen Ländern in seiner Existenz zur Frage gestellt, mit ständig wachsender Verschul-

dung, dabei aber voll zäher, oft in schweren Krisen bekundeter Kraft, stärker, als er aussieht, kräftiger, als er es selber weiß. Jahrhundertelang als Träger der Kaiserkrone Kernland des Reiches und Hüter seiner Grenzgebiete gegen Franzosen und Türken, aber seit dem Wiener Kongreß nicht mehr der tapfere Wächter am Rhein und bei den deutschen Patrioten als Urheber der reaktionären Maßnahmen der Metternichschen Ära nicht beliebt, wenn auch noch immer in seiner ganzen Art in Süddeutschland und im altdeutschen Hannover populärer als das militärische Preußen, das eben im Kampfe mit seinem Parlamente liegt. Für Österreich sind die Mittel- und Kleinstaaten und die geistlichen Kreise, die in ihm den ideellen Hort des alten Glaubens erblicken, also die sogenannte deutsche Libertät und der Rest der geistlichen Fürstentümer. Auf der anderen Seite sehen wir Preußen, weder an Größe, noch an Abrundung mit dem österreichischen Staatskörper vergleichbar, aber einheitlicher in der Verwaltung und mit Ausnahme seiner polnischen Gebiete rein deutsch, allerdings vorweg Binnendeutschtum mit seiner ganzen Enge des Blickfeldes, aber zugleich seiner unverbrauchten Kraft, durch und durch Militärstaat, gewiß an Liebenswürdigkeit und Werbekraft mit dem alteingewurzelten österreichischen nicht zu vergleichen, aber schlagfertiger, seit Jahrhunderten sozusagen zum Angriff erzogen. Gute Finanzen, gute Eisenbahnverbindungen, tadellose Verwaltung, ein Staat voll Zukunft und Ausdehnungsdrang, seit 1849 in der deutschen Frage offensiv, während Österreich schon in seiner buntscheckigen Vielgestalt sich auf große Bewegungen gar nicht einlassen kann, seit die bunten Flecken im Zeitalter der Nationalitäten anfangen, lebendig zu werden und ihren eigenen Kopf aufzusetzen. Seit dem Bayernprojekt des Kaisers Joseph und des Fürsten Kaunitz hat dieses Österreich kein rechtes deutsches Programm mehr, während Preußen schon durch seine territoriale Zerrissenheit auf ein Aufsaugen der Kleinstaaten angewiesen ist. So stellt sich die in Kämpfen gehärtete und selbstbewußt gewordene junge Macht, begleitet von den Segenswünschen der Kleindeutschen, die sich mit dem durch die Hypothek der vielen Nationen belasteten Österreich eine deutsche Zukunft nicht vorstellen können, gegen den ehrwürdigen alten Kaiserstaat, dessen Vorrecht es bisher immer geachtet, zur letzten Austragung der alten Gegensätze.

An Zahl sind die Preußen dem vereinigten österreichisch-sächsischen

Heere auf dem böhmischen Kriegsschauplatz, wo die Entscheidung trotz Italien und trotz der süddeutschen Kämpfe fallen wird, nur um etwa 50 000 Mann überlegen. Aber sie haben die moderne Feuerwaffe des Zündnadelgewehres und sie haben den bei weitem überlegenen Führer. Es ist Helmuth von Moltke. Bei den Österreichern aber kommandiert auf des Kaisers Befehl der Feldzeugmeister Ludwig Benedek, weil man den Erzherzog Albrecht, der eigentlich seinem Range nach das Hauptkommando führen sollte, auf den sicheren italienischen Schauplatz entsendet, damit die Dynastie nicht durch einen Mißerfolg ihres Mitglieds in Gefahr komme. Benedek aber, der ein tapferer Unterführer ist, verfügt zum Oberbefehlshaber weder über die Gaben, noch über die Kraft, sich gegen Einflüsse und Gegenströmungen durchzusetzen. So kommt die österreichische Kriegsführung von Anbeginn in die verzweifelte Lage, daß der eingeschulten und überlieferungsmäßigen Angriffstaktik ihrer Truppen eine zaghafte und unschlüssige Strategie gegenübersteht. So erklären sich die furchtbaren Verluste und schweren Mißerfolge fast in allen Gefechten, wobei nur der eine Tag von Trautenau eine Ausnahme macht. Nur die österreichische Artillerie feiert in diesem Feldzuge Triumphe, und die „Batterie der Toten" von Königgrätz ist berühmt geworden. Sonst aber führt der Feldzug, den Preußen mit drei getrennt marschierenden, in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 vereint schlagenden Armeen durchkämpft, in wenig mehr als vierzehn Tagen zum völligen Unterliegen Österreichs. Schon vor der Hauptschlacht wird durch eine Serie von Schicksalsschlägen, bei Münchengrätz und Gitschin, bei Soor, Skalitz und Schweinschädel das Vertrauen des Oberfeldherrn gebrochen. Benedek hatte nur auf einen ausdrücklichen Befehl aus Wien den geplanten Rückzug aufgegeben und sich noch einmal westlich der Elbe bei Königgrätz gestellt. Nach ihrem großen Siege dringen die Preußen unaufhaltsam gegen Wien vor, und lediglich der schnelle Abschluß des Nikolsburger Waffenstillstandes und Vorfriedens vom 26. Juli hat die Hauptstadt der Habsburger vor dem preußischen Einmarsch bewahrt.

Österreich verpflichtet sich, aus dem Deutschen Bund auszuscheiden und allen territorialen Veränderungen in Deutschland durch Preußen, ausgenommen nur die Unversehrbarkeit von Sachsen, zuzustimmen und zudem 20 000 000 Taler als Kriegsentschädigung zu bezahlen. Der

Kaiserstaat schließt solches ab, weil er auch von dem Einsatz seiner eilig aus Italien herausgezogenen Südarmee keine Wendung der Dinge mehr erhoffen kann und Bismarcks Bedingungen in Anbetracht der Sachlage milde zu nennen sind. Sah ja auch König Wilhelm die Abtretung von Böhmen oder eines Teiles davon als gerechtfertigt an, und widerstrebte er doch lange der Mäßigung seines Ministerpräsidenten! In Anbetracht der heutigen Not der sudetendeutschen Bevölkerung möchten wir allerdings auch die Mäßigung Bismarcks bedauern.

Franz Joseph hatte bereits vor dem Nikolsburger Frieden Venetien abgetreten, und zwar nicht an Italien, sondern an Napoleon III. Diese Unterscheidung hatte der österreichische Stolz geboten, war doch am 24. Juni die italienische Armee der österreichischen bei Custozza völlig erlegen und hatte doch der österreichische Admiral Tegetthoff, der schon 1864 bei Helgoland erprobt war, die weit stärkere italienische Flotte am 20. Juli glorreich bei Lissa geschlagen.

Bismarcks rascher Abschluß hat die napoleonische Vermittlung aus dem Felde geschlagen und ist russischen Wünschen nach einem Kongreß zuvorgekommen. Am 23. August wird bereits der Friede von Prag unterzeichnet, der den Vorfrieden von Nikolsburg bestätigt.

Österreich aber muß eine uralte, herrliche Vergangenheit begraben und für die Patrioten scheint das Fundament des Staates unter diesem Schlag zu erzittern. Selbst der so kühl gewordene Grillparzer stellt sich die leidenschaftliche Frage, ob er denn noch ein Deutscher sei, als der er doch geboren ward, und muß den ewigen Gehalt seiner deutschen Dichtung als trotzigen Trost anrufen. War es verwunderlich, wenn in Österreich Stimmen sich regten, die den Vergeltungskrieg gegen Preußen begehrten? Und wirklich, der frühere sächsische Staatsmann Beust, der auf Bismarcks Begehren in Dresden entlassen werden mußte und nun — kennzeichnend genug — in Österreich Staatskanzler wird, ist dafür, ebenso wie die Militärpartei unter dem Erzherzog Albrecht, dem Sieger von Custozza. In Salzburg erscheint Napoleon III., um dem Kaiser Franz Joseph einen Besuch abzustatten. Amtlich wird von einem Beileidsbesuch gesprochen, denn Franz Josephs Bruder, der ritterliche Maximilian, ist kurz vorher in Mexiko, seinem Kaisertum von Frankreichs Gnaden und Treulosigkeit, durch Rebellen gefangen und erschossen worden. Im Spätherbst desselben Jahres 1867 trifft Franz Joseph zum Gegenbesuche in Paris ein. Besorgt

über das Wachstum der preußischen Macht will Napoleon ein französisch-österreichisch-italienisches Bündnis knüpfen. Aber trotz gegenseitiger Militärbesuche zu Beginn des Jahres 1870 ist noch kein festes Abkommen abgeschlossen, und die ersten Erfolge der deutschen Truppen in dem nun ausgebrochenen Deutsch-Französischen Krieg mahnen in Wien zur Zurückhaltung. Österreich stellt sich der staatlichen Einigung Kleindeutschlands nicht mehr entgegen, und dem deutschen Volk bleibt ein neuer Bruderkrieg erspart.

Die Doppelmonarchie und ihr Untergang

Auf dem Wiener Kongreß hatte Österreich von seiner uralten südwestdeutschen Machtstellung, zu der im 16. Jahrhundert sogar durch einige Zeit der Besitz von Württemberg gehörte, Abschied genommen. Wenig mehr als fünfzig Jahre später war es nun aus der Gemeinschaft der übrigen deutschen Stämme gedrängt und ganz kurz darauf in den Doppelstaat Österreich-Ungarn aufgespalten worden. Wird die Habsburgermonarchie weiter bestehen können, wenn ihre historischen Träger, die deutsche Bevölkerung der Erblande und der Sudetenländer, solche Einbußen materieller und ideeller Natur erlitten haben?

Seit 1866 hört das Einströmen reichsdeutscher Zuwanderer nach Österreich auf, das besonders aus dem Westen und dem Süden Deutschlands her der Bevölkerung Wiens, wie auch im besonderen der österreichischen Wehrmacht, stets willkommene Stärkung gegeben hatte. Die Hauptstadt des Reiches, durch ihre Grenzlage immer auf Nachstrom frischen Blutes besonders angewiesen, wird durch die Alpenländer zu wenig gespeist. In großer Zahl wandern allerdings seit dem neunzehnten Jahrhundert die tüchtigen Sudetendeutschen ein und steigen in der Verwaltung der Stadt und des Staates erheblich empor. Aber auch nichtdeutscher Zustrom versucht die herrliche Donaustadt zu umspülen und scharenweise lassen sich besonders Juden in ihr nieder. Wien muß wieder einmal schwerste Bedrohung überwinden. So fallen über den Gesamtstaat, wie über seine deutschen Länder, Landesteile und Sprachinseln, schwere Schatten einer ungewissen Zukunft.

Bismarck allerdings wirkt nun mit der ganzen Macht seiner zielbewußten Staatskunst auf freundliche Beziehungen zu Österreich hin, besonders als die Aufrechterhaltung eines die Ordnung Europas stützenden Dreikaiserbündnisses (1872) an dem Ausdehnungsdrang

und der panslawistischen Haltung Rußlands scheitert, Rußland überhaupt unsicher zu werden beginnt, nachdem es so lange ein treuer Sekundant der preußischen Politik gewesen war. Der russisch-türkische Krieg von 1877 offenbart eine schwere Krise. Das Zarenreich will die Türkei zerschlagen und neben der Schaffung eines Großbulgariens sich den Besitz von Bessarabien sichern, ohne Österreich die im Reichsstädter Vertrag vor dem Krieg verheißene Besetzung von Bosnien und der Herzegowina aus der türkischen Ländermasse zuzugestehen. Aus dem Zwist der Ostreiche erwächst eine europäische Konferenz, die über Einladung Deutschlands in Berlin, dem zu Bismarcks Zeit unbestrittenen Mittelpunkt kontinentaler Politik, zusammentritt. Hier wird im Artikel 25 über englischen Antrag der österreichisch-ungarischen Monarchie das Mandat erteilt, die beiden türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina in ihre Verwaltung zu nehmen, was unter heißen Kämpfen gegen fanatisierte Mohammedaner und nichtunierte Christen im Jahre 1878 vollzogen wird.

Mit der Besitzergreifung von Bosnien, das zum Teil bereits im Frieden von Passarowitz Österreich zugehört hatte, jedoch zwanzig Jahre später verloren gegangen war, wendet sich das Habsburgerreich nach dem Ausgang seines säkularen Kampfes mit Preußen wiederum dem Balkan zu. Es hatte in Kehrtwendung gegen den mitteleuropäischen Raum zu Beginn der großen Auseinandersetzung ihn sich selber überlassen und in der Zwischenzeit nur einmal in dem kurzen, durch Preußen gestörten Türkenkriege am Ende der Regierung Josephs entschlossen Südostpolitik gemacht. Metternich war sogar zum Schirmherr des Sultans geworden, um seine europäische Ruhepolitik nicht aus der Südostecke stören zu lassen. Die Südslawen haben Österreich dieses Abgehen von seiner alten Sendung schwer übelgenommen und fortan war der Zar ihre Hoffnung. Schon wird das neue Fußfassen Österreichs auf dem Balkan in Serbien nicht gerne gesehen, und aus diesem Berglande, dem Piemont des Balkan, wie es sich später so gerne nannte, sind 1914 die Revolverschüsse abgefeuert worden, aus denen sich der Weltkrieg erhob, dem der alte Staat der Habsburger erlag.

Der Ausgang des Berliner Kongresses hat in Rußland eine ebenso unbegründete, wie vielsagende Bewegung gegen das Deutsche Reich hervorgerufen, so daß Bismarck ein Bündnis mit Österreich, dessen

Außenminister Andrassy ihm auf dem Kongreß ein treuer Sekundant war, erwägt. Nach Verhandlungen, die in Gastein zwischen den beiden Staatsmännern im Juli 1879 stattfinden, wird ein Einvernehmen über das künftige Zusammengehen erzielt, das gegenseitige Unterstützung im Falle eines russischen Angriffes vorsieht. Bismarck gelingt es, seinen widerstrebenden Kaiser zu gewinnen, so daß am 7. Oktober 1879 zu Wien, wohin der Kanzler reist, der Zweibund unterzeichnet werden kann. Leider vermag es Bismarck infolge der schwierigen inneren Verhältnisse des Doppelstaates nicht zu erreichen, daß der Vertrag in die Gesetzgebung der beiden Reiche aufgenommen werde, womit er den Gedanken Gagerns von dem weiteren Bunde aufgegriffen hätte, nachdem der engere so herrlich 1871 verwirklicht worden war. Obwohl es dem Meister der Außenpolitik bald darauf gelingt, den alten Dreikaiserbund zu gegenseitiger Unterstützung bei Angriffen von vierter Seite glücklich zu erneuern, sieht es Bismarck gerne, als sich 1882 Italien, durch Frankreichs Machtentfaltung im Mittelmeer an die Wand gedrückt, dem Reiche nähert. Durch Vermittlung des Reiches tritt Italien am 20. Mai 1882 in den Dreibund ein. Dem neuen Partner ist man in Österreich, wo der italienische Soldat verachtet wird und ein tiefer Groll gegen das welsche Wesen besteht, nicht vom Herzen zugetan. Vorteile aus diesem Bündnis hat auch nur Italien gehabt. Die Erweiterung des kraftvollen Zweibunds zum Dreibund bei starkem österreichisch-italienischem Mißtrauen gegeneinander ist der erste Schritt Bismarcks zur politischen Konstruktion, wie sein Rückversicherungsvertrag mit Rußland dann der zweite war. Österreich aber baut das System der Verträge auch von sich aus weiter, indem es 1883 mit Rumänien ein geheimes Verteidigungsbündnis gegen Rußland abschließt, das allerdings im Weltkrieg schmählich versagen sollte. Auch das Reich und später Italien schließen sich diesem Bunde an. Noch einmal wird das alte Dreikaiserbündnis 1884 zu Skierniewice erneuert. Aber Rußland ist doch in unaufhaltsamem Aufbruch gegen die Mittelmächte, und nur der Zar hält die Politik der Freundschaft wenigstens mit dem Reiche aufrecht. Bismarcks Rückversicherungsvertrag vom Jahre 1887 ist schon eine bedenklich luftige und unsichere Konstruktion zur Erhaltung der alten russischen Freundschaft.

Alle diese Verträge hat nicht mehr das Kaisertum Österreich, son-

dern die österreichisch-ungarische Monarchie abgeschlossen. Der alte Einheitsstaat Österreich, wie ihn noch Schwarzenberg und Alexander Bach leidenschaftlich erstrebt hatten, besteht nicht mehr. Der Ausgleich mit Ungarn ist auf der Grundlage des Dualismus abgeschlossen worden, und Franz Deák hat die Gelegenheit von Österreichs Niederlage bei Königgrätz sehr energisch und geschickt zur ungarischen Machterhöhung benützt. Die beiden Staaten, Ungarn und „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder", sind völlig selbständig und lediglich durch die Person des gleichen Herrschers und gewisse gemeinsame Angelegenheiten (Äußere Politik, Finanz- und Heerwesen und seit 1878 auch der gemeinsame Besitz von Bosnien und der Herzegowina) zusammengehalten. Die Erfordernisse werden für die gemeinsamen Angelegenheiten nach einem Schlüssel aufgebracht, wonach Ungarn 30 Prozent, die österreichische Reichshälfte indes 70 Prozent beisteuern soll. Eine brüderliche Teilung! Siebenbürgen aber, das Banat, Kroatien und Slawonien, letztere beiden Länder mit einer von den Magyaren 1868 zugestandenen gewissen Selbständigkeit, werden mit Ungarn vereint. Die magyarische Minderheit aber beginnt alsbald die Nationalitäten Ungarns in ihren Volksrechten zu bedrücken. Besonders werden die Deutschen außerhalb Siebenbürgens betroffen, die „Schwabas" — wie sie die Ungarn verächtlich nennen —, die dem Lande dereinst die Kultur gebracht haben. Schon beginnt unter dem Drucke magyarischer Machtmittel und Lockungen ein Renegatentum aufzukommen. Wie viel deutsches Blut ist doch in Ungarn verlorengegangen!

Nach der Aufsprengung und Abdankung des alten Österreich wird für die zisleithanische Staatshälfte zum Ausbau der Verfassung ein freiheitliches Staatsgrundgesetz erlassen und von einem Kabinette der Deutschliberalen unter Fürst Carlos Auersperg das Konkordat, als infolge der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung nicht mehr zu Recht bestehend, beseitigt. Den Slawen ist der Wirkungsbereich des österreichischen Reichsrats, wie ihn noch Beust festgelegt hat, zu groß. Sie wollen die Macht in die Landtage verlagern, damit sie dort, wo sie die Mehrheit bilden, die Deutschen niederhalten können. So bleiben die Tschechen unter Betonung ihrer nationalen Forderungen sowohl vom Reichsrat, wie vom böhmischen Landtag fern, die Polen wünschen für den galizischen Landtag größere Rechte, sogar die Slowenen ver-

langen auf dem Krainer Landtag ein eigenes Königreich der Slowenen. So scheint sich der Staatsverfall weiter zu fressen und die entmutigte, ziellose Dynastie glaubt den Ausgleich auch mit den Tschechen und Polen finden zu müssen. Aber das föderalistische Ministerium Hohenwart, das den Tschechen einen völlig selbständigen Staat nach Art des ungarischen zubilligen möchte, muß infolge Einschreitens der Magyaren, die sich vor den gleichen Forderungen ihrer Südslawen zu fürchten beginnen, durch ein neues Kabinett der Deutschliberalen unter dem Fürsten Auersperg ersetzt werden. Dieses Kabinett scheint endlich eine größere Lebensdauer zu gewinnen, zumal es durch die Vornahme direkter Wahlen zum Reichsrat vor der Sabotage der Landtage gesichert ist und damit auch die Deutschen, wo sie Minorität sind, vor der Gewalt der Mehrheit geschützt werden. Die Deutschliberalen versäumen es, die deutsche Amtssprache für Österreich festzulegen, was damals in dem schwach beschickten Reichsrat möglich war. Aber die herrschende Partei zerbricht sich durch den Doktrinarismus ihres Führers Dr. Eduard Herbst selbst die feste Machtstellung. Als die Besetzung von Bosnien und der Herzegowina erfolgt, hat sie sich dagegen ausgesprochen, damit die Bevölkerung Österreichs nicht noch neuen slawischen Zuwachs erhalte. Die Deutschliberalen wandten sich auch gegen die Wehrnotwendigkeiten des Gesamtstaates, wodurch ihre Herrschaft unhaltbar wurde. Als „Herbstzeitlosen" von Bismarck verspottet, müssen sie von ihrer Machtstellung 1879 weichen. Für das deutsche Volk in Österreich hat die Regierung dieser jüdisch beeinflußten und auch in jüdische Korruption mit herein verwickelten Intellektuellen nur eine Hemmung bedeutet.

Das Zeitalter des Liberalismus sieht in Wien eine sehr rege Bautätigkeit, wird doch damals die gewaltige Anlage der Ringstraße geschaffen, zu deren Seiten Universität, Hofoper, Hofburgtheater, die beiden Museen, sowie das Rathaus von Wien allmählich erstehen. Wird der Geschmack der Zeit durch die auf das Dekorative gerichtete Begabung des farbenfrohen Malers Hans Makart gekennzeichnet, so ist ihr in der Monumentalkunst der eigene Stil versagt, und auch Meister wie Semper und Hasenauer, Ferstel, Theophil Hansen und der Erbauer des Rathauses Schmidt sehen sich zur Wiederbelebung der großen Stile der Vergangenheit, vorweg der Gotik und der Renaissance, gezwungen. Dennoch aber übt das Geschaffene eine be-

zaubernde Wirkung, und Ferdinand von Saar konnte in seinen „Wiener Elegien" mit Recht von der verwandelten Stadt sagen:

„Einzig bist du fürwahr! Wer zählt die ragenden Bauten,
Die sich schließen zum Ring, edel und prächtig zugleich?
Hier ein steinern Juwel, der jüngste der Dome; zum Himmel
Strebt des Doppelgetürms zierliches Stabwerk hinan;
Dort, breitfrontig, mit ernsten Arkaden das mächtige Rathaus —
Und quadrigengekrönt, attisches Marmorgebälk.
Hochweg träumen im Äther die Kuppeln der beiden Museen,
Mit italischem Reiz muten das Auge sie an.
Und so setzt es sich fort in der Runde, nur lieblich durchbrochen
Von zartfunkelndem Grün offenen Gartengehegs.
Wahrlich, ein Bild, entzückend zu schaun für jeden Betrachter,
Welchem Land er entstammt, freudig bewundert er hier;
Gerne vergißt der Hesperier selbst die klassische Heimat. —
Und an der wärmeren Pracht bricht sich der nordische Stolz."

In dieser Gestalt übte die alte deutsche Kaiserstadt noch einmal zwingende Macht weit hinein in nichtdeutsche Länder. Wien war noch in der letzten Zeit der Donaumonarchie der Inbegriff völkerüberbrückender, schicksalslenkender Kraft. Schufen hier bedeutende Baumeister trotz Ungunst einer stillosen Zeit immer noch ragende Werke, so beginnen in der deutschen Dichtung Österreichs seit der Jahrhundertmitte die Landschaften ihre Stimme zu erheben. In Tirol dichtet Adolf Pichler seine einfachen Erzählungen, die herb und innig sind wie die von ihm zur Benennung angerufenen Alpenrosen und Jochrauten, weist er in Hymnen und Elegien sein innerstes Erleben aus. Wie wuchtig klingt es, wenn er in einem seiner Gedichte sich stolz als „Ghibelline" bekennt,

„Dem deutschen Volke getreu stets,
Ein Tiroler zugleich, stark in der Liebe, dem Haß!
Ghibelline bin ich, ich kämpfe gegen den Römling,
Trotzig im Lied, wenn er tückisch die Deutschen bedroht."

Weithin in deutsches Land dringen die Erzählungen, Schilderungen und Romane Peter Roseggers, des Waldbauernbuben aus der Steiermark. Auf Wiener Boden aber erringt Ludwig Anzengruber mit

seinen Bauernstücken und Alt-Wiener Dramen große Erfolge. Robert Hamerling mit seinen damals viel gefeierten Epen, der Novellist und Lyriker Ferdinand von Saar und die große Erzählerin Ebner-Eschenbach sind echte Kinder dieser Zeit. An dem schweren Kampfe der Deutschen, den damals die alte Ostmark sieht, haben von allen ihnen allerdings nur Hamerling, Pichler und der in Wort und Tat sehr wirksame Rosegger Anteil.

Das damalige Wien ist noch immer ein Mittelpunkt des geistigen Deutschland. Der Dithmarsche Friedrich Hebbel hat hier seine letzten, glücklichsten Lebensjahre verbracht und hier seine Nibelungentrilogie geschaffen. Das Wiener Burgtheater, seinem Ursprunge nach eine Schöpfung des unvergeßlichen Joseph, wird unter der Direktion des Schlesiers Laube die erste deutsche Bühne und eröffnet einen erneuten Siegeszug für Grillparzers Dramen. Ein wahres Ausstrahlungszentrum geselliger Kultur und geistiger Wirkung für das deutsche Volk, hat das Burgtheater lange Zeit auch für die nichtdeutschen Völker des Südostens eine wahre Großmachtstellung eingenommen. In der ernsten, wie in der heiteren Musik aber behauptet Österreich seinen alten Rang. Johann Strauß erobert mit der unwiderstehlichsten Musik der Welt, seinen schmeichelnden Walzern und Tönen der himmelsmächtigen Liebe, sich die bewohnte Erde, aus dem Burgenlande kommt die edle Begabung Franz Liszts, aus Oberösterreich erhebt sich in allmählich wachsender Ausstrahlungskraft das hohe Gestirn Anton Bruckner, der Norddeutsche Brahms findet in Wien seine Heimat. Wahrhaftig, das alte Österreich scheidet nicht unwürdig aus seiner großen Stellung in der Welt. Allen deutschen Staaten voraus hat es durch Hasners Reichsvolksschulgesetz von 1869 die allgemeine Volksschule geschaffen, die keine konfessionelle Aufspaltung der öffentlichen Schulen kennt. Bedeutsam sind die Leistungen seiner Universitäten, hier besonders der unvergleichlichen Wiener medizinischen Schule, aber auch der Wiener Technik, von der die herkömmlich gerühmten österreichischen Ingenieure ausgehen. Bedrohlich jedoch gestaltet sich damals das Eindringen der Juden in die Intelligenzberufe, in alle Zweige des Kunstlebens. Der Liberalismus war für diese Gefahr verständnislos.

Als das deutschliberale Ministerium Auersperg 1879 fällt, vollzieht das Herrscherhaus, das sich seit 1848 so oft schwankend gezeigt

hat, den Uebergang zu einem slawischen Kurse unter dem Grafen Taaffe, dem Jugendfreund Franz Josephs. Die Tschechen kehren nunmehr in den Reichsrat zurück und bilden hier mit den Klerikalen und den übrigen Slawen als „Rechte" die Mehrheit des Hauses, auf die gestützt Taaffe durch 14 Jahre regiert, wenn er auch selber dieses Regieren gegen den Willen der Deutschen Österreichs als ein „Fortwursteln", ein „Fortfretten" bezeichnen muß. Abgekehrt von den historischen Trägern der Großmachtstellung Österreichs, seinen deutschen Volksteilen, paktiert man mit den Gewalten, die letzten Endes auf den Zerfall des Staates hinarbeiten, indem sie seine bindende Klammer, das deutsche Übergewicht, beseitigen wollen. Das Herrscherhaus hat sich damit das Grab selber geschaufelt und seine Rechte aus langen, ruhmvollen Jahrhunderten durch solche Politik verwirkt. So hat Taaffe 1880 durch seine Sprachenverordnung die tschechische Sprache mit der deutschen als gleichberechtigt in Böhmen erklärt und durch die Praschaksche Sprachenverordnung verfügt, daß im Prager Gerichtssprengel tschechische Eingaben auch tschechisch beantwortet werden sollten. Diese Maßnahmen warfen die deutsche Sprache aus ihrer Vormachtstellung und begünstigten die Tschechisierung des Beamtenkörpers. Im Jahre 1881 erfolgt auch die Teilung der uralten Prager Universität in eine deutsche und eine tschechische Hochschule. Eine Wahlgesetznovelle regelt die Wahlkreise zugunsten der Tschechen neu. Die Deutschen Böhmens verlieren die Vormacht im böhmischen Landtag und bleiben fortan seinen Sitzungen fern. Ein Ausgleich zwischen den Deutschen und Tschechen aber, der endlich klare, sichere Verhältnisse geschaffen hätte, scheitert am Widerstand der neu gebildeten jungtschechischen Partei. Vergebens mahnt der Alttscheche Rieger vor seinem Tode seine Volksgenossen zum Frieden mit den Deutschen. Auch später noch wird der Ausgleich durch ihre Schuld scheitern. Die Tschechen gehen den panslawistischen Weg des Deutschenhasses, schon hat längst nicht nur die russische Anziehungskraft, sondern auch französische Werbung sie zu gewinnen begonnen.

Wie tragisch ist die Lage der Deutschen in Österreich! Dem kulturell fortgeschrittensten Volke Europas zugehörig, können sie, da die damalige Zeit nichts Besseres weiß, auf Parlament und Volksfreiheit nicht verzichten. Beides aber muß, je weitergehend diese Freiheit gewährt wird — und die österreichischen Sozialdemokraten fordern ja

bereits das allgemeine Wahlrecht — die Stellung der Deutschen in Österreich mit seiner nichtdeutschen Bevölkerungsmehrheit schrittweise erschüttern. Der absolutistischen Reaktion abhold, aber ebenso durch die Konsequenzen eines Parlamentarismus bedroht, vom Zentralismus nicht mehr beschützt, jedoch um so mehr durch den Föderalismus in den Ländern mit nichtdeutscher Bevölkerungsmehrheit gefährdet, sind sie auf sich selbst gestellt, von einer kurzsichtigen Dynastie ängstlich verlassen, von den Deutschen im Bismarckreiche vergessen. Wo sollte eine Lösung gefunden werden, die irgendwie Aussicht bot, diese Schwierigkeiten zu lösen und zugleich der Erhaltung eines Reiches zu dienen, dessen Bestand die Bindung von zehn nichtdeutschen Völkern durch Deutsche bedeutete? Wollte man nicht den österreichischen Staat verstümmeln, was auf die entschlossene Abwehr des Herrscherhauses und auf ein neues Bündnis der Habsburger mit den Slawen stoßen mußte, so war eine Lösung nicht abzusehen. Denn für den rationalistischen Vorschlag des Sozialdemokraten Karl Renner, Österreich nach einem Nationalkataster zu gliedern oder besser gesagt zu zentralisieren, dachte die Zeit doch zu stark in hergebrachten Ordnungen, und diese Lösung wäre auch sonst auf tausend Schwierigkeiten gestoßen. Das positivste deutsche Programm dieser ganzen Zeit war das Linzer Programm Georg von Schönerers, das an eine Loslösung von Galizien, der Bukowina und Dalmatiens aus Österreich dachte, damit dadurch die alten Erblande eine deutsche Mehrheit erhielten. War aber diese Loslösung nicht eine Utopie im Zeichen einer Großmachtpolitik Österreichs, die es gerade in Treue zu den eingegangenen Dreibundverpflichtungen zu führen doppelt gehalten war? So sehen wir das Feld für reale deutsche Politik unglückselig bereitet. Dennoch aber steht der Lorbeer des Ringens um das deutsche Österreich denen zu, die sich mühten, den Staat in seiner deutschen Grundlage zu erhalten und in diesem Kampfe gegenüber dem augenblicklichen Vertreter der Dynastie den Geist des Volkskaisers und Zentralisten Joseph beschworen. Kein Lob aber verdienen, die sich als Klerikale in eine bequeme und bedenkenbare Gefolgschaft zu den Slawen begaben oder gar als Sozialdemokraten in internationaler Gewissenlosigkeit dem Verzweiflungskampf der Deutschen in der Ostmark gleichgültig, ja spöttisch gegenüberstanden.

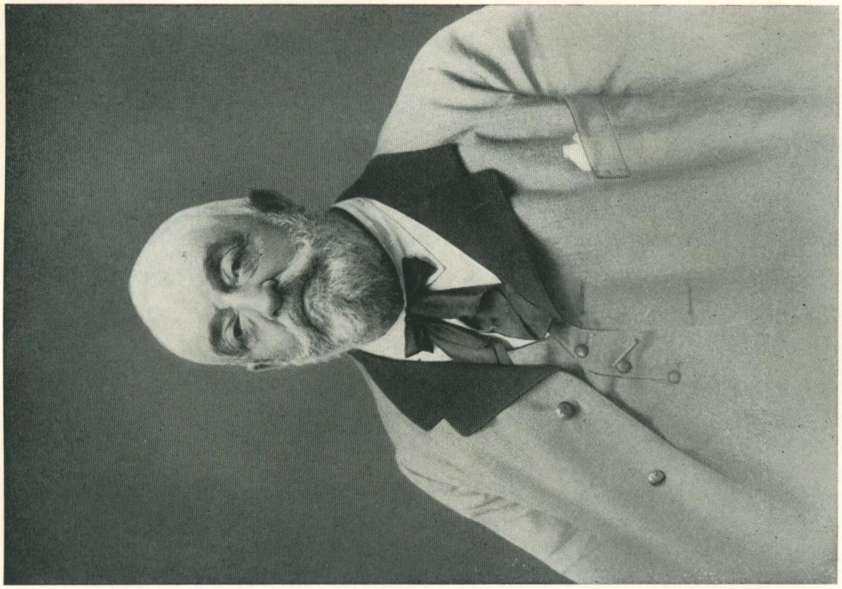
Wenn aber die Deutschen im alten Österreich keine greifbaren Vor-

teile mehr zu erringen vermochten, so konnte sich doch ihr Blick in der Härte eines so schwierigen Daseinskampfes ganz anders weiten, als dies im behaglichen Wohlstand des Bismarckreiches dem Binnendeutschtum möglich war. Wenn der 1880 gegründete deutsche Schulverein und die später geschaffene Südmark immer wieder das Augenmerk auf die Gegenden richteten, wo deutscher Volksbesitz von der Flut des slawischen Andranges hinweggespült zu werden drohte, so wurde nicht allein das Gefühl der Gemeinbürgschaft des Deutschtums im tiefsten erweckt, sondern gewann zugleich die Muttersprache für den Wiener oder Grazer oder Brünner Deutschen einen heiligeren Klang als etwa für den Kölner oder Leipziger oder auch Berliner. Sie hört auf, Sprache allein zu sein, sie wird geheimnisvolles, innigstes Band zur großen Gesamtnation. So erlebt der Österreicher in seinem notvollen Ringen zugleich das erhebende Bewußtsein von der Größe seines Volkes und dem durch keine Grenzen zu trennenden Deutschland der Sprache, des Blutes und der Geschichte. Wenn Schönerer 1884 im Reichsrat ausspricht: „Um unsere Zukunft als Angehörige der großen deutschen Nation braucht uns ja unter keinen Umständen jemals bange zu sein", so suchen wir Worte von dieser umfassenden Weite in der ganzen deutschen Welt von damals vergeblich. Der Deutschösterreicher wurde, während er in verzweifelter Isolierung ohne sieghafte Gegenwartsziele seine staatserhaltende Verteidigungsschlacht ausfocht, ideeller Bahnbrecher der gesamten Nation. Hier liegt die unvergängliche Größe des Wieners Georg Ritter von Schönerer, so wenig diesem zu seinen Lebzeiten ein nachhaltiger Erfolg zuteil werden konnte.

Der Überwinder des österreichischen Liberalismus ist im Jahre 1848 geboren worden. 1873, eben zum Reichsratsabgeordneten gewählt, wendet sich Schönerer gegen die „Interessen des mobilen Kapitals und die Herrschaft der semitischen Phrase", von denen beiden die Deutschliberalen abhängig waren. Er begründet alsbald einen Antisemitismus, der nicht durch Taufwasser besänftigt werden kann, „nicht gegen die Religion, sondern gegen die rassenmäßigen Eigentümlichkeiten der Juden, die sich zu keiner Zeit geändert haben", gerichtet ist, er fordert ein Antisemitengesetz, er wird nicht müde zu betonen, daß der „Antisemitismus Grundpfeiler des nationalen Gedankens" sei. Er ruft, gefeierter und wuchtiger Redner, immer wieder die Ostmarkdeutschen auf, „einseitig deutsch, nur deutsch zu sein". Er hat rücksichts-



Konrad von Hötzendorf



Georg von Schönerer

los den Bruch mit dem alten Herrscherhause vollzogen, von dem er meint, daß es den Slawen zuneige und 1878 spricht er im Reichsrat die Worte des Bekenntnisses: „Immer mehr und mehr, immer lauter und lauter hört man in den deutschen Kronländern Österreichs den Ruf: ‚Wenn wir nur schon zum Deutschen Reiche gehören würden!‘“, ebenso, wie er fast dreißig Jahre später anläßlich der Parlamentskämpfe gegen das allgemeine Wahlrecht voll Haß und Liebe erklärt: „Unser armer, schnöde verlassener deutscher Volksstamm in der Ostmark kann nur im Deutschen Reiche Schutz und Schirm seines Volkstums finden. Vollberechtigt ist der Ruf . . . ‚Heil dem Hort unserer Zukunft, Heil deutschem Hohenzollernreich!‘“ In seinem Kampfe von den österreichischen Klerikalen angegriffen und die neuerstandene christlichsoziale Partei Dr. Karl Luegers als Stütze der Regierungen erblickend, vermeinte der entschlossene Kämpfer den Ruf zu einer „Los-von-Rom-Bewegung“ ergehen lassen zu müssen. Wir können allerdings diese programmatische Kampfansage begreifen. Die Geistlichkeit des deutschen Österreich steht dem nationalen Kampfe bis auf wenige rühmliche Ausnahmen, unter ihnen leuchtend der Priesterdichter Ottokar Kernstock, teilnahmslos, oft sogar feindlich gegenüber, während der Klerus der anderen Völker des Habsburgerreiches fanatisch und treu in der Linie seiner Nation kämpft. Aus solchem Erleben gelangt Schönerer 1898 zu der in Reichenberg verkündeten Parole: „Ohne Juda, ohne Rom, wird erbaut Germanias Dom.“

Hatte der harte Kämpfer nun die Dynastie zu seinem entschlossenen Gegner, waren durch die spätere antisemitische Fassung des Linzer Programms Engelbert Pernerstorfer und der Jude Viktor Adler seine Feinde geworden, stand nun die Luegerpartei in heftigster unduldsamer Einstellung den „Schönerianern“ gegenüber, so ging doch der unbeugsame Mann, der Schloßherr von Rosenau, seinen Weg weiter, obwohl er wegen seines temperamentvollen Auftretens gegen die Judenpresse in unerhörter Schärfe von oben her anbefohlener Rechtsprechung zu vier Monaten Kerker und Adelsverlust verurteilt wurde, obwohl der Kampf an seiner wirtschaftlichen Existenz zehrte, obwohl die bittersten Enttäuschungen nicht ausblieben. Schönerer ist in seinem Leben mit unheimlicher Konsequenz sich selbst treu geblieben, wie er überhaupt die Treue als die schönste Eigenschaft des Deutschen pries. Er hat als den Leitsatz seiner Alldeutschen Bewegung den Grundsatz

„Durch Reinheit zur Einheit" verfochten, auch wenn er deshalb allmählich die schmerzlichsten Schnitte im eigenen Lager vollziehen mußte. So vermag er nicht eine ständig wachsende Partei zu begründen und mit ihrer Hilfe durchschlagende politische Erfolge zu erzielen. Ja, es entspricht dieser knorrigen Art, daß er aus dem Parlamente scheidet, das durch die Annahme des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes zum Verräter am deutschen Volksrechte wird, obwohl Schönerer in flammenden Reden auf das Verbrechen einer Gleichstellung irgendeines slawischen Analphabeten mit den deutschen Kulturträgern hinwies, obwohl er betonte, daß die Masse noch nichts Schöpferisches hervorgebracht habe, und alle Großtaten des deutschen Volkes „auf den Führergedanken zurückzuführen" seien. Aber wie herb und wuchtig ist doch auch der Abgang dieses Mannes, wenn er in seiner vorher als letzten angekündigten Schlußrede bei Anwesenheit aller maßgebenden politischen Köpfe der Monarchie eine vernichtende Abrechnung mit Parlament und Parlamentariern hält und am Ende der Ausführungen, das zugleich das Ende seiner politischen Laufbahn ist, mit flammendem Stolze erklärt: „Nicht um alle Würden, die Habsburgs Krone zu vergeben hat, möchte ich vor euch so dastehen, wie ihr jetzt in dieser Stunde vor mir!"

So scheidet der Schöpfer des Linzer Programms, des Rassenantisemitismus, wie des Deutschen Schulvereins und des Deutschen Turnerbundes aus der politischen Arena ohne greifbaren Erfolg, ohne das politische Leben zunächst entscheidend bestimmt zu haben. Aber ein Erwecker sondergleichen, der Eroberer der Intelligenz der deutschen Ostmark und Bahnbrecher der Idee vom Deutschtum des Blutes und nicht der Sprache allein, ist Georg Ritter von Schönerer der Johannes des Dritten Reiches der Deutschen geworden. Denn der junge Österreicher Adolf Hitler nahm diese Lehren — ein Keim der 25 Thesen — und die fanatische Inbrunst des ostmärkischen Kämpfers auf in sein empfängliches Herz und wurde aus dem Erleben österreichischer Not und Schönerers Parole vom Deutschsein und nur Deutschsein der Erwecker und Befreier der Deutschen im Reiche und Schöpfer des Dritten Reiches, als alles sonst versagte. Der Gang der Geschichte ist doch ein Gang waltender Ordnung. Dem Reichsgründer Bismarck hat das Herz Schönerers so begeistert geschlagen, daß er testamentarisch festlegte, in Aumühle im Sachsenwalde nahe der Ruhestätte des großen

Mannes nach seinem Tode beerdigt zu werden. War so der Österreicher, der 1921 gebrochenen Herzens über den Ausgang des Weltkrieges starb, durch den Reichskanzler preußischer Herkunft im Innersten bestimmt worden, desselben Bismarck, der doch den Deutschösterreichern durch Königgrätz so bitteren Schaden tat, so hat wiederum der österreichische Edelmann, der sich bescheiden auf seinem Grabstein einen „Kämpfer für Alldeutschland" nannte, in seinem Landsmann Hitler gezündet. Dieser aber stieg auf zum Reichskanzler Deutschlands und steckte die verlohende deutsche Lebensfackel wieder an. So ist das Wirken Schönerers über das Grab hinaus weit umfassender geworden, gesamtdeutsch und dem ewigen Deutschland dienend, als das seines zu Lebzeiten erfolgreicheren Konkurrenten Lueger trotz dessen Leistungen als Bürgermeister von Wien. Lueger bleibt partikulare Größe, Schönerers Geist aber war dabei, als das Deutsche Reich durch Adolf Hitler aus der grauenhaftesten Gefahr seiner Geschichte gerettet wurde.

Im Lichte solcher fortzeugenden Bedeutung rückt die Abfolge der Ministerien in Österreich mit ihrem ewigen Bemühen, die Quadratur des Zirkels zu lösen, mit ihrem Wechsel von Werbung um tschechische Gunst und zentralistischen Bemühungen und immer stärkerem Einfluß der Polen Galiziens, geradezu in den Hintergrund. Hoch gehen die Wogen der Empörung, als Ministerpräsident Graf Kasimir Badeni durch seine Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren (1897) den Verkehr aller Gerichte und Ämter in der Sprache anordnet, in der sich die Parteien an sie wenden und die Kenntnis der beiden Landessprachen in Wort und Schrift von allen Beamten in den beiden Ländern bis zum 1. Juli 1901 vorschreibt. Nun bricht die schärfste Obstruktion im Reichsrate aus, und es war der erfolgreichste Moment in Schönerers Erdenwallen, als es ihm gelang, seine Partei zum schärfsten Kampfe hochzureißen und nach schwersten parlamentarischen Zusammenstößen, wahren Handgemengen mit der eindringenden Polizei, stürmischen Straßenkundgebungen zu Wien und Graz, die in Graz sogar zu Todesopfern durch das brutale Vorgehen des bosnischen Militärs führten, den Sturz des polnischen Grafen und (Ende 1899) die Aufhebung sämtlicher Sprachenverordnungen zu erreichen. Dann aber nehmen die Nationalitätenkämpfe weiter ihren Verlauf. Ein Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen kommt nur in Mähren zustande (1905) und dies nur mit deutschen Opfern. Das allgemeine,

gleiche und direkte Wahlrecht wird Gesetz und drückt die Deutschen Österreichs in hoffnungslose Minorität. Dennoch aber ist das österreichische Deutschtum immer noch der Träger dieses Staates und selbst in der Minorität überall die führende Schicht. Die Hochbeamtenschaft ist noch überwiegend deutsch und die Sprache der Armee deutsch, woran der Kaiser auch für Ungarn noch ausdrücklich im Armeebefehl von Chlopy (1903) festhält. Aber in Böhmen regt sich immer stärker der Panslawismus von Kramarsch und Klofatsch, in den südslawischen Ländern Österreich-Ungarns erhebt sich terroristische Irredenta zugunsten Serbiens, die Italiener Österreichs — in Triest sowohl, wie in Welschtirol — sind offenkundig Irredentisten. Durch die parlamentarischen Schwierigkeiten muß zur Erhaltung der Verwaltungsmaschinerie Österreichs und des Gesamtstaates immer mehr von dem Notparagraphen 14 der Verfassung Gebrauch gemacht werden, der dem Kaiser den Erlaß von Verfügungen mit Gesetzeskraft ermöglicht. Zu all diesen Schwierigkeiten kommt der Selbständigkeitsdrang der durch den Ausgleich nicht zufriedengestellten Magyaren, die zugleich durch ihre Magyarisierungspolitik alle Nationalitäten des Landes gegen sich haben und auch vor den uralten Rechten der Siebenbürger Sachsen nicht mehr haltmachen. Schon haben die Ungarn seit 1867 eine selbständige Landwehr, die Honved, mit magyarischer Dienstsprache. Sie rütteln auch an dem gemeinsamen Heere immer wieder. Erst der energisch gesamtstaatlich denkende Stephan Tisza hat hier als Ministerpräsident wieder im Sinne der Gemeinsamkeit gewirkt, wozu die Ungarn sich auch durch die wachsende südslawische Propaganda veranlaßt sehen.

Noch einmal scheint sich das sterbende Österreich emporzureißen. Erzherzog Franz Ferdinand, nach dem Selbstmorde des Kaisersohnes, des Kronprinzen Rudolf, Thronfolger, greift in das Rad der Politik ein. Den alten Kaiser und seine Umgebung von Greisen beeinflußt der schroffe Mann stellenweise ohne Rücksicht. Man schreibt ihm den Gedanken einer trialistischen Lösung der österreichischen Verfassung durch Gewährung einer Sonderstellung für die Südslawen zu, was allerdings auf schärfsten Widerstand der Magyaren stoßen mußte. Jedenfalls aber bringt er neue Männer, wie den Außenminister Ährenthal und später den Grafen Berchtold, den Kriegsminister Schönaich und, dies ist seine entscheidendste Entdeckung, den General

Conrad von Hötzendorf als Chef des Generalstabes. Ein neuer Wind weht durch den Habsburgerstaat. Die österreichische Wehrmacht, die durch das hohe Alter des langjährigen Generalstabchefs Beck, eines Freundes des Kaisers, arg überaltert war, wird gründlich erneuert. Leider aber bleiben dem Feuergeiste Conrads, der mit immer neuen Denkschriften zur Aufrüstung und besseren Ausstattung der Armee ruft, durch die unglückseligen parlamentarischen Verhältnisse des Doppelstaates die erforderlichen Hilfsmittel versagt. Mit einer kurzen Unterbrechung seit 1906 im Amt, hat der aus einer südmährischen Offiziersfamilie stammende General der alten österreichischen Armee neues Vertrauen und neuen Angriffsgeist einzuflößen vermocht. Er war ein Mann voll Weitblick und Entschlossenheit, der den ganzen Umkreis österreichischer Gegner stets von neuem absuchte und beobachtete, der sich auch über die Brüchigkeit des Verhältnisses zu Italien so klar war, daß er zweimal, gleich nach seinem Amtsantritt und während des italienisch-türkischen Krieges seinem Kaiser den Angriffskrieg gegen diesen schwankendgewordenen Bundesgenossen riet.

Das neue Österreich-Ungarn des Thronfolgers ist ein entschlossener Sekundant des Reiches. Kaiser Franz Joseph weist zu Ischl die Werbung des englischen Königs zum Abfall von Deutschland in unerschütterlicher Bundestreue ab. Es ist ein glanzvolles Bild, als im Jahre des sechzigjährigen Herrscherjubiläums des Kaisers mit den deutschen Bundesfürsten und dem Bürgermeister von Hamburg Kaiser Wilhelm II. zur Festeshuldigung in Schönbrunn erscheint. Schon aber ist der europäische Himmel bewölkt. Die Einkreisung Deutschlands vollzieht sich. Österreich-Ungarn aber muß am 6. Oktober 1908 die Besetzung Bosniens und der Herzegowina zur Annexion verwandeln, weil die Eröffnung eines türkischen Parlaments ungeklärte Rechtslage schafft. Dieser Schritt aber stößt nicht bloß auf türkischen, sondern stärker und drohender noch auf serbisch-russische Gegenwirkung und die Gefahr eines europäischen Krieges wird nur gebannt, weil Deutschland sich restlos auf die Seite des Habsburgerreiches stellt, die Entente aber zum Losschlagen noch nicht fertig ist. Neue Gefahren erheben sich im österreichischen Sektor während des Balkankrieges, wo ein Großserbien zu entstehen droht. Nur mühsam wird auch damals noch ein Krieg vermieden, obwohl der österreichische Erfolg, ein unabhängiges Albanien durchgesetzt zu haben, durch die Verstümmelung

von dessen ethnographischen Grenzen gering bleibt, andererseits die Feindschaft der Serben ins Fanatische emporschlägt, während die Beziehungen zu Italien noch mehr erkalten. Wieder hat Conrad während dieses Krieges zum Losschlagen geraten, so daß er vom Thronfolger verhalten werden muß, den Minister des Auswärtigen nicht zu einer Aktion zu drängen. Jäh aber bricht dann doch und mit schwerem Anfangsverlust die Weltkatastrophe für Österreich-Ungarn und das deutsche Volk herein.

Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie Herzogin von Hohenheim werden am 28. Juni 1914 gelegentlich der Armeemanöver in Bosnien Opfer eines wohlorganisierten serbischen Mordanschlages. Der neben Conrad entschlossenste Mann des Staates, zweifellos bestimmt, ein anderer Monarch zu werden, als es später der letzte Habsburger Karl wurde, ist damit aus der Reihe der Lebenden gerissen. Österreich aber und das Ungarn Tiszas wird nun von dem entschlossensten Willen überflammt, den es vielleicht jemals geoffenbart hat. Obwohl die österreichische Wehrkraft durch das Wehrgesetz nur unzulänglich ausgenützt ist, obwohl die Ausstattung der Armee kümmerlich genannt werden muß, weiß der Chef des Generalstabes Conrad den Vergeltungskrieg gegen Serbien von einem Monarchen zu erreichen, der, in adelnder Entschlossenheit allen drohenden Gefahren entgegensehend, sich für den Krieg entscheidet, auch wenn damit der Untergang Österreichs kommen sollte. Mit seiner Erklärung: „Wenn wir untergehen sollen, dann wollen wir anständig zugrundegehen", hat der vierundachtzigjährige Mann zur Größe seines alten Hauses zurückgefunden. Er wird in dem nun ausbrechenden Kriege ein Hort der Bundestreue zum Reiche, ein Fels entschlossener Kriegsführung und ein ritterlicher Schirmherr seines größten Dieners Conrad bleiben und so mit vielen Fehlern seiner zu früh begonnenen und zu wenig beratenen Herrschertätigkeit durch diese letzte großartige und deutsche Haltung versöhnen.

Nachdem Conrad den Kaiser und den Außenminister Graf Berchtold gewonnen hat, stimmt nun auch Tisza dem Kriege zu. Berlin wird von der Entschlossenheit der Wiener Regierung verständigt, ohne über den Wortlaut der nun an Serbien ergehenden Note unterrichtet zu werden. Diese erfolgt am 23. Juli 1914 und erscheint als ein Ultimatum, das keine Verhandlungen zuläßt. Eine rücksichts-

lose Unterdrückung der großserbischen Propaganda unter österreichisch-ungarischer Kontrolle soll durchgeführt werden. Serbien, das daraufhin mobilisiert, beantwortet bei scheinbaren Zugeständnissen ausweichend doppelsinnig, worauf die Kriegserklärung der Österreicher am 28. Juli erfolgt. Die österreichische Teilmobilisierung gegen Serbien hat russischerseits eine Teilmobilisierung zur Folge, der alsbald sogar die zunächst geheimgehaltene allgemeine Offensive des Zarenreiches folgt. Durch diese Ingangsetzung der militärischen Maschinerie des gefährlichsten Nachbarn von Österreich wird auch die allgemeine Mobilisierung von Österreich-Ungarn (31. Juli, mittags) erforderlich. Ohnedies ist durch das lange Zuwarten der politischen Führung nutzlos wertvolle Frist versäumt worden. Die hinterhältige, drohende Haltung Rußlands dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn gegenüber machen den Krieg unvermeidlich, der mit der deutschen Kriegserklärung am 1. August und der österreichischen am 6. nun losbricht und durch das Funktionieren der bestehenden Bündnisse zum Weltkriege wird.

Wir treten in die letzte Machtentfaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie ein. Der Habsburger Doppelstaat wirft in den großen Kampf gegen Rußland und Serbien ein Heer, das in sorgfältiger Friedensausbildung immer wieder den Angriff, und zwar den Angriff um jeden Preis, anerzogen erhalten hat. Dieses Heer ist jedoch infolge der mißlichen parlamentarischen Verhältnisse schlechter als das russische mit Artillerie ausgerüstet. Die schwere Korpsartillerie mitgerechnet, verfügt eine österreichisch-ungarische Division lediglich über 44 gegen 54 russische Geschütze, während in dem deutschen Heere 78 Geschütze auf die Division entfallen. Dabei sind die österreichischen Feldhaubitzen veraltet und ohne Schutzschilder, auch die mittleren Flachbahngeschütze sind nicht auf der Höhe. Landsturmtruppen müssen noch mit ganz veralteten Gewehren, den sogenannten Werndl-Gewehren, ausgerüstet werden. Artillerieschießbedarf ist nur in beschränktem Umfang vorhanden und auch bald, mitten während schwerer und verlustreicher Kämpfe, außerordentlich knapp geworden. Die Wehrkraft der Monarchie aber ist zudem im Verhältnis zu der inzwischen eingetretenen Entwicklung der österreichischen Landwehr und der ungarischen Honved bei weitem weniger ausgenützt, als etwa vierzig Jahre vorher.

Dieses Heer nun wird mit zwei Armeen (5. und 6.) in Serbien und mit vier Armeen (1., 4., 3. und 2.) in Rußland angreifen. Infolge der durch die politischen Rücksichten eingetretenen Durchkreuzung zweier festliegender Aufmarschpläne und der mangelhaften Bahnverbindungen wird indes die 2. Armee nur in Teilen auf dem Schlachtfelde eintreffen und mit großen Kräften sogar, verwickelt in verlustreiche Kämpfe, in Serbien festgehalten bleiben.

Österreich-Ungarn hat seinen letzten weltgeschichtlichen Kampf gegen Rußland bis in den Winter des ersten Kriegsjahres, gegen Serbien bis zum Spätherbst 1915, allein durchgefochten. Der später erforderliche Feldzug gegen Italien ist zunächst nur mit vorübergehender, dann im Spätherbst 1917 mit stärkerer Hilfe des Reiches geführt worden. Gegen Montenegro und Albanien fochten die österreichisch-ungarischen Truppen während der Dauer des Krieges im wesentlichen allein.

Der österreichisch-ungarische Feldzug gegen Serbien, einen zähen und sehr tapferen Gegner mit vorzüglicher Artillerie, scheitert im Frühherbst und — blutiger und verlustreicher — im Spätherbst 1914 vor allem, da der Feind durch die beiden Armeen des hier befehligenden Generals Otto Potiorek in einer Angriffsrichtung angefallen wird, die quer zu den Tälern, Straßen und Wegen von Serbien läuft, daher von den stürmisch vorgehenden Truppen immer neue Gebirgsüberschreitungen unter starken Verlusten bei mangelhaftem Nachschub verlangt. Außerdem werden beim zweiten Vorstoß nach erstem errungenem Erfolge die beiden Armeen, als man eben erst recht in das Innere des Landes vortritt, noch auseinandergerissen, um die Einnahme von Belgrad durch die 5. Armee zu ermöglichen. Die 6. indes wird nun von den Serben in einer letzten großen Kraftentfaltung angegriffen und bei Gorni Milanovac und Arangjelovac geworfen. Sie muß in einem ungemein verlustreichen Rückzug mit zerrissenen Verbänden über den Grenzfluß Drina nach Bosnien zurückkehren. Die 5. Armee räumt daraufhin übereilt Belgrad. Die schwere Scharte dieses Feldzuges bleibt, wenn auch in der Folge die österreichische Balkanarmee unter neuer Führung (Erzherzog Eugen und General Krauß) trotz Abgabe starker Kräfte nach dem russischen Kriegsschauplatz die Grenzen der Monarchie zu behaupten weiß.

Auch gegen Rußland sind die Österreicher im Angriff vorge-

gangen. Conrad will mit seiner Hauptmacht in Russisch-Polen die Entscheidung erzwingen, wird aber durch den rasch erfolgenden Aufmarsch der Russen in Ostgalizien überrascht. Im Vorstoß gegen Russisch-Polen vermag die 1. Armee unter General Dankl bei Krasnik zu siegen, und auch die 4. Armee unter General Auffenberg ersicht bei Komarow nach blutigstem Ringen einen schönen Sieg. Inzwischen sind aber die 3. Armee und Teile der 2. Armee von den in Ostgalizien eingedrungenen Armeen der Russen geschlagen worden, und Lemberg mußte vor dem Ansturm weit überlegener Kräfte geräumt werden. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung entschließt sich durch eine Schwenkung der 4. Armee im Raume von Lemberg zum Gegenangriff zu schreiten. Sie ficht hier eine mehrtägige Angriffsschlacht mit den Kräften der 4., 3. und 2. Armee durch, die in hartnäckigstem Ringen Raum gewinnt, aber doch am 11. September nachmittags abgebrochen werden muß, da in der Zwischenzeit die weit nordwestlich stehende 1. Armee durch feindliche Angriffe zum Rückzug an den San, also nach dem Rücken der ostgalizischen Kampffront gezwungen wird und zwischen der 1. und der 4. Armee bereits russische Heeresabteilungen vordringen. Conrad hat an der Durchfechtung der Schlacht bis zum denkbar letzten Augenblick nicht verzweifelt und nur schwersten Herzens der Ungunst der Lage an seinem linken Heeresflügel Rechnung getragen, zu einem Zeitpunkt, wo der Rückzug schon nicht mehr leicht vonstatten gehen konnte. Die Armeen Österreich-Ungarns aber haben furchtbare Opfer gebracht. Sie haben in dichten Massen zu ungestüm angegriffen und hohe Verluste an aktiver Mannschaft, Unteroffizieren und Offizieren erlitten. Die Stimmung der gegen Krakau zurückgehenden Armeen, deren Verbände und Trains arg durcheinandergebracht worden sind, ist begreiflich gedrückt. Die Ruhr räumt zudem unheimlich unter den Truppen auf. Um so bewundernswerter erscheint die stählerne Energie, mit der Conrad zu Beginn des Oktobers im Anschluß an den Angriff Hindenburgs und Ludendorffs in Polen die erschöpften Truppen zu neuen blutigen Kämpfen emporreißt, die bis zum San Raum gewinnen. Allerdings gelingt ein Weitertragen des Angriffes nicht und der gewaltige Vorstoß der Armeen des Großfürsten Nikolai macht nach einem Mißerfolg bei Iwangorod von neuem den Rückzug in den Raum von Krakau erforderlich. Hier erwehren sich die tapferen, stark zu-

sammengeschmolzenen Streitkräfte Conrads der immer von neuem wiederholten russischen Angriffe und können in der Schlacht von Limanowa-Lapanow vom 5. bis 17. Dezember endlich einen schwer errungenen Sieg an ihre Fahnen heften. In den Karpathentälern und auf den Berghöhen des langgestreckten, waldreichen Hochgebirges wird in langer Front blutig gekämpft. Hier müssen nach Beginn des neuen Jahres zur Stützung der ausgelaugten, wankenden Front deutsche Streitkräfte eingesetzt werden, die erste unter den später zahlreicheren, endlich aber unentbehrlich gewordenen Korsettstangen für das habsburgische Heer.

Unter gewaltiger Begeisterung waren auch die Völker der Monarchie in das gewaltige Ringen gezogen. In Prag fand zu Kriegsbeginn eine mächtige Kundgebung statt, die auch das Tschechentum in vaterländischer Aufwallung zeigte. Das Trutzlied der Deutschen Österreichs, „Die Wacht am Rhein", ist damals auch von Tschechen mitgesungen worden. Ja, es schien, als ob die inneren Probleme Österreich-Ungarns durch die einigende Kraft des Heeresaufgebots überwunden wären, zumal das Parlament, von dem stets eine aufwühlende Propaganda ausgegangen war, ausgeschaltet blieb und der stählerne Wille der Heeresleitung ohne Erbarmen gegen alle Verräterei vorging, die sich zunächst auch nur vereinzelt zeigte. Dann aber kamen die tiefen Enttäuschungen über den Mißerfolg in Serbien und den Mißerfolg gegen Rußland. Die Anziehungskraft der siegreichen russischen Massen auf die Tschechen beginnt zu wachsen, die Ruthenen vollends erblicken in den stammverwandten Streitkräften des Zaren ihre Erlöser vom Druck der in Galizien vorherrschenden Polen. So offenbaren sich während der Dauer der zermürbenden Kämpfe wachsend in den slawischen Teilen von Österreich-Ungarn Zersetzungserscheinungen, die auf das Heer übergreifen und dessen Gefechtswert herabsetzen. Unter solchen Umständen können die deutschen Österreicher, unterstützt nur noch von den Ungarn und geraume Zeit auch von den Kroaten und Bosniaken, den Kampf lediglich mit dem stärksten eigenen Einsatz aufrechterhalten.

Dennoch aber fechten die österreichisch-ungarischen Truppen Schulter an Schulter mit ausgewähltesten Streitkräften des deutschen Heeres die gewaltige, über vier Monate ohne Unterbrechung währende Schlacht im Osten durch, die unter Mackensens Führung bei

Gorlice am 1. Mai 1915 beginnt und die größte Schlacht der ganzen Geschichte genannt werden muß, wobei der Sieg einem unter den mißlichsten Verhältnissen überaus zäh und oft im Gegenangriff abwehrenden, an Zahl weit überlegenen Gegner abgezwungen wird. Erst Ende September ist es, als der Angriff im wolhynischen Raume, bis wohin er aus Westgalizien vorgetragen werden konnte, abgebrochen wird, da die Einnahme der Festung Kowno nach wechselvollen und verlustreichen Kämpfen mißglückte. Die Russen, die während der großen Schlacht mitunter an den Rand des Zusammenbruches gebracht worden waren und vor allem erheblich an Munitionsmangel litten, vermögen jedoch bereits im Oktober schwere Gegenstöße vorzutragen, die auch, wie im November im Styrbogen, namhafte Anfangserfolge aufweisen. Das russische Heer ist mit Ende des Jahres 1915 wieder voll angriffsfähig geworden.

Indessen aber ist den Mittelmächten der ehemalige Bundesgenosse Italien in den Rücken gefallen, nachdem seine Forderungen auf Abtretung des ganzen Südtirol und anderer österreichischer Gebietsteile abgelehnt wurden. Die italienische Kriegserklärung, die am 23. Mai 1915 erfolgt, macht die Abberufung bedeutender Kräfte vom nördlichen Kriegsschauplatz erforderlich. Der greise Kaiser aber gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß trotz dieses „Treubruches, dessengleichen die Geschichte nicht kennt", „die stolzen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custoza und Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden und der Geist von Radetzky, Erzherzog Albrecht und Tegethoff" ihm Bürge für eine erfolgreiche Verteidigung der Grenzen der Monarchie auch gegen diesen neuen Feind sein würden. Und tatsächlich haben die österreichisch-ungarischen Truppen auf diesem Kriegsschauplatze mit zunächst nur vorübergehender Unterstützung durch Truppen des Reiches — allerdings durch das herrliche, zu diesem Zwecke neugebildete Alpenkorps — in langen Kampfjahren Gewaltiges geleistet. Sie halten den Angriff Italiens auf der Tiroler Vormauer Österreichs, dann längs der Karnischen Alpen an der Kärntner Südgrenze sowie am Flußlauf des Isonzo auf, obwohl der Italiener mit völlig unverbrauchten Truppen und einer zahlreichen Artillerie gegen Stellungen vorstößt, die zunächst nur sehr unzulänglich besetzt sind, wo, wie in den Bergen Tirols, vielfach nur schwache Standschützentruppen — aus halben Kindern und Greisen bestehend — die Heimat verteidigen.

Als dann der Feind mit geballten Angriffen einsetzt, sind inzwischen Verstärkungen aus Rußland eingetroffen, und die Italiener erreichen in elf heißen Isonzoschlachten, deren grauenhafte Schrecken an die Hölle von Verdun, an die Sommeschlacht und das Ringen von Flandern würdig heranreichen, immer erneuten Mißerfolg, obwohl sie an Zahl, Geschützen und Material, wie auch insbesondere an Fliegern bei weitem überlegen sind. Der Isonzo wird der österreichische Ruhmesname, hier haben noch einmal alle Völker des Habsburgerreiches ihre soldatische Pflicht erfüllt. Über alles Lob erhaben aber waren hier und in den Tiroler und Kärntner Bergen wiederum Opfer und Einsatz der Deutschösterreicher, ob sie nun im Ausharren und Gegenstoß am blutgetränkten Karste oder auf schwindligen Graten und Gipfeln der Hochalpen, auf ihren vereisten Kämmen, in der weißen Wüste ihres endlosen Winters, ja selbst im Leib der Gletscher und im Inneren der Felsberge geschahen.

Die raumeröffnende Siegesschlacht von Gorlice, die den russischen Heeren ihre Schrecken einflößende Überkraft zerbrach, machte den Angriff der Verbündeten in Serbien möglich, wohin General Falkenhayn zur Entlastung der bedrohten Türkei drängte, wo die bulgarischen Armeen auf den Einmarsch und die Abrechnung mit ihrem alten Nachbarn harrten. Wiederum unter Mackensens Führung greifen zwei deutsche und österreichisch-ungarische Armeen an und vier bulgarische Heere werden sie unterstützen. Diesesmal wird der althistorische Weg über die beiden Grenzströme Donau und Sawe genommen. Die Serben setzen sich mit überlieferter Tapferkeit unermüdlich zur Wehr, aber man merkt es ihrem Heere an, daß die tiefen Wunden noch nicht vernarbt sind, die ihnen der mißglückte Einmarsch der Österreicher im Jahre 1914 trotz allem geschlagen hat. Sie werden, nachdem Belgrad gefallen ist, in heißem Ringen und zahlreichen Gefechten und Schlachten in das Innere ihres Berglandes geworfen. Nachdem sie dann am Amselfelde in ein furchtbares Kesseltreiben genommen worden waren, müssen sie bei eisstarrendem Winter, ihren greisen König und den sterbenden Oberkommandanten mit sich führend, immer wieder von den Albanesen überfallen, einen wahren Verzweiflungsmarsch nach der Adria antreten, von wo sie eine Ententeflotte trotz der unermüdlichen Störungen durch die österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte endlich auf die Insel Korfu rettet.

Als dieser Feldzug beendet ist, erhebt sich arger Zwist zwischen Conrad und Falkenhayn. Der deutsche Generalstabschef widerspricht dem Plane eines selbständigen österreichischen Angriffes gegen Montenegro und auch über die Großunternehmungen des nächsten Jahres wird kein Einvernehmen erzielt. Die Mittelmächte werden gesondert angreifen, vor Verdun und in Italien, wodurch, im großen gesehen, die Offensiven zerflattern. Die bereits schwer bedrängte, mit Verletzung der griechischen Neutralität zur Entlastung der Serben über Saloniki vorgegangene Orientarmee des Generals Sarrail wird nicht mehr mit gemeinsamen Kräften angegriffen und sieht alsbald eine im wesentlichen nur aus Bulgaren gebildete Abwehrfront vor sich. Die Verbündeten aber haben Ende des Ruhmesjahres 1915 ihr Glück für die kommenden Jahre des gewaltigen Ringens durch eigene Schuld vertan.

Dennoch läßt sich das Jahr 1916 gut an. Die österreichisch-ungarische Angriffsgruppe gegen Montenegro erstürmt den hochragenden, die Bucht von Cattaro beherrschenden Lovcen und zwingt den König Nikita zum Sonderfrieden. Siegreich in Albanien eindringend, erobert sie den wichtigen Hafen Durazzo und dringt bis zur Vojusa vor, wo italienische Kräfte ihr Halt gebieten.

Mitte Mai aber kann endlich der Herzenswunsch des Kaisers und des Generals Conrad nach einer Abrechnung mit Italien und Erlösung der Truppen aus der Erstarrung des Stellungskrieges zur Erfüllung gelangen. Aus dem Etschtale, den Südtiroler Bergen und dem Brentatale heraus stürmen auserlesene Gebirgstruppen der Doppelmonarchie auf die schluchtenreiche, von italienischen Sperrforts geschützte Hochfläche der Sieben Gemeinden vor, die den Zugang zur venetianischen Ebene, somit in den Rücken der italienischen Isonzoarmeen, beherrscht. Eben wird nach der Eroberung von Asiago und Arsiero heiß um die letzte Sperrmauer gestritten, da muß der Angriff infolge wahrer Schreckensnachrichten von der russischen Front her jäh abgestoppt werden und, was im Augenblick einer furchtbaren Verstrickung der Kämpfenden an Truppen nur entbehrlich ist, in den Unglücksraum von Wolhynien abrollen.

Der Feldzug gegen Italien schien sich durchaus gefahrlos wagen zu lassen, waren doch gegen Rußland ausreichende Truppen mit ausreichender Artillerie in einigermaßen ausgebauten Stellungen zurück-

geblieben. Aber an der Front der 4. Armee, gegen die sich zu Beginn des Juni der Ansturm der Truppen des Dämons von Wolhynien, Brussilow, erfolgen wird, stehen unter 28 Frontregimentern nur zwei, die in der Mehrzahl aus Deutschösterreichern gebildet sind. Das andere ist Honved rumänischer, serbokroatischer, slowakischer und nur zum Teil magyarischer Nation, sind Ruthenen (Ukrainer) aus Galizien. Die deutschen Fronttruppen dieser Armee, es sind die Regimenter 99 (Südmährer) und 49 (Niederösterreicher) wehren denn auch restlos die russischen Angriffe ab, die nach dem ersten Trommelfeuer an der Ostfront am 4. und 5. Juni 1916 erfolgen. Indes bei der ruthenischen (2.) Division bricht der Feind, zum Teil infolge der geringen Kampfkraft dieser Truppen, zum Teil infolge Ungunst der vielfach zu Menschenfallen gewordenen „Fuchslöcher"-Unterstände trotz des Heldenmutes hier eingeteilter Szekler durch. Auch die 70. Division, zunächst in der Abwehr erfolgreich, wird in das Unglück mit hineingezogen und beginnt den Halt zu verlieren, während die 2. Division beinahe schon aufgelöst ist. In die Frontlücke hinein wirft das Kommando der 4. Armee in übereiltem Einsatz die Wiener Landwehrdivision, die sich in dieser verzweifelten Lage, großenteils ohne Artillerieunterstützung, mit dem traditionellen Heldenmut der Wiener- und niederösterreichischen Truppen der russischen Flut entgegenwirft. Als der Abend über die Schlachtfront des sengenden wolhynischen Junitages herniedersinkt, sind die beiden Landwehrregimenter 1 und 24 grauenhaft ausgeblutet und von der Brandung der Brussilowschen Sturmwogen mitgerissen. Da soeben im Süden der 4. Armee bei Sapanow nichtdeutsche Truppen der Monarchie den Feind in die Stellungen gelassen hatten, da zur gleichen Zeit auch unter unheimlichen Gefangenenverlusten ein Einbruch der Russen bei Okna in Ostgalizien erfolgte, scheint die Vernichtung über die Armeen des Doppelstaates hereinzubrechen. Mitten in dieser entsetzlichen Lage fällt am Nordrande der Einbruchsstelle das ruhmvolle Siegesgefecht bei Siemki, wo deutschösterreichische Landwehr und Heerestruppen die Tschechen und die Honved noch einmal zu siegreichem Gegenstoß vorreißen. Aber obwohl die beiden Regimenter 49 und 99 auch später noch bei Gruziatyn am Rande der klaffenden Frontwunde mit unbeugsamem Heldenmute fechten, kann auch hier der Rückzug nicht mehr vermieden werden, nachdem der Feind bereits

in der Flanke zu weit vorgestoßen ist. In schweren, schließlich für die Russen fürchterlich blutigen Kämpfen ist dann der Dämon von Wolhynien trotz seiner brutal vorgetriebenen Massenangriffe im Sommer und Herbst dann doch gescheitert, und auch die ostgalizische Front konnte trotz schwerster Einbußen und dem Verluste fast der ganzen Bukowina wieder Halt gewinnen. Aber überall wurden die ausgelaugten und brüchigen Ostarmeen Österreich-Ungarns nur noch mit deutschen Aushilfen und eingeschobenen deutschen Verbänden in den Stellungen festgehalten, da die Deutschösterreicher zum allergrößten Teile im Süden in der würgenden Not der Isonzokämpfe oder in der tirolischen Gebirgsfront gebunden sind. So werden die Armeen des Habsburgerstaates weder in Rußland, noch auch im Kampfe gegen Rumänien, der Ende August beginnt, den entscheidenden Anteil besitzen, wenn auch gerade hier Gebirgsbrigaden des Doppelstaates vorzüglich gefochten haben. Ja, obwohl die russische Armee durch die im Frühling 1917 ausbrechende Revolution innerlich erschüttert ist, kann General Kornilow in Ostgalizien am 1. Juli den entsetzlichen Einbruch von Zborow erkämpfen, in dessen Verlauf in wenigen Tagen ganze österreichisch-ungarische Armeekörper sich kampflos den Russen ergeben. Erst mit Hilfe deutscher Truppen wird hier am 19. Juli ein Gegenstoß durchgeführt, dessen wuchtiger Erfolg den Erweis bringt, wie sehr die russische Armee ihrerseits durch die Revolution bereits mitgenommen ist.

Kurz nach dem Ausbluten der großen wolhynischen Schlacht ist am 22. November 1916, ein Leben von 68 Herrscherjahren beschließend, der greise Kaiser Franz Joseph gestorben. Seitdem der flammende Wille Conrads von Hötzendorf Österreich-Ungarn durchdrang, hatte für den ritterlichen alten Herrn nach langen Irrungen im neunzehnten Jahrhundert die Heldenzeit seiner Jugend wieder begonnen. Seine unerschütterliche Festigkeit hielt ebenso treu zum Bunde mit Kaiser Wilhelm II., wie sie auch unbedingte Rückendeckung für das österreichisch-ungarische Hauptquartier zu Teschen war. Das alles wird anders, als der neue Herrscher, der unerfahrene Kaiser Karl zur Regierung kommt.

Der erste, der die Veränderung der Dinge zu spüren hat, ist der nominelle Armeeoberkommandant Österreich-Ungarns, der alte Erzherzog Friedrich. Nachdem dieser in wenig höflicher Form entlassen

worden ist, wird auch der unbequeme, zu selbständige Conrad seines Amtes als Generalstabschef enthoben und mit dem Kommando einer Heeresgruppe in Südtirol betraut. Die Ernennung zum Feldmarschall ist ein schwacher Trost für die bittere Kränkung. Freiherr Arz von Straußenburg, den kaiserlichen Wünschen gegenüber ebenso nachgiebig wie auch ohne Autorität gegenüber den Heeresgruppenkommandanten, übernimmt das österreichisch-ungarische Hauptquartier, das aus Bequemlichkeitsgründen für den Herrscher nach Baden verlegt wurde.

Seinem Wesen nach schwankend und unselbständig, wird Kaiser Karl ganz von seiner ehrgeizigen französischen Gattin beherrscht, die durch Vermittlung ihrer auf Frankreichs Seite kämpfenden Brüder, René und Sixtus, den Frieden selbst um den Preis eines Abfalls vom deutschen Bundesgenossen erstrebt. Der Kaiser erniedrigt sich zu Briefen, die den Franzosen Elsaß-Lothringen anbieten. Die stolze Tradition seines Hauses und einstige Ehre österreichischer Schirmherrschaft am Rheine wird damit preisgegeben. Es ist nicht Karls Verdienst, wenn die Sonderfriedensverhandlungen schließlich scheitern.

Und wie der Kaiser in die bedenklichsten Machenschaften der äußeren Politik hineintaumelt, läßt er im Innern die Zügel schleifen und einen schwankenden Kurs führen. Tschechische Hochverräter wie Kramarsch und Klofatsch werden amnestiert. Der unglückselige Reichsrat darf wieder zusammentreten und läßt laut die Forderungen der slawischen Mehrheit erschallen, in weitem Umkreis die Siegeshoffnungen der Entente belebend. Charakteristisch für die gänzliche Naivität einer solchen Politik wird dieser Kaiser im Oktober des Unglücksjahres 1918 an die kämpfende Front den Auftrag ergehen lassen, eine Abstimmung über Republik oder Monarchie vorzunehmen. Über solchem Wahnsinn allerdings schlugen bereits die Wogen des Verhängnisses zusammen.

In Italien halten die Armeen Österreich-Ungarns noch immer stand. Die elfte Isonzoschlacht (18. August bis 21. September 1917) jedoch zehrt dermaßen an der Kraft der Verteidiger, daß für eine neue Schlacht die größten Besorgnisse gehegt werden müssen. In dieser Not wendet sich die österreichische Kriegsführung erfolgreich an die Deutsche Oberste Heeresleitung. Es kann durch den Einsatz der 14. Armee des Generals Otto von Below die herrliche

Durchbruchsschlacht von Flitsch und Tolmein geschlagen werden, an der auch eine österreichisch-ungarische Armeegruppe unter dem Kommando des Generals Krauß ruhmvoll mitwirkt. Der Angriff nimmt den glücklichsten Verlauf. Am 24. Oktober stoßen die Deutschen und Österreicher vor und können nach Erstürmung beherrschender Höhenstellungen und Durchbruch der Front im Tale die italienische Front von den Kärntner Bergen bis zum Meere zum Wanken bringen. Die Italiener müssen an den Tagliamento, schließlich sogar bis an die Piave zurück. Hier gewinnt ihr Widerstand wieder Halt, da englische und französische Truppen eintreffen, vor allem aber, da es den Italienern gelingt, das Gebirgsmassiv des Monte Grappa zu halten, wo die Österreicher nur am Monte Asolone und Monte Perticca Fuß zu fassen vermögen. Ein Stoß aus den verschneiten Tiroler Bergen heraus, den Feldmarschall Conrad anfangs Dezember unternimmt, kann wohl beherrschende Höhen westlich der Brenta, wie den Monte Meletta, in schweren Gebirgskämpfen gewinnen, aber den Durchstoß in die Ebene muß man auf das Frühjahr verschieben.

Hier hat dann die österreichisch-ungarische Heeresleitung das Glück der Schlachten, auf das sie sicher zu rechnen verhoffte, sich selber zerschlagen. Es hätte mit einem Wunder zugehen müssen, daß dieser verzettelte Angriff, der am 15. Juni mit gewissen Aussparungen vom Tonalepaß im westlichen Südtirol bis zur Adria hinunter unternommen wird, voll gelungen wäre. Generalstabschef Arz besaß leider nicht die harte Willenskraft und unbedingte Autorität wie Conrad. Jeder Heeresgruppenführer vermochte sich seinen eigenen Angriff zu sichern, so daß für keinen Abschnitt die überwältigende, schlechthin unüberwindliche Artillerie und Minenwerfermasse bereitgestellt werden konnte, die zum Gelingen erforderlich war. Außerdem erhielt die Artillerie zu wenig und auch schlechte Munition. So erfolgt der Angriff vom 15. Juni 1918, der zudem den Italienern verraten worden ist, zerteilt, zerflatternd, mit erheblichen Menschenmassen, jedoch nicht mit der unbändigen Durchschlagskraft, die erzielt werden konnte, wenn man in kalter Beurteilung und stählerner Energie alle Möglichkeiten ausgeschöpft hätte. Die Truppen haben sich in dieser letzten Schlacht der Heere des Prinzen Eugen glänzend geschlagen, aber ebensosehr auch tiefe

Wunden empfangen und die bereits errungenen Erfolge am Montello jenseits der Piave und am Col di Val Bella in den Sieben Gemeinden nicht festzuhalten vermocht. Das Ende ist tiefe Enttäuschung, sinkendes Vertrauen in sich selbst und allmähliches Hinsiechen der tapferen Armeen. Es geht eine tiefe Mutlosigkeit durch die an den Berghängen und an der Strombarre ausharrenden Truppen. Dennoch aber scheitert noch im Oktober 1918, zu einer Zeit, wo die unglückselige Politik des jungen Kaisers Karl die Auflösung des alten Staates bereits herbeigeführt hat, wiederholter italienischer Angriff gegen den Monte Asolone, diesen blutgetränkten Pfeiler der Bergstellung, und auch an der Piave halten sich bei Vittorio Veneto die Verteidiger heldenmütig, bis — mitten während des Ringens — Ungarns neue Regierung die ungarischen Truppen abberuft und so tiefe, nicht mehr zu füllende Lücken entstehen. Nur so kommt auch der Sieg der Italiener bei Vittorio Veneto zustande. Er war die Überwältigung eines Sterbenden.

So endet mit dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Armeen im Südwesten der Weltkrieg, denn auch die unter der Führung des Generals Krauß nach dem Sonderfrieden mit Rußland in die Ukraine vorgegangenen österreichischen Streitkräfte müssen nun zurückkehren. Deutschland aber kann — von seinem mächtigsten Bundesgenossen im Stich gelassen — allein nicht mehr weiterkämpfen, nachdem die Bulgaren bereits Mitte September eine schlechthin vernichtende Niederlage durch die Orientarmee erlitten, und das buntscheckige Heer der Alliierten, über Serbien hinwegstürmend, schon an den Pforten von Ungarn erscheint.

Die Auflösung des österreichisch-ungarischen Heeres ist zugleich die Auflösung des Staates, oder richtiger, diese Auflösung ist bereits vorausgegangen. Alle die Völkerschaften Österreich-Ungarns nehmen nun in diesen Oktobertagen den Weg zur Eigenstaatlichkeit, und jedes von ihnen reißt Teile des deutschösterreichischen Volkes mit sich und zwängt sie in die neuen Staaten als Untertanen ein.

So endet das alte Österreich und mit ihm die das südöstliche Mitteleuropa so lang segensvoll bindende Ordnung. Was im Wesen hier seit über tausend Jahren bestand, dessen Erbe ja Österreich war, nämlich das Anschmiegen der mitteleuropäischen Mittel-, Klein- und Bruchvölker an die schützende helfende wegweisende

deutsche Nation, brach in Trümmern auseinander. Die Achse Europas, die von Jütland bis Belgrad reicht, hatte einen gefährlichen Sprung erhalten, das Herz des Erdteils ist in seinem Blutkreislauf gestört. Alle Unruhe und Friedlosigkeit des Abendlandes seit 1918 geht irgendwie auf diese unnatürliche Wendung zurück.

Wiederum Ostmark

Über die Deutschösterreicher geht es wie ein entsetzlicher Traum. Als letztes von allen Völkern erklären sich die deutschen Abgeordneten des österreichischen Reichsrates als provisorische Nationalversammlung und nehmen das deutsche Sprachgebiet der alten Monarchie, soweit es geschlossen ist, für Deutschösterreich in Anspruch. Der Staatsname Deutschösterreich ist der Ausdruck der innersten Sehnsucht, endlich von der Gemeinschaft mit anderen Völkern fern, das eigene Haus errichten zu können. Kaiser Karl aber erklärt, daß er von vornherein jeder Entscheidung seine Zustimmung erteile, die das österreichische Volk über seine künftige Staatsform treffen werde. Er begibt sich in die Schweiz. Die Deutschen Österreichs aber sehen die Habsburger ohne Bewegung scheiden. Mit dem Tode des alten — im Bewußtsein der Bevölkerung fast wie der Inbegriff des täglichen Lebens verankerten — Kaisers Franz Joseph ist das letzte innere Band zu einem Herrscherhaus zerrissen, das seine einzige geschichtliche Möglichkeit versäumte verkannte vertat, nämlich von ganzem Herzen und mit ganzer Kraft sich an das herrliche deutsche Volk der Alpen und Sudeten zu klammern, das so oft den Gesamtstaat mit seinen Heldentaten aus den bittersten Krisen gerettet hatte. Die deutschösterreichischen Abgeordneten beschließen nun am 12. November, einmütig alle drei Parteien des Landes (der Deutsche Nationalverband, die Christlich-soziale Partei und die Sozialdemokratie), als Staatsgrundgesetz, daß Deutschösterreich — zur demokratischen Republik erklärt — ein Bestandteil der deutschen Republik sei. Wie ein Hoffnungsstrahl auf schönere Zukunft durchbricht die Meldung über diesen einstimmigen Beschluß den düsteren, kalten Novembertag von 1918. Jetzt war ein jeder Deutschösterreicher der Zukunft gewiß, denn wie er sich selber in den langen Jahren des

Kampfes vor den anderen Völkern der Habsburgermonarchie vertraut hatte, war er felsenfest von der Unüberwindbarkeit des gesamten deutschen Volkes erfüllt, dessen rein deutsches Heer er mit Bewunderung im Weltkriege kennengelernt hatte.

Aber die Wiener Nationalversammlung und die von ihr gebildete Regierung standen ganz im Zeichen der vierzehn Punkte Wilsons mit ihrer Lehre von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und unterließen es, den Anschluß auf dem Wege der Tat zu verwirklichen. Die Entente gewann Zeit und konnte in dem Vernichtungsfrieden von St. Germain, der Deutschösterreich am 10. September 1919 aufgezwungen wurde, den Anschluß an Deutschland von einem einstimmigen Beschluß des Völkerbundes abhängig machen. Gleichzeitig wird Österreich, denn auch der Name Deutschösterreich ist ihm nach den Friedensbestimmungen zu führen verboten, die fürchterlichste Verstümmelung seines Sprachgebietes zugefügt. Es rächte sich, daß man in Deutschböhmen, in Deutschmähren und Schlesien den Einmarsch der tschechischen Truppen, der zu Ende 1918, zuerst recht tastend und ängstlich erfolgte, nicht mit Waffengewalt abgewiesen hatte, daß man in der felsenfesten Zuversicht auf Wilson und seinen Völkerbund eine Gegenwehr für gar nicht erforderlich erachtete, ja, daß man das sittsame Zuwarten auf das Recht der Selbstbestimmung für das erfolgreichste hielt, das überhaupt getan werden könne. So verlor Österreich sein Sudetendeutschtum. Die Tschechen aber, die in den Jahren vorher sich wahrhaftig militärisch nicht ausgezeichnet hatten, hielten nun mit Waffengewalt Männer nieder, die an den Fronten des Weltkrieges dieselben Tschechen wegen ihrer geringen soldatischen Tugenden auf das tiefste verachtet hatten. Durch St. Germain wird auch von der seit dem Hochmittelalter unversehrt gebliebenen Steiermark der südliche Teil an der Drau und der Sann losgerissen, von Tirol nicht nur das welsche Südtirol mit Rovereto und Trient, sondern auch Deutschsüdtirol. Ja selbst Niederösterreich wird ein Landstückchen vom Waldviertel und der Bezirk von Feldsberg entrissen. Kärnten aber, wo sich die Deutschen ebenso wie die Windischen des Unterlandes mit den Waffen in der Hand gegen die Serben erhoben haben, wird eine Volksabstimmung in zwei Zonen auferlegt. Die zweite Zone umfaßt sogar die Hauptstadt des Landes Klagenfurt, jedoch soll hier erst abgestimmt werden,

wenn der Ausgang in der ersten Zone gegen Österreich entscheiden würde.

So ist das alte Österreich-Ungarn der Geschichte tot. Die deutsche Ostmark als verstümmelter Rest von der einstigen Großmacht übriggeblieben, ist territorial hinter die Grenzen zurückgeworfen worden, die sie bereits um das Jahr 1200 besaß. Die Deutschen Österreichs aber haben den schnödesten Undank erlebt, den die Weltgeschichte jemals zu verzeichnen hat. Denn alle die städtische Kultur im weiten Landbereiche, beginnend mit der alten ungarischen Stadt Preßburg, dem nun seine neuen — tschechischen — Herrn den Namen Bratislava geben, bis hinunter zum Eisernen Tor, wo die Donau sich nach Rumänien wendet, ist deutschen Ursprungs, deutsch ist die Wurzel der Gesittung selbst in Gegenden, die heute als rein tschechisch und magyarisch ihrer Bevölkerung nach angesprochen werden können, nicht zu reden von alldem, was etwa die Slowenen der jahrhundertelangen Gemeinschaft mit den Alpendeutschen verdanken.

Es bleibt in solchem Unglück ein erhebender Trost, daß das wackere Unterkärnten durch den siegreichen Ausgang der ersten Volksabstimmung (10. Oktober 1920) dem Lande die zweite erspart. Zugleich ist es inmitten des schwersten Wirtschaftselends aufrichtender Leitgedanke, den eben noch von der Entente verhinderten Anschluß dennoch zu erwirken und damit den Verlust des Krieges für das ganze deutsche Volk wettzumachen. So spricht sich am 24. April 1921 eine Volksabstimmung in Tirol mit 98,8 Prozent der abgegebenen Stimmen, so eine in Salzburg (29. Mai 1921) mit 99 Prozent für den Anschluß an Deutschland aus. Aber das hoffnungsvolle Beginnen muß durch Einschreiten der Entente gestoppt werden und fortan machen schwerste Wirtschaftsnöte eine freiere Bewegung unmöglich. Im Oktober 1922 bindet der neugewählte Kanzler des Bundesstaates Österreich, Dr. Ignaz Seipel, gegen eine Völkerbundshilfe erneut seinen Staat an die Sperrparagraphen von St. Germain. Als im Sommer 1931 Bundeskanzler Dr. Johannes Schober den Abschluß einer Zollunion mit Deutschland vereinbart, muß das kraftlose Reich der Systemzeit ebenso vor der Warnung der europäischen Großmächte zurückweichen, wie das kleine Österreich. Die inneren Verhältnisse der alten Ostmark beherrschen fortan, wie schon seit 1927, restlos die Geschicke des Bundesstaates.

Die österreichische Sozialdemokratie betreibt von ihrem Bollwerke Wien aus, das in der Bundesverfassung zu einem Bundeslande erhoben worden war, in der terroristischen Form des Austromarxismus die Eroberung Österreichs. Als die Christlichsoziale Partei in der Abwehr erlahmt, kommt in den Alpenländern mächtig die Heimwehrbewegung auf, die sich zunächst in der Person Dr. Pfrimers unter nationaler, anschlußentschlossener Führung befindet. Allmählich aber vermag die christlichsoziale Politik in der Heimwehr den wendigen Fürsten Starhemberg zu gewinnen, der durch schwere Erschütterungen der Gesamtbewegung die Führung erhält. Der national gebliebene steirische Heimatschutz löst seitdem fortschreitend seine Bindungen zur übrigen Heimwehr.

Inzwischen ist in Österreich nach langem und wechselvollem Werdegang, der seine Wurzeln noch bis in die Vorkriegszeit zurückschlägt, der Nationalsozialismus emporgekommen. Verhältnismäßig rasch trat die noch aus Schönerers Zeit her großdeutsch eingestellte Intelligenz in seine Reihen und lawinenartig begannen auch, um den Kern einer früher schon gewonnenen Arbeiterschaft sich gruppierend, Zehntausende Arbeiter und Angestellte zum Nationalsozialismus überzutreten, was für alle Welt durch den überraschenden Erfolg der Landtagswahlen in Wien, Niederösterreich und Salzburg im Jahre 1932 offenkundig wurde. Alle Parteien Österreichs und die früher so starken Heimwehren erlitten gegenüber der vorwärtsstürmenden Hitlerbewegung schwerste Einbußen.

Vollends nach der Machtergreifung Adolf Hitlers im Reiche dringt der österreichische Nationalsozialismus sprunghaft vor. In dieser Lage bildet sich im Schoße der Regierung Dr. Dollfuß aus widersprechenden Elementen eine Gegenbewegung. Ihr gesinnungsmäßiger Kern betont die Eigenstaatlichkeit Österreichs und hat im Laufe seiner Propaganda und des alsbald in Österreich ausbrechenden Kampfes die Parole vom „österreichischen Menschen" geprägt. Bei dieser Gelegenheit ist der alte Kampfruf des siebzehnten Jahrhunderts, „Österreich über alles, wenn es nur will", zu neuem Leben erweckt worden. Als Ausdruck und Kampfmittel für dieses Bekenntnis wird im Frühjahr 1933 die „Vaterländische Front" gebildet, zu einem Zeitpunkt, wo die Mehrheit der Bevölkerung Österreichs in glühender Begeisterung über den beginnenden Aufstieg der

Gesamtnation der Parole „Ein Volk — ein Reich" zujubelt. Die christlichsoziale Partei wird von der Losung der Eigenständigkeit und der nach ihrer Erklärung angeblich bedrohten „Unabhängigkeit" Österreichs gewonnen, nicht ohne Widerstreben ihres nationalen Flügels, von dem sich schließlich die Gruppe um Dr. Rintelen in scharfe Opposition begab. Zu einer solchen Einstellung, auf die auch kirchliche Einflüsse gegen den Nationalsozialismus erheblichste Wirksamkeit gewannen, kam die Sorge der christlichsozialen Partei, wie auch der Landbündler und der Heimwehren um Behauptung ihrer politischen Existenz hinzu, die sie durch den Sieg der Hitlerbewegung gefährdet erblickten.

So entschließen sich am 6. März 1933 die drei vorstehend genannten Regierungspartner, in Österreich eine autoritäre Regierung zu begründen und den Nationalrat zu beseitigen. Dadurch war auch die laute Forderung der Nationalsozialisten nach Neuwahlen und Willensbefragung des Volkes niedergehalten. Alles dies aber leitet zu schrittweise gesteigerten Verfolgungsmaßnahmen gegen den österreichischen Nationalsozialismus, die am 19. Juni 1933 im Verbot der politischen Betätigung der Hitlerbewegung ihren ersten Gipfel erreichen. Weitere Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung Dr. Dollfuß, die bald auch zur Gründung von Konzentrationslagern (genannt Anhaltelager) für Nationalsozialisten in Wöllersdorf, Kaiser-Steinbruch, Messendorf und anderswo führen, und auch sonstige schwere Verfolgungen mit sich bringen, stoßen auf harte, sich ebenfalls schrittweise steigernde und durch keine Strafen zu brechende Gegenwehr der nationalsozialistischen Bevölkerung. Am 12. Februar 1934 schlagen die Sozialdemokraten, deren Wiener Machtposition durch die Heimwehr aufs äußerste bedroht ist, mit der Waffe in der Hand los und werden unter schweren Verlusten und namhaften Zerstörungen niedergeworfen. Im Juli 1934 erheben sich die steirischen und Kärntner Bauern, nachdem bei einem mißglückten Putschversuch zu Wien soeben Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß sein Leben lassen mußte. Auch dieser Aufstand scheitert und rafft Hunderte der kernigsten Alpenbauern hinweg. Noch ging jedoch der innere Kampf weiter, da der österreichische Nationalsozialismus sich trotz der erlittenen Verluste und dreizehn vollzogener Hinrichtungen mit größter Zähigkeit und Erbitterung weiterschlug.

Bundeskanzler Dr. Ignaz Seipel hatte die Außenpolitik seines Staates eng an die reichsdeutsche angelehnt und nichts ohne, geschweige denn gegen das Reich unternommen. Der bedeutende Staatsmann war im Sommer 1932, fast gleichzeitig wie sein so oft erfolgreicher Rivale Schober, gestorben und Dr. Dollfuß näherte nun die österreichische Politik auf das engste an die des Faschismus. In den römischen Protokollen, die er und sein Nachfolger Dr. Schuschnigg unterzeichneten, wurde ein weitgehendes Zusammenarbeiten zwischen Österreich, Ungarn und Italien beschlossen. Die Beziehungen zum Reiche jedoch waren seit dem Frühsommer 1933 außerordenlich getrübt.

In diese für alle Feinde des deutschen Volkes höchst erfreuliche Lage hat der Führer erfolgreich eingegriffen, indem er am 11. Juli 1936 mit der österreichischen Regierung einen Vertrag schloß, der die Beziehungen der zwei deutschen Staaten zueinander wieder normal und freundschaftlich gestalten soll. Schon ist auch die 1933 erforderlich gewordene Reisesperre gegen Österreich aufgehoben worden und die Regierung Schuschnigg hat mit Amnestierungen eingekerkerter und verhafteter Nationalsozialisten begonnen. Schon ist der Besuch österreichischer Regierungsmitglieder im Reiche erfolgt.

Noch ist der Weg zur endgültigen Befriedung Österreichs schwer und langwierig. Wir dürfen hoffen, daß der Genius der deutschen Nation über den schweren inneren Kampf hinweg das Volk der Ostmark zu glücklicherem Lose, zu stolzer Entfaltung seines innersten Wesens und Wollens führt.

Denn eine Ostmark ist Österreich wiederum geworden! Sein deutsches Volk ist auf das stärkste von dem ewigen Feinde menschlicher Gesittung, dem Bolschewismus, bedroht, der durch sein Bündnis mit der Tschechoslowakei ins Herz von Mitteleuropa vorstößt. Österreich ist nach der Auflösung Österreich-Ungarns wiederum in eine Markenstellung eingerückt. Und wenn einst die Fluten asiatischer Zerstörung den Namen mongolisch-tatarischer Völker trugen, so ist heute der jüdische Bolschewismus der Bedroher. Möge die Ostmark Österreich in der Abwehr dieses Feindes wieder ruhmvollste Tage erleben wie einst, als sie im Rahmen und in Gliedschaft des Reiches Anstürme der Magyaren, Mongolen und Türken zum Scheitern brachte! Dann wird das herrliche Alpenland einen deutschen Morgen erleben, wie er ihm in stolzen Tagen der Vergangenheit leuchtete.

Des Ostmarkdeutschen Wesen und Wert

Des Ostmarkdeutschen Wesen und Wert

An der geschichtlichen Großtat der Gründung eines deutschgeführten Reiches, das sich in seiner besten Zeit von der Schelde und dem Schwarzwald im Westen bis in die Maisfelder des heutigen Rumänien und die Obsthaine des mittleren Serbien erstreckte und noch in seiner letzten Daseinsform als Österreich-Ungarn zehn nichtdeutsche Völker, ja wenn man den ladinischen und den türkischen Volkssplitter hinzurechnet, sogar zwölf, zusammenschloß, haben alle deutschen Stämme Anteil gehabt. Wir sehen die Alemannen eine beträchtliche Rolle im Gefolge der mittelalterlichen Habsburger spielen, schwäbischen Zuzug gerade auch aus den österreichischen Vorlanden bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein am Staatsaufbau beteiligt, und tief nach Ungarn seine kolonisierende Kraft entfalten, wenn auch im heutigen Österreich das eigentlich alemannische Siedlungsgebiet östlich nur bis zum Arlberg und in das oberste Lechtal vordringt. Franken waren als Kolonisten in Österreich seit der Gründung der zweiten Ostmark schon durch den Einfluß des fränkischen Herrschergeschlechtes der Babenberger stark beteiligt. Sie haben die Kernkraft jener Siebenbürger „Sachsen" gebildet, die im zwölften Jahrhundert in den fruchtbaren Winkel der Transsylvanischen Alpen zogen. Sie besitzen starken Anteil am Entstehen der deutsch-mährischen und deutsch-böhmischen Bevölkerung. Das sächsische und schlesische Element bauen den Hauptstock des Sudetendeutschtums auf. Ersteres verleiht den Deutschböhmen, letzteres den Deutschmährern und Deutschschlesiern Eigenart und Gepräge. Den Ostalpen- und Donauraum aber beherrschen im geschlossenen deutschen Volksbereich die Bajuwaren, die im Lande nördlich der Donau mit ihren Siedlungen auch nach Südböhmen und Südmähren, hier allerdings stark mit Franken durchsetzt, ausgreifen.

Dieser deutsche Volksblock, allen Stämmen verpflichtet, hat das Österreichertum geschaffen, das — seiner scharfen Grenzlage nach und durch seine jahrhundertelang erfüllte geschichtliche Aufgabe im Raume des Sudeten- und des Karpathenbogens sowie im Bereich des Balkans und Italiens — in zahllosen Kanälen Einflüsse fremder Art aufzunehmen und in sich zu verarbeiten hatte. Der bodenständigen Zähigkeit des bajuwarischen Stammes ist es zu danken, daß solche Überfremdungen verkapselt und überwunden werden konnten, auch dann, wenn sie, wie während der Kulturverwelschung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, mit starkem Übergewicht auftraten, oder wo wie im Schmelztiegel Wien ein namhafter Zustrom fremden Blutes, besonders slawischer Art, erfolgte. Hier hat sich das erstaunliche Ergebnis gezeigt, daß die fremdsprachigen Zuwanderer, von der liebenswürdigen Gewalt dieser menschenformenden Stadt ergriffen, ihrem Deutschsein assimiliert worden sind, sich bereits in der zweiten Generation dem Wienertum voll zugehörig fühlen und die fremde Wurzel ihres Lebens vergessen haben. Entscheidend aber ist dabei, daß sich hier nicht etwa eine entnervte Mischbevölkerung bildet, sondern dieses Wien seine deutsche Eigenart sowohl im künstlerischen Bereich wie im wissenschaftlichen Schaffen, aber auch in einer erstaunlichen politischen Gesinnungstreue geoffenbart hat. Diese einzigartige Leistung ist um so bemerkenswerter, als seit der Revolution des Jahres 1848, begünstigt durch die Herrschaft des Liberalismus und nur wenig durch den späteren konfessionellen Antisemitismus der Luegerpartei gehemmt, stärkster jüdischer Zuzug aus böhmischen, mährischen, galizischen und ungarischen Ghettos her nach Wien erfolgte, und diese jüdischen Parasiten ihrer Artung gemäß alsbald im geistigen und wirtschaftlichen Leben, sowie auch in der Politik, dies besonders in der liberalen und dann in der Sozialdemokratischen Partei, eine bedeutende Rolle spielten. Noch stärker ist seit dem Unglück des Jahres 1918 das ausgesprochen ostjüdische Element in Erscheinung getreten. Es konnte — wiederum durch die Christlichsoziale Partei nur höchst unzulänglich bekämpft, vom Austromarxismus aber gedeckt und gefördert — mächtigste Entfaltung nehmen. Die arischen Führer der ehemaligen Sozialdemokratischen Partei Österreichs, ein Sever, Renner, Glöckel und wohl auch Karl Seitz treten gegenüber den Bauer, Deutsch, Austerlitz,

Ellenbogen, Danneberg, Breitner und Tandler zurück, die in der Partei die maßgebendste Rolle spielten. Trotz einer so begünstigten und jährlich anwachsenden, jüdischen Bevölkerung blieb der urwüchsig deutsche Charakter des Wieners unbestritten und machte sich immer wieder ein von der Sozialdemokratie nur sehr mühsam unterdrückter Rassenantisemitismus geltend, der sich in den Kreisen der Intelligenz zu feindseliger und sehr wirksamer Abwehr des Judentums verdichtete. Das jüdische Element ist darum in Wien schon durch die gesunde Ablehnung seitens der bodenständigen Bevölkerung ein entfernbarer Fremdkörper geblieben.

Worin bestehen nun aber Wesen und Eigenart des im heutigen Gebietsbestande vorweg auf bajuwarischer Grundlage erwachsenen Österreichertums? Es ist gut, hier mit schweren Mißverständnissen aufzuräumen, die sich bei den Reichsdeutschen über den Deutschösterreicher gebildet haben.

Seit der Gründung des Zweiten Reiches entschwand das Deutschtum Österreichs stetig mehr dem Bewußtsein der Bevölkerung des Reiches, zumal Bismarcks Worte von dem „saturierten" Deutschland den kleindeutschen Charakter des Reiches und den Ausschluß von 12 Millionen Deutschösterreichern vergessen ließen. Der landläufige Reichsdeutsche hatte von der österreichisch-ungarischen Monarchie eine um so unklarere Vorstellung, da er in staatlichen Einheiten zu denken erzogen und gewohnt war. Staats- und Volksnamen deckten sich für ihn, so daß er, gutgläubig und ebenso nach einem einheitlichen Nenner zielend, auch das Habsburgerreich von Österreichern und Ungarn bewohnt dachte, wie er etwa Belgien von Belgiern, nicht aber von romanischen Wallonen und germanischen Flamen bevölkert meinte. Welche Sprache aber die von ihm konstruierten Österreicher nun eigentlich redeten, war ihm nie problematisch geworden. Er wird in einfacheren Kreisen der Bevölkerung wahrscheinlich gemeint haben, österreichisch. Nun brachte der Weltkrieg durch die sich ergebende Waffenbrüderschaft dem reichsdeutschen Soldaten und Offizier Einblicke in die verbündete österreichisch-ungarische Armee, die für ihn nichts weniger als erfreulich waren. Oft in verlustreiche Kämpfe an Frontabschnitten mit hineingeworfen, wo österreichisch-ungarische Truppen versagt hatten, fragte er bei der eben erwähnten Vorschulung nicht nach dem Volkstum der un-

zuverlässigen Truppenteile, sondern sah nur mit Ingrimm die gemeinsame Uniform und brach über den soldatischen Wert dieser Armee und der von ihm konstruierten Österreicher den Stab, wobei die Ungarn — der Name Magyare blieb dem Reichsdeutschen verhältnismäßig fremd — im Urteil etwas günstiger abschnitten, schon aus dem deutschen Romantikbedürfnis heraus, das dem fremdartigen Magyarentum wohlwollend ist. Kam der Reichsdeutsche verhältnismäßig selten in Waffenbrüderschaft mit deutschösterreichischen oder doch vorwiegend deutschösterreichischen Regimentern, weil dort die vorerwähnten Unglücksfälle eben nicht auftraten, so blieb ihm der Begriff „Österreicher" auch noch mit dem einer babylonischen Sprachverwirrung verbunden und, was etwa einmal doch ein geschickter Lehrer ihm einst in der Kinderzeit über die Deutschen des Alpenlandes und der Donau erzählt haben mochte, wurde mit davon verdunkelt. So endete der Weltkrieg, der die große Verbrüderung aller Deutschen hätte mit sich bringen können, mit schweren Irrtümern. Da aus solchen Fehlmeinungen leicht und rasch gefällte absprechende Urteile gegen den österreichischen Soldaten und dann gegen den Österreicher schlechthin laut wurden, konnte während des Krieges wie auch nachher sich da und dort unnötige Verbitterung bei den Ostmarkdeutschen einwurzeln. Immer wieder muß darum betont werden: Der deutschösterreichische Soldat hat sich im Kriege den besten reichsdeutschen Truppen ebenbürtig erwiesen. Der Alpendeutsche brachte in das gewaltige Ringen seine berggewohnten, zähen, an Strapazen und Entbehrungen gewöhnten Körper und eine hervorragende Schützenkunst mit. Die Sudetendeutschen wieder haben diesen Krieg gerade infolge ihrer Nachbarschaft zu den Tschechen in seiner ganzen Bedeutung als Kampf des Deutschtums verstanden und aus dieser Erkenntnis eine ungeheuere Opferfreude und Einsatzbereitschaft gewonnen. Seit jeher ausgezeichnete Soldaten, gaben diese beiden Gruppen der deutschösterreichischen Bevölkerung während des Weltkrieges in schweigendem Einsatz ihr Bestes. Die Erfordernisse, welche der dreieinhalb Jahre dauernde Krieg im Hochgebirge an die deutschösterreichischen Soldaten stellte, wo oft Hunderte von Menschen den Weißen Tod durch Lawinensturz fanden, sind in ihren ungeheueren Ausmaßen mit nichts anderem zu vergleichen. Der berühmte Trenkersche Film „Berge in Flammen"

mag von diesem stummen Heldentum auch im Reiche eine leise Vorstellung begründet haben. Wenn der Reichsdeutsche mit Recht über die Unzuverlässigkeit österreichisch-ungarischer Divisionen klagte, durch die er schwere Verluste erlitt, wieviel mehr hatte der deutsch-österreichische Soldat und Offizier darunter zu leiden, der seit Kriegsbeginn an dieser Last trug und überall eingesetzt wurde, wo irgend ein fremdsprachiges Regiment vor dem Feinde versagt hat. Wurden doch deutsch-österreichische Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften geradezu unter fremdsprachige Regimenter aufgeteilt und viele von diesen haben, an den schwierigsten Stellen eingesetzt, dabei den Heldentod erlitten. Die Blutkarte für die Weltkriegsverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie redet eine deutliche Sprache. Haben die Deutschösterreicher von insgesamt 12 Millionen fast 500 000 Tote auf den Schlachtfeldern liegen gelassen, so erreichen auf das Tausend der Bevölkerung die Totenopfer in Deutschmähren die erschütternde Höhe von 44, in Kärnten von 37, in Deutschböhmen die von 34.

So dürfen wir mit leichter Hand den Vorwurf löschen, der unverdient über einem Heere liegt, das mit der Waffe in der Hand auf der Walstatt gefallen ist.

Blieb bei dem früher erwähnten Versagen vieler nichtdeutschen Truppen des Doppelreiches auch der österreichischen Führung die Palme des Sieges nur allzu oft versagt, so steht doch der Name des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf unter den ersten des Krieges überhaupt. Hat doch dieser Mann mit feurigem Geist, genialen Einfällen und einer unerschütterlichen Zähigkeit selbst in den mißlichsten Lagen den Glauben an den Sieg der Mittelmächte hochgehalten, der für ihn auch der Sieg des deutschen Volkes gegen seine Bedränger war. Wie lange hielt Conrad diesen Willen zum Siege in der heißen Lemberger Schlacht aufrecht, während zur selben Zeit der jüngere Moltke übereilt und unnötig an der Marne das Schicksal der deutschen Nation preisgab. Hätte doch der deutsche Generalstabschef etwas von der stählernen Härte des Österreichers Conrad besessen!

Und sehen wir so auch die österreichische Heeresleitung in einem anderen als dem herkömmlichen Lichte, so muß noch besonders die politische Leitung der Deutschösterreicher gewürdigt werden. Haben

sie doch in den viereinhalb Jahren des Weltkrieges Völker in der deutschen Kampffront festgehalten, deren Intelligenz längst im Lager der Entente stand und die auch etwa gegen Russen und Serben keinen Nationalhaß aufzubringen vermochten, weil sie selber Slawen waren. Aber nicht die Kriegsartikel allein, die bis zum Schluß mit unerbittlicher Strenge in der Armee gehandhabt wurden, vermochten dies zu bewirken. Hier war es die diplomatische Art des Deutschösterreichers, mit leichteren aber oft wirksameren Mitteln nachzuhelfen. Oft und oft haben im Kriege wenige zu Herzen gehende Worte und das gütige Wesen eines Vorgesetzten nichtdeutsche Truppen wie anhängliche Kinder lenken und willig in das schwerste Feuer und die bitterste Kampfesnot führen lassen. Diese Bindung und Beeinflussung der zehn mitteleuropäischen Kleinvölker und Volksteile war die letzte unsterbliche Ruhmestat des Österreichers für das ganze deutsche Volk. Die Tragweite dieser Leistung wird uns erst heute so recht klar, wo wir unter diesen Völkern etwa das tschechische im Lager des Todfeindes deutscher und menschlicher Kultur stehen sehen. Wir dürfen das Vollbringen der Deutschösterreicher während des Weltkrieges würdig flechten in den Ruhmeskranz seiner geschichtlichen Gesamtleistung. Denn die Österreicher haben auf allen Schlachtfeldern, wo sie Sieger waren oder wo sie unterlagen, als ritterliche Kämpfer und Helden gefochten. Sie haben sich im Buche der deutschen Geschichte in vielen Kriegen mit ihrem Blute eingeschrieben, oft auch als einsame Kämpfer für Deutschlands Ehre, während andere deutsche Stämme abseits standen und die große Stunde der Nation nicht erkannten.

Eines allerdings mag vorweg eingeräumt werden: Auf jene fabelhafte äußere Strammheit, die bei der Ausbildung der deutschen Truppen stets eine so große Rolle spielte, kam es im österreichischen Heere nicht in erster Linie an. Schon Prinz Eugen von Savoyen hat dies gegenüber der preußischen Ausbildung festgestellt, wobei es als Selbstverständlichkeit gesagt werden muß, daß österreichische Truppen, wenn sie darauf eingeschult werden, auch hierin sicher den Wettbewerb mit den übrigen deutschen Stämmen auszuhalten vermögen.

Nun hört man aber öfter Einwände aus reichsdeutschem Munde, die den Österreicher als energielos und schlapp bezeichnen wollen.

Gehen wir diesem Fehlurteil nach, so werden wir fast immer als Ursache das zu bescheidene, zu stille, zu wenig „angebende" Auftreten und Wesen des Österreichers erblicken können. Er ist in allem viel weniger laut und scheinbar weniger bestimmt als der normale Reichsdeutsche. Schon wenn wir bei Passau, Salzburg oder Kufstein Österreichs Grenze betreten, nehmen wir wahr, daß hier die Welt sogleich stiller geworden ist. Der Österreicher urteilt nicht leicht und nicht obenhin. Er ist mehr der ruhige Beobachter, und obwohl sein Stamm keinen exakten Philosophen großen Schlages hervorgebracht hat, werden wir kaum anderswo in Deutschland soviel an philosophischer Lebenshaltung wie hier finden. Irgendwie schwebt Weltweite über dem Denken und der Wesensart der Österreicher. Er greift über den Einzelfall gern in den Kern der Dinge und betrachtet Menschen und Ereignisse oft wie von einem hohen Berge herab. Verleiht aber dieses eine vornehme und bescheidene Haltung, so kann es nur zu leicht von der größeren Zungenfertigkeit anderer übertäubt werden und Verkennung finden. Hier wirkt sich die naturhafte Frische, oft sogar Kindlichkeit im Wesen des Österreichers, die seine Stärke und Unverwüstlichkeit ausmachen, ungünstig aus. Er läßt sich nur allzu leicht Zurücksetzungen gefallen, nicht weil sein Selbstbewußtsein und sein Ehrgefühl geringer entwickelt wären als bei anderen deutschen Stämmen, sondern weil er manches für unwesentliche Äußerlichkeiten hält, was andere schwerer nehmen, weil er überhaupt die Bedeutung der reinen Formalitäten gegenüber dem wirklichen Wert einer Sache gering, oft zu gering achtet. Gerade darin allerdings liegt zugleich seine unvergleichliche diplomatische Gabe, die ihn die Dinge durchwärmen und beseelen läßt, die ihn befähigt, über Kleines, über unbedeutende Reibungen hinweg nach einem gesteckten Ziele hin zu wirken. Darum dringt er bei Verhandlungen auch leichter durch als der zu korrekte Norddeutsche, der sich schwer aus der Gebundenheit seines eigenen Wesens zu lösen, noch weniger aber mit Nachsicht in das Wesen des anderen einzufühlen vermag. Und die Welt liebt im Grunde so sehr diese menschliche Belebung dienstlicher Angelegenheiten, dieses über den augenblicklichen Gegenstand hinweg zur Teilnahme an den Sorgen des andern sich verdichtende Verhalten. Man fühlt die gesellige Art des andern und ist erfreut, man fühlt einen Menschen vor sich, und jede Ver-

handlung geht leichter vonstatten. Der Österreicher ist auch als Beamter sehr angenehm, weil er persönlicher ist, weil sein ganzes Wesen zu offenbaren scheint, daß die Vorschriften für den Vorteil der Menschen, nicht aber die Menschen für die Vorschriften geschaffen sind. So gehört das Verbindliche in der Artung des Österreichers, seine Liebenswürdigkeit und gewinnende Art, nicht in den Bereich erlernter Diplomatie, auch nicht zu einer angenehmen Oberflächlichkeit, die Tiefen vermeidet oder sich um strenge Vorschrift drücken möchte, sondern zur eigenartigsten Anlage dieses deutschen Stammes. Er wäre auch ohne sie kaum der ihm gestellten geschichtlichen Aufgabe Herr geworden.

Der Österreicher mußte ja in dem vielzüngigen Habsburgerreiche diese Fähigkeit pflegen und weiter entwickeln, wollte er eine Aufgabe lösen, die bei der Mannigfaltigkeit des südöstlichen Mitteleuropa nicht mit dem raumeröffnenden Schwerte allein, sondern auch, ja vorwiegend, durch die raumüberbrückende Kunst der Menschenbehandlung gelöst werden mußte. Nur aus solcher Gabe heraus vermochte sich jene Klugheit zu entwickeln und auch jene mit dem Unwägbaren irgendwie rechnende Zähigkeit, die in der österreichischen Geschichte wiederholt der größten Schwierigkeiten Herr zu werden vermochten. So ist er denn auch nicht dem überwältigend starken Fremden, das aus dem bunten Habsburgerreich an ihn herandrängte, erlegen, sondern hat es zu formen und zu ordnen verstanden, so daß das Fremde umgekehrt auch heute noch seines Wirkens Spuren nicht verleugnen kann, auch dort, wo die Nachfolgestaaten mit aller Wucht entfesselter Deutschfeindlichkeit die alte Zeit auszulöschen bemüht waren.

Aber man täusche sich nicht darüber hinweg! Diese anschmiegsame, versöhnende Art, diese sanfte Ruhe, wie sie dem Ostmarkdeutschen zu eigen sind, sein weltweises Über-allen-Dingen-Stehen, das ihm so oft als Weichheit und Schwäche fehlgedeutet wurde, geben zu ihrer Zeit einer ganz anderen Seelenhaltung Raum, nämlich wilder Kampfentschlossenheit und brandendem Zorn, die nicht Rücksicht nehmen auf zerstörende Folgen, nicht auf Weib und Kind, auf Haus, Gut und Lebensglück, wenn der Österreicher in seiner innersten Tiefe erfaßt ist, wenn er zum Kampf um Prinzipien gestellt wurde, die nicht mehr überbrückt werden können. In solchen Zeiten

flammt in diesem Alpenlande, auch in Wien, dessen so weiche Luft jedem Besucher auffällt, ein rasender Trotz empor, der nur endet mit abgeschlagenem Haupt oder erwürgtem Atem, und ein Bekennermut steht auf, der selbst die innigst geliebte Heimat dem Zwang des Gewissens opfert und mit unerschütterlicher Seelengröße selbst dem Leben entsagt, das der Österreicher doch wie kaum ein anderer auszukosten vermag. Im fünfzehnten Jahrhundert erhebt sich die Wiener Bürgerschaft gegen ihren Landesherrn und erliegt. Auf der Richtstätte äußert der Bürgermeister Konrad Vorlauf als letzten Wunsch, als erster vor seinen Ratsherren den Todesstreich empfangen zu dürfen, damit er, der ihnen im Leben immer ein Vorlauf gewesen, es auch noch im Tode sein könne. Tausende sind aus Österreich um ihres Glaubens willen in die Weite gezogen und haben diese „Gottessach" über ihr schönes Bauernanwesen, über ihre heimatlichen Täler und Berge gestellt und selbst die Zerreißung der Familie lieber erduldet, als wankend zu werden in ihrem Innern. „Gott und der rechte Glauben" bleiben, wie das Lied des vertriebenen österreichischen Protestanten Schaitberger ergreifend sagt, ihr Schatz und Vermögen. So haben Österreicher immer dem Tod und bitterem Schicksal ins Auge zu schauen vermocht. Und wenn der Dichter Ottokar Kernstock als einen Kriegerdenkmalspruch die Verse schrieb:

„Frisch gewagt, nicht lang bedacht,
Fromm vertraut auf Gottes Macht,
Froh des Lebens Strauß gepflückt,
Frei dem Tod ins Aug' geblickt!",

kennzeichnete er damit das Wesen seiner Landsleute. Das Sterben von Andreas Hofer zeigt uns die Gleichartigkeit des Tiroler Schlages, von dessen Spannweite aus kindlicher Weichheit zu grimmigstem Trotz sein kernhaftester Dichter Adolf Pichler Zeugnis gibt. Er vergleicht ein kleines Südtiroler Flüßchen mit seinen Landsleuten: „Die Talfer ist ein echter Tiroler: klein und friedlich fließt sie im Kies und tut keinem Veilchen am Ufer was zuleide; wenn es aber der Himmel will, dann braust sie auf und wütet, daß rings die Sturmglocken um Hilfe rufen."

Auch in der Dichtung Österreichs, trotz ihres romantischen Ausschweifens in die Weite, trotz ihrer Daseinsfreude, die rotwangigem

Leben so zugetan ist, begegnet uns immer wieder auch eine Herbheit, die etwa das ganze Lebenswerk von Grillparzer bestimmt, die Großlinigkeit der Stifterschen Welt bedingt, die sebst den versöhnlichen Anzengruber in seinem „Vierten Gebot" zu härtester Unerbittlichkeit lenkt, die in Schönherrs wuchtiger Dramatik waltet und uns gerade in der jüngsten Zeit in Josef Weinheber auch den strengen Lyriker der höchsten Form gegeben hat. Es ist eine auffallende Bestimmtheit des Wesens, die gar nichts mit verschwommener Weichheit zu tun hat und selbst die einfachsten Existenzen in Österreich so sehr zu in sich gefestigten Persönlichkeiten mit festen Lebensmaximen und begründeter Weltanschauung erhebt. Ist nicht diese Art mit aller Deutlichkeit sogar aus dem Fiakerliede zu entnehmen, das keineswegs bloß musikalisch, sondern mehr noch nach dem Texte gewertet werden muß? Kraft des Urteils, eine fest gefügte Logik und ein ernsthafter Wahrheitsdrang sind aus dem Wesen des Österreichers nicht hinweg zu deuten.

Ja, aber ist er nicht zu sehr ein Genießer, ein Phäake und Feiertagsmensch? Wer diese Frage stellt, hat sich über die Kümmerlichkeit der Lebenshaltung, die wir vom Bodensee bis zur ungarischen Steppe nur mit wenigen Ausnahmen als vorherrschend antreffen, wohl kaum je eine Vorstellung gemacht. Österreich ist eigentlich nie ein richtig reiches Land gewesen und die ungezwungene Lebensfreude seiner Bewohner erwächst auf einfachen Grundlagen eines sehr bescheidenen Lebensgenusses. Gewiß, der Österreicher kann sich freuen, weil er es viel mehr als andere Deutsche versteht, den flüchtigen Augenblick zu werten, ja, weil er ihn sogar als echtester Schauspieler zu mimen und vorzuleben vermag. Es ist geradezu ein Vorzug des Volksstammes, daß sich der Deutschösterreicher leichter und freier zu offenbaren und zu freuen versteht als andere deutsche Stämme. Er ist darin dem Rheinländer am nächsten verwandt, er freut sich am Lachen auch um des Lachens willen, die „Hetz" und die „Gaudi" helfen ihm oft über die bitterste Not des Lebens hinweg.

Er kann restloser Feierabend machen als ein anderer und wird fröhlich sein, auch wenn zur Bestreitung einer solchen Fröhlichkeit ihm nur lächerlich wenig Geld zur Verfügung steht. Man sehe doch, wie wenig selbst beim Heurigen ausgegeben wird, um eine Welt von Stimmung sich zu erringen. Wer aber etwa von Wien nur die

Stätten der Fröhlichkeit, nur Grinzing und Nußdorf und Sievering kennengelernt hat, dürfte nicht über den Leichtsinnn und die Oberflächlichkeit der Wiener, sondern nur über seine eigene Geschmacksrichtung den Stab brechen, wenn er an der Fülle von Kunstwerken mahnender Denkmäler und steingewordener Geschichte aus mehr als tausend Jahren so achtlos vorüberging. Der Heurige und der Wurstelprater sind für den Wiener nur eine Form des Feiertagsvergnügens, neben der etwa die Wanderung in der freien Natur, ja selbst mühselige Bergfahrten unendlich mehr ins Gewicht fallen.

Aus all dem Vorgesagten ist ersichtlich, daß, wer den Österreicher nur nach seinem angeborenen Frohsinn und der gefälligen Form seines Lebens allein beurteilen möchte, fehlgeht. Es hat sich in seinem Wesen ja die merkwürdige Verknüpfung bajuwarischer Urkraft und Lebenslust mit schwäbischer Innigkeit und fränkischer Kunstbegabung und fränkischem Temperament vollzogen, wozu vielfältig, man möchte sagen von allen Seiten der Windrose her, besonders aber aus dem Sudetenraume noch andere Einflüsse und Anregungen gekommen sind. Soviel kann über den Ostmarkdeutschen mit Sicherheit ausgesagt werden: so wie seine Heimat nur ein Teil der großen deutschen Landschaft ist, so wie seine geschichtlichen Taten deutsche Werktat sind und ebenso sehr dem deutschen Ganzen dienten, als sie zugleich eines der seltsamsten Staatengebilde der Weltgeschichte zu formen vermochten, so wie seine Dichtung erwuchs aus dem Schoße gesamtdeutschen Schaffens, wie seine Musik die Herzen aller Deutschen im Innersten zu bewegen versteht, so ist der Deutschösterreicher selber nicht bloß ein deutsch redender Österreicher, nicht eine seltsame Züchtung artentfremdeten Wuchses. Nein, er ist, und dafür steht die Welt seiner Taten und davon künden die flammendsten Zeugnisse seiner Dichter von Walter von der Vogelweide bis auf Ottokar Kernstock, in seinem Innersten deutsch. Diese Deutschheit hat ihn befähigt, die Sendung eines Österreichers zu erfüllen und sein Österreichertum hat dem gesamtdeutschen Vaterlande vielfältige Dienste gezollt und reiche, belebendste Gaben dargebracht. Das sangeskundige Land und seine treuen Bewohner werden nie aufhören, deutsch zu sein. Eine Lösung der Deutschösterreicher aus der Gesamtnation, so wie etwa der Begriff Schweizer leider es bedeutet, wird niemals eintreten.

So können wir Wesen und Art des Landes und seiner Leute, der weltkundigen, fröhlichen Wiener, wie der schollenverwurzelten Ober- und Niederösterreicher, der sangesfrohen, gemütvollen Kärntner, der urwüchsigen Steirer, der einfachen Burgenländler, wie auch der versonnenen Bergmenschen aus Salzburg, Vorarlberg und dem kunstfertigen Tirol am besten mit den Dichterworten kennzeichnen:

„In Liedern und in Taten
Treudeutsch bis in den Tod!"

Stammtafel der Habsburger (1273—1519)

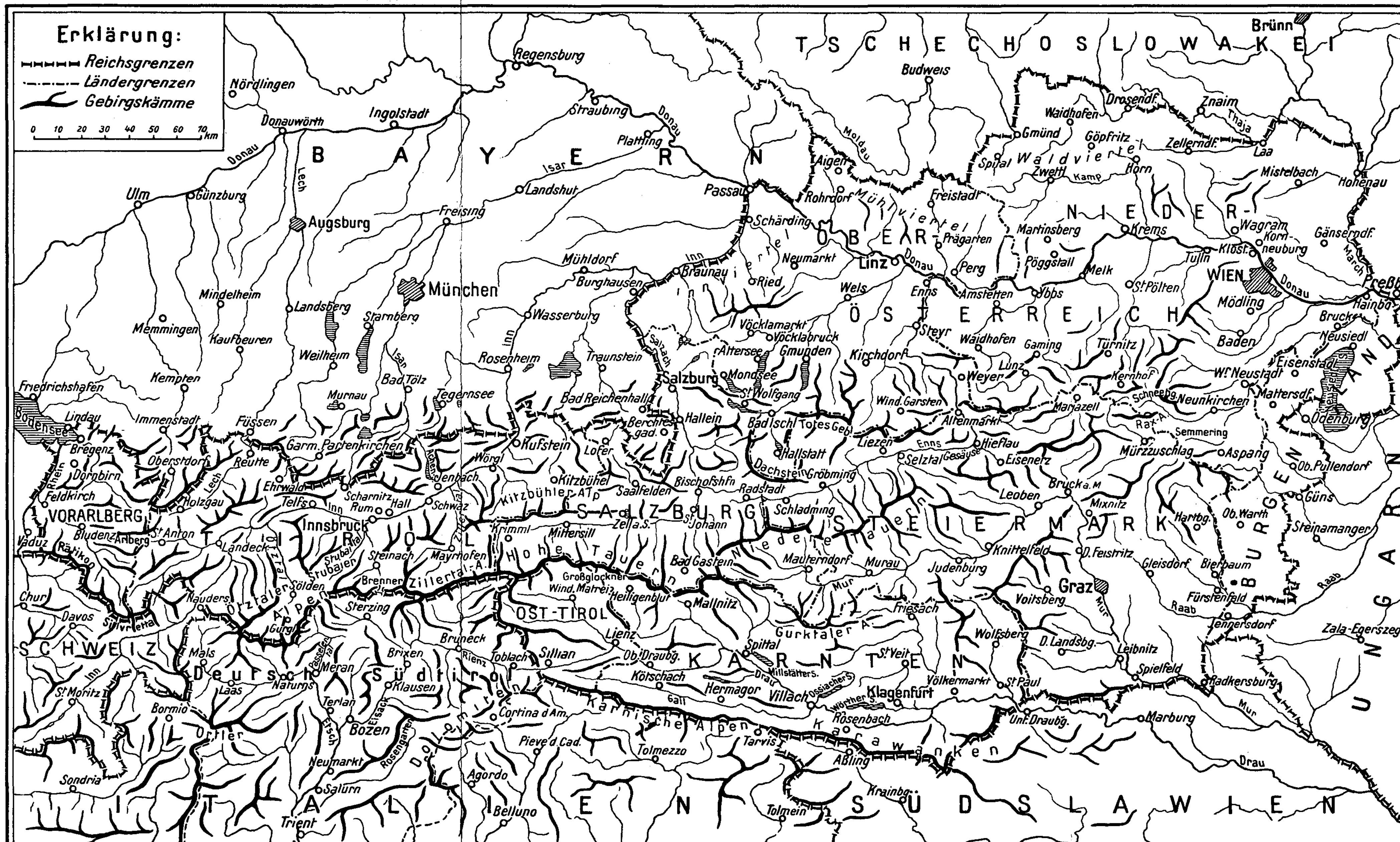
- Rudolf I. (Rudolf von Habsburg 1273—1291) † 1291
  - Albrecht I., † 1308 (Deutscher König 1298—1308)
    - Rudolf III. † 1307 (König von Böhmen 1306—1307)
    - Friedrich (d. Schöne) † 1330 (Deutscher König 1314—1330)
    - Leopold † 1326
    - Albrecht II. † 1358
      - Rudolf IV. der Stifter † 1365
      - Friedrich III. † 1362
      - Albrecht III. † 1395
        - Albrecht IV. † 1404
          - Albrecht V. † 1439 (Deutscher König 1438—1439, König v. Ungarn u. Böhmen 1437—1439)
            - Ladislaus Postumus † 1457 (Ende der Albertinischen Linie)
      - Leopold III., † 1386 (gefallen bei Sempach)
        - Wilhelm † 1406
        - Leopold IV. † 1411
        - Ernst der Eiserne † 1424
          - Friedrich V. † 1493 (Deutscher König als Friedrich III. 1440—1493)
            - Maximilian I. † 1519 (Deutscher König 1486—1519)
          - Albrecht VI. † 1463
        - Friedrich IV mit der leeren Tasche † 1439
          - Sigismund der Münzreiche † 1496 (verzichtet 1490 zugunsten Maximilians)
    - Heinrich † 1327
    - Otto der Fröhliche † 1339
  - Rudolf II., † 1290 Vater des Johann Parricida

Verzeichnis der 16 Bildtafeln

Register

der Namen, historischen Orte und Begebenheiten

Deutsch-Österreichische Heimat



Karte zu R. Suchenwirth, das tausendjährige Österreich

Verlag von F. Bruckmann AG., München

Werdegang und Aufstieg Österreichs im Bilde der territorialen Entwicklung.



Karte zu R. Suchenwirth, Das 1000jährige Österreich, Verlag von F. Bruckmann A. G., München. Maßstab 1 : 7,500.000 1 mm = 7·5 cm Freytag & Berndt, Wien.